Das englische Indien

im Jahr 1843.

Von

Ed. von Warren,

ehemaligem Offizier in englischen Diensten.

Uebersetzt

von

C. A. Schmitt.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.

1846.

T/66/318

[illegible]

Das englische Indien

im Jahr 1843.

Von

Ed. von Warren,

ehemaligem Offizier in englischen Diensten.

Uebersetzt

von

C. A. Schmitt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.
1846.

I 66/318

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

England uses her friends as a hunts man his pack
For she thinks, when she likes, she kan whistle them back.

Goldsmith.

England behandelt die Freunde, gleichwie der Jäger die Meute:
Hat sie die Peitsche verscheucht, lockt er durch Pfeifen sie her.

Bei Abfassung dieses Werkes stellte ich mir zweierlei Aufgaben, wodurch dasselbe in zwei ganz und gar verschiedene Partien und Theile, die einander aber gegenseitig zum Beweis und zur Begründung dienen, zerfällt. In dem ersten suchte ich mit vielleicht nur roh aneinandergereihten, aber wenigstens gewissenhaft aufgesuchten Materialien die Lücken auszufüllen, welche durch den Tod des Verfassers in dem ausgezeichneten Werke von Jacquemont geblieben sind. Sein Tagebuch und Briefwechsel umfassen nur die Präsidentschaften von Bengalen und Bombai; die von Madras fehlt bei ihm ganz. Diese Provinz

hat aber durchaus nicht weniger Wichtigkeit und Interesse als die beiden andern, namentlich für Frankreich, das hier eine so große Rolle spielte, hier so viele Denkmäler seines Ruhms und seines Unglücks zurückließ; sie ist die Wiege der englischen Macht, sie unser Schlachtfeld eines 25jährigen Kriegs; sie ist vielleicht der Theil Indiens, wo man die eigenthümlichsten Nationaltypen findet. Und überdieß, was wissen wir von dem reichen Erbtheile, das wir unsern Bussy, Labourdonnaye, Dupleix verdanken, und das während unserer Bürgerkriege das ehrgeizige England uns nahm. Denkt Einer unter Hunderttausenden daran? haben wir ein einziges Werk, das uns auch nur annähernd eine Idee davon gibt, außer durch Analogie, wie in dem Werk von Jacquemont? Es ist wahr, sein Blick ist so durchdringend und richtig, er faßt alle lokalen Eigenthümlichkeiten so scharf auf, und gibt sie mit einer so genauen und lebendigen Darstellung wieder, die verschiedenen Theile Indiens sind überdieß so gleichartig und ähnlich, daß, wer das eine gelesen hat, wohl ahnt, was zur Ausfüllung des Ganzen noch fehle. Aber die Lücke bleibt dennoch unermeßlich; ich habe versucht sie auszufüllen: ob es mir geglückt ist, mag der Leser entscheiden.

Meinem ernsten und positiven Charakter zufolge aber habe ich bald die Beschreibung verlassen, um die politischen Fragen zu erörtern.

In dem zweiten Theil bin ich zu Betrachtungen, durchaus neu für die französische Presse, übergegangen; ich habe die wichtigsten und nützlichsten Punkte behandelt, die sogar in England bis jetzt wenig erforscht worden sind, da man sich scheut, diese Fragen freimüthig zu erörtern und zu beleuchten, ja im Gegentheil sich bemüht, sie im Dunkel zu lassen oder in einem falschen Lichte darzustellen. Also die gegenwärtige moralische, sociale und politische Stellung der englischen Macht in Indien ist es, die ich mir vorgenommen habe, durch einfach und getreu dargestellte Thatsachen, deren Augenzeuge ich selbst war, zu enthüllen, zu beleuchten und zu würdigen. Jacquemont, hauptsächlich mit geologischen Studien beschäftigt, konnte nur beiläufig diese Materie berühren, und überdieß hat sich die politische Lage seit seiner Zeit durchaus geändert. Ich habe mir vorgesetzt, die Geschichte des heutigen Indiens zu studiren, seine Zukunft aus den jetzigen politischen Zuständen zu erkunden; ich habe mich bemüht, diese Nationen so kennen zu lernen, wie sie der Sturm vermischt hat; ich habe diese Völker-Breccie untersucht, wie sie die Fluth des Verhängnisses nach und nach an den Fuß von England angeschwemmt hat.

Ich habe versucht, ihre Lebenskraft, den Grad und Grund ihres Zusammenhalts, die Keime ihres Wachsthums und ihrer Abnahme zu schätzen. Genug Andere haben sich mit der Geschichte ihrer Vergangenheit beschäf-

tigt; ich hätte nur schon gebahnte und oft begangene Pfade wandeln müssen; die Vergangenheit hat für mich nur ein untergeordnetes Interesse, sofern sie mich die Zukunft im Spiegel sehen läßt. Ich könnte mit dem Dichter sagen: „Was nicht mehr ist, hat es für uns je existirt?“ Das was ist, das was sein wird, das kümmert uns. Hier machte mich meine ausnahmsweise Stellung zum Herrn meines Stoffes und ich mußte mein Ziel erreichen. Diesen Theil meines Werkes halte ich daher für vollständig; ihn zu widerlegen wird schwer sein, da alle Angriffe an den Thatsachen scheitern müssen.

Ein neunjähriger Aufenthalt in Indien, während dessen ich die Ereignisse, quorum pars minima fui, aufmerksam beobachtete, setzten mich in Stand, die gegenwärtige Lage der Dinge zu schätzen. Ich habe außerdem die offiziellen Dokumente und alle Werke, sowohl englische als französische, welche die verschiedenen Partien meines Stoffes behandeln, zu Rath gezogen. Endlich habe ich die unerschöpfliche Fundgrube von Montgommery Martin ausgebeutet; hier habe ich ohne Maaß, ohne Bedenklichkeit, ohne Gewissenszweifel geschöpft, denn hier habe ich mächtige Waffen gefunden, Aufklärungen, die um so merkwürdiger sind, da sie aus einer englischen Quelle kommen, von einer besondern Autorität in indischen Angelegenheiten, von einem ehrenhaften und angesehenen Manne. Bin ich nun auf eine reiche Erzader gestoßen, so habe ich sie in

ihrer vollen Mächtigkeit durchwühlt und sie mir ganz angeeignet.

Die Wahrheit war es, die zu suchen ich nach Indien ging; um mich nicht zu täuschen, wollte ich mit eigenen Sinnen untersuchen, wollte ich sie ganz nackt besehen und betasten. Es ist die Wahrheit, es ist die ganze Wahrheit, welche ich jetzt meinem Vaterlande darbiete. Aber, indem ich überall von den Untersuchungen meiner Vorgänger und Zeitgenossen Gebrauch mache, werde ich „dem Kaiser geben, was des Kaisers ist“ und den Schanzgräbern der Wissenschaft ihren verdienten Obolus nicht vorenthalten. Ich werde bei meinen Plagiaten redlich verfahren und alle meine Quellen, aus denen ich schöpfe, nennen.

Ich überlasse meinen ersten Theil, der nichts als eine einfache Erzählung am Kaminfeuer ist, allen Kritiken und Ausstellungen, die man machen will, hoffe aber dennoch auf einige Nachsicht: was ich dem Publikum hier biete, sind die abgerissenen Blätter meines Tagebuchs, geschrieben ohne Anmaßung, unter dem augenblicklichen Eindruck, oft in Eile, am Rand eines Weges, auf dem Pflasterboden einer alten Moschee, auf dem Fußgestell eines Götzenbildes in einer Pagode, am Abend eines langen Marschtages, ausgestreckt auf meinem Feldbette, oder nach den Aufregungen eines Kampfes. Meine Leser mögen sich auch gefälligst erinnern, daß ich erst kurz den

Degen mit der Feder vertauscht habe; daß in den zehn Jahren meiner Entfernung von der Heimath ich nur die Laute einer fremden Sprache hörte; dieß wird, troß dem daß mein Herz treu blieb und immer sich nach dem milden Himmel Frankreichs zurücksehnte, mein Ausdruck hie und da verrathen; ein lang ungebrauchtes Werkzeug mußte rostig werden.

Mein zweiter Theil hat wenigstens das Verdienst, daß er eine beträchtliche Menge von durchaus neuem Material in den literarischen Kreisumlauf bringt. Er wird sich durch eine methodische Eintheilung, durch unantastbare Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit empfehlen. Er wird vielleicht eine kaum geahnte Zahl von geheiligten Vorurtheilen umstoßen, eine Menge Trugbilder zerstören, eine Menge Irrthümer, um so gefährlicher, weil ohne Diskussion als wahr angenommen, aufheben; er wird vielleicht der englischen Regierung zeigen, wie viel Gutes sie thun könnte, und wie groß der Nutzen wäre, wenn sie es thäte. Ich zeichne ihr die Richtung ihrer Politik vor, wie sie ihr durch ihre wahren Interessen vorgeschrieben wird, freilich ganz verschieden von dem bisher befolgten Weg; endlich habe ich meinen Zeitgenossen einen neuen Gesichtspunkt angewiesen, von wo aus sie einen ausgedehnteren Gesichtskreis umfassen und leichter den Enthüllungen der Zukunft folgen können.

Ich habe mich vielleicht zu sehr beeilt, mein Werk

der Presse zu übergeben, aber ich konnte meiner Ungeduld nicht Herr werden, da ich die übertriebene Meinung und die Illusionen sah, die man sich in England und durch eine sehr natürliche Verbindung der Ideen auch in Frankreich von der Art und der Festigkeit der englischen Macht in Indien machte; Illusionen, die beiden Mächten gefährlich werden könnten, indem sie bei der einen den angeborenen Uebermuth der herrschenden Aristokratie bestärken, bei der andern die Unentschiedenheit und Furchtsamkeit ihrer Politik vermehren, so lange sie die Großsprechereien der englischen Presse für Glaubensartikel annimmt.

Ich glaube mein Streben, den Engländern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hinlänglich bewiesen zu haben, ebenso meine Erkenntlichkeit und meine persönliche Freundschaft für Einzelne, und sogar mein ungeheucheltes Interesse, das ich an ihnen als Nation nehme; aber ich will nicht, daß man ihre Regierung für besser und stärker halte, als sie ist. Was die Menschenliebe anbelangt, so stehen die Franzosen nicht hinter ihren alten Rivalen zurück. Diese aber möchte ich gerne überzeugen, daß sie ein größeres Interesse haben, Frankreich mächtig zu sehen und seine Freundschaft schonend zu benutzen, als sich mit einer Macht zu verbinden, die schon lange nach dem schönsten Juwel der englischen Krone lüstern ist, und die ihre Lage, ihre Bedürfnisse, ihr Ehrgeiz, ihr Verhängniß unvermeidlich auf Mittelasien und Indien hinweisen.

Wenn meine schwache Feder — indem sie in Frankreich dem Genie, dem Muth und der Beharrlichkeit eines vorzüglich patriotischen und kriegerischen Volkes Anerkennung zu verschaffen sucht, indem sie den gesunden Volkssinn auf der andern Seite des Kanals über die Unsicherheit der Macht, von der es berauscht ist, aufklärt; — wenn meine schwachen Bemühungen eines der Bande, welche die beklagenswerthe Albernheit Lord Palmerstons zerrissen hat, wieder anknüpfen können, so glaube ich meine Schuld gegen beide Länder getilgt zu haben: die Schuld eines Sohnes gegen Frankreich; die Schuld der Gastfreundschaft gegen ein Volk, das ich persönlich als großmüthig erprobt habe, und dem ich jederzeit Glück und Erfolg wünsche, so lange es nicht auf die Herabwürdigung meines Vaterlandes ausgeht.

Immerhin, und wie auch die Reinheit meiner Absichten sein mag, weiß ich, daß ich mich auf die heftigsten Anklagen und vielleicht die rohsten Beleidigungen von Seiten der englischen Presse gefaßt halten muß. Der Weg der Wahrheit war immer schwierig und steil, immer gebahnt und betreten von Märtyrern, aber ich halte mich an den göttlichen Ausspruch: die Lüge hat niemals gegen sie obgesiegt, und wird nie obsiegen. Mein Buch mag von den Wogen umhergeworfen werden, aber es wird oben bleiben, es wird bestehen, denn es trägt die Wahrheit.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das englische Indien im Jahr 1843.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Ursachen und Beweggründe zur Reise nach Indien. — Rathschläge des Grafen Dupuys. — Abreise nach England. — Widrigkeiten bis zur Einschiffung, Langweile der Ueberfahrt.

Zu derselben Zeit, wo Frankreich die Krise von 1830 durchmachte, stellte ich mich zum zweitenmale zum Examen in die polytechnische Schule. Dieses zweite Examen hatte beinahe denselben unglücklichen Erfolg, wie das erste: es hatte mir, als Ersatz für alle meine Nachtwachen und Arbeiten die Ehre, unter die Zulaßbaren gerechnet zu werden, und die Eröffnung eines Platzes in St.-Cyr verschafft, den ich schon vor 3 Jahren beim Konkurs hätte erhalten können. Dieser Erfolg befriedigte meinen Ehrgeiz nicht, der mit all seinen Träumen und Wünschen ausschließlich auf Indien gerichtet war, Indien, wo ich geboren, wo meine ganze Familie zurückgeblieben war, und an das mich so viele trübe und freundliche Erinnerungen ketteten.

Ganz besondere Umstände schienen mir die Bestimmung angewiesen zu haben, einst der Schanzgräber der Wahrheit in diesen so wenig und so schlecht gekannten Gegenden zu werden. Mein Vater, Offizier bei der irischen Brigade von Dillon in französischem Dienste, war zur Zeit der Revolution im Jahr 1789 emigrirt und nach England gegangen, um dort Dienste zu suchen; aber absichtlich im entfernten Indien, wo er dem französischen Adler nicht zu begegnen hoffte. Dort machte er sich einen Namen, ebenso ausgezeichnet im Dienste der Waffen als der Wissenschaft, in der Literatur und in der Astronomie. Es genügt zu bemerken, daß er Waffengefährte des Majors Lambton, Mitarbeiter am Längenvermessungs-Büreau, Korrespondent und Freund von Laplace und Legendre war.

Im Lauf seiner Arbeiten hatte er Gelegenheit, Pondichery zu besuchen, das damals in den Händen der Engländer war. Gewonnen von den Reizen einer jungen Französin ehelichte er sie, und ich wurde zu Madras, auf der Küste Koromandel, unter dem Schatten und Schutz der englischen Fahnen, denen ich später ebenfalls zu dienen bestimmt war, geboren.

Nachdem die Bourbonen durch die Restauration waren nach Frankreich zurückgeführt worden, beeilte sich auch Kapitän Warren, dieses Land wieder zu sehen, und dorthin seinen Sohn, in dessen Herzen er die geheiligte Liebe zum Vaterlande zu entflammen und zu erhalten suchte, zu verpflanzen.

Durch Vermögensrücksichten genöthigt, beinahe sogleich wieder nach Indien zurückzukehren, ließ er mich in Nancy unter der Obhut einiger Freunde und unter der mütterlichen Sorgfalt zweier alten Tanten.

Meine Erziehung war somit eine durchaus französische, aber sie konnte meine ersten Triebe nicht wieder auslöschen: ich war und blieb das Kind Asiens; dasselbe unbestimmte Verlangen, die erste Empfindung, die ich gekannt hatte, sie trugen mich immer

dorthin zurück. Meine Augen, kaum dem Lichte geöffnet, wandten sich schon mit Liebe zu den braunen Gesichtern, die mich in meiner Wiege einschläferten, die mich mit ihrer Milch nährten, zu diesen sanften und einfachen Wesen, die meiner schwachen Kindheit eine so rührende Sorgfalt widmeten. So früh unter den kalten Himmel Lothringens verpflanzt, hatte mein Herz doch nicht jenen reineren und leuchtenderen Himmel vergessen; mein Ohr sehnte sich nach jenen sanften indischen Weisen und nach dem entfernten Murmeln der Wogen.

Ferner hatte ich allein aufwachsen müssen, eine Waise, ohne die Gefühle der Blutsfreundschaft, ohne die süßen Liebkosungen der Geschwisterliebe zu empfinden; das Alter und die Zeit waren gekommen, wo diese Entbehrungen unwiderstehlich in meinem Herzen sprechen mußten.

Endlich sah der Ehrgeiz in diesem meinem Heimathlande eine Laufbahn sich eröffnen, wo mir noch Niemand zuvorgekommen war. Was wußte man im Jahr 1830, was weiß man denn heute von diesen ungeheuren Ländereien, wo Frankreich eine so große Rolle gespielt hat. Hatte man seit vierzig Jahren den geringsten Versuch gemacht, von der Politik und Macht unserer Rivalen in der ausgedehntesten ihrer Provinzen sich nur einige Kenntniß zu verschaffen? Wären solche Nachforschungen nicht für Frankreich von der höchsten Wichtigkeit, indem sie über Macht und Stärke unseres Gegners einen sichern Maßstab geben? Diese Gedanken wurden mit der Zeit immer mehr Herr in mir und unterdrückten alle andern: und indem ich mich endlich derselben bemeisterte, bereitete ich mir die Aussicht vor, in der Zukunft meinem Lande nützlich sein zu können.

Obwohl mein erster Zweck war, zu meiner Familie zurückzukehren, nahm ich mir doch schon dabei eine lange Pilgerreise vor, um die weniger bekannten Gegenden des englischen Indiens zu besuchen, und hier alle nöthigen Daten zu sammeln, woraus ich später eine politische Analyse und eine Geschichte seiner heutigen

Regierung herstellen wollte. Diese Idee einmal gefaßt, brauchte ich einen Plan, um sie methodisch zu verfolgen; einen solchen sollte mir die Erfahrung eines älteren Mannes verschaffen, zur Ausführung selbst aber fühlte ich Beharrlichkeit und Kühnheit genug in mir.

Ich hatte das Glück, in Paris einen Freund zu besitzen, wie man sie selten in der Welt trifft: Herrn Larsonnier, Schatzmeister der Pairskammer, einer der edelsten aus jener heldenmüthigen irischen Brigade, welche an allen ruhmvollen Thaten Frankreichs Theil hatte, und diesem einen seiner reinsten und berühmtesten Namen schenkte: Marschall Macdonald, Herzog von Tarent. Herr Larsonnier erfaßte und billigte meinen Plan; gleich den andern Tag führte er mich zu dem Manne, der damals die zuverläßigsten Anweisungen und die nützlichsten Rathschläge über den besten Weg, den ich einzuschlagen hätte, geben konnte.

Der Graf Dupuys, lange Zeit Generalgouverneur der französischen Besitzungen in Indien, die er nicht ohne Mißgriffe, aber mit Eifer, Talent und Würde verwaltet hatte, lebte damals zu Paris, zurückgezogen von den Geschäften im Kreis seiner verehrungswürdigen Familie. Er war meinem Vater persönlich abgeneigt gewesen, aber diese Feindschaft hatte ihren Grund nur in politischen Meinungen gehabt und die gegenseitige Achtung nie aufgehoben. Der Graf Dupuys empfing mich mit Wohlwollen und nöthigte mich, beim Diner zu bleiben. Ich sehe noch dieses ehrwürdige Haupt vor mir, diese langen silbergrauen Haare, diese zitternden Hände, wie er mit ihnen seinen Enkel, der ihm auf die Kniee geklettert war, streichelte; ich sehe noch seine belebten Züge, seine leuchtenden Augen, den lebhaften Ausdruck seiner beinahe patriotischen Vorliebe, wenn er von Indien sprach. Er rieth mir nachdrücklich, auf meinem Vorsatze zu beharren: „es ist eine großartige und schöne Laufbahn, sagte er, die noch nicht betreten ist, wo es noch ungeheure Schätze von Kenntnissen auszubeuten

gibt: hier ist noch eine ganz neue Welt zu entdecken. Hier ist ein Netz von ungeheuren Reichen, die wir trotz der glänzenden, unserem gewöhnlichen Leichtsinn gemäß leider schon vergessenen, Ueberlieferungen eines Bussy, Dupleix, Labourdonnaye nicht kennen. Aber wenn Sie die großen Fragen Indiens erforschen und ergründen wollen, so setzen Sie Ihre Hoffnung nicht auf die französische Regierung. Nur unter englischem Banner können Sie Ihr Ziel erreichen. Jede Verwendung, die Sie von der französischen Verwaltung in diesen kleinen Staaten Pondichery, Karikal und Chandernagor erlangen können, würde Sie nur wie ein kleines Insekt in einem Tropfen Wasser ertränken, um Ihren Blick und Ihre Wißbegierde eine chinesische Mauer ziehen, vor der Sie nie etwas Weiteres zu sehen bekommen würden. Von der andern Seite, wenn Sie von dieser Regierung nur eine einfache Reiseunterstützung zu philosophischen und politischen Studien in Indien verlangen, so werden Sie so karg unterstützt, die Ihnen angewiesenen Mittel (im Fall man Ihnen überhaupt etwas gibt) werden so ärmlich sein, daß Sie wahrscheinlich vor Elend in irgend einer Wüste umkommen werden, weggerafft von der Cholera oder aufgezehrt vom Gallenfieber; und wenn Sie alle diese Hindernisse und Gefahren überstehen, werden Sie so gut wie Nichts gesehen haben; alles wird vor Ihren Augen wie in einem großartigen Schattenspiel vorübergegangen, das Räderwerk, das diese ungeheure Maschine der englischen Macht in Indien in Bewegung setzt, würde Ihnen immer noch ein unlösbares Räthsel geblieben sein. Nirgends eine befreundete Hand, die Ihnen den Faden durch dieses Labyrinth reichen würde; denn der rühmenswerthe englische Patriotismus lähmt jede Zunge in Gegenwart eines Fremden. Um die Geheimnisse Indiens zu durchdringen, müssen Sie ein Engländer werden. Ihr Vater hat den Engländern gedient: er hat an ihnen großmüthige Herren gefunden, welche gewissenhafte Dienste gut belohnen. Folgen Sie seinem Beispiel, dienen Sie England mit

Energie, Eifer und Redlichkeit, mit Aufopferung, wenn es sein muß, Ihrer Gesundheit und Ihres Lebens. Nachher, wenn Sie zurückkommen, wenn Sie den aktiven Dienst aufgegeben haben, können Sie ohne Verrath alles, was Sie gesehen haben, zum Vergnügen des Publikums und zum Nutzen der Wissenschaft und der Politik erzählen."

Dieß waren die Rathschläge des Ex-Gouverneurs. Seine Aeußerungen über eine Reise im Auftrag der französischen Regierung schienen sie nicht eine Prophezeihung zu enthalten von dem tragischen Geschick Jacquemonts, der gerade zwei Jahre vor mir sich ebendahin unter französischen Auspizien einschiffte, um zwei Jahre später in Erfüllung seiner Pflicht bei unzureichenden Hülfsmitteln seinen Tod zu finden? Der Plan des Grafen Dupuys schien mir ausführbar. Mein Vater hatte wirklich England gedient; der Herzog von Wellington war während des Krieges gegen Tippo-Sahib sein Oberst gewesen; sie hatten sich im Jahr 1815 in Paris wieder getroffen; der Herzog hatte ihn auf's freundlichste aufgenommen, ihn zur Tafel geladen, und, da er erfuhr, daß mein Vater mich in Frankreich zu meiner Erziehung zurücklassen wolle, diesen Entschluß getadelt, indem er sich verpflichtete, wenn er mich zu einem Engländer machen wolle, mich zu begünstigen und mir eine Lieutenantsstelle zu verschaffen. Im Vertrauen auf solche Versprechungen glaubte ich Herr meiner Zukunft zu sein, und bereitete mich ohne Bedenken zur Abreise nach London.

Ich war wie das Mäuschen bei Lafontaine, das noch gar nichts von der Welt gesehen hat; ich zweifelte weder an den Menschen noch an meinem Stern, und obgleich meine Familie mir zu dem Vorhaben, das sie überhaupt für Unsinn hielt, nicht die nöthige Unterstützung geben konnte, machte ich mich doch in die weite Welt auf, mit fünfzehn Napoleon in der Tasche und mit der Gewißheit, nach meiner Ueberfahrt über den Kanal, meinen Rubikon, keine Unterstützung mehr empfangen zu können.

Freilich ahnte ich nicht den rauhen Empfang in diesem traurigen Klima, bei einem Volke, das, man mag sagen was man will, gegen jeden, der ohne Vermögen und ohne bedeutende Empfehlungen kommt, höchst ungastfreundlich ist. Kein Volk, es ist wahr, macht solche Ansprüche auf die Tugend der Gastfreundschaft, aber die öffentliche Meinung hat darüber schon längst ihr Urtheil gefällt; und jeder Fremde, den die Umstände arm und ohne Unterstützung, schaudernd unter dem feucht-kalten Himmel, hier an den Strand warfen, hat, wenn nicht Interesse der Politik oder der Eitelkeit für ihn sprach, einen Grad des Elends gefunden, wie gewiß nirgends. Ich habe nicht die Absicht, trübe Erinnerungen wieder aufzufrischen: wenn ich im Allgemeinen viel gelitten habe, so muß ich im Einzelnen glänzende Individualitäten anerkennen. Ich habe in England Freunde gefunden, und ich besitze sie noch, die ich ewig lieben werde, ihnen zu lieb will ich die übrigen vergessen. Nichts mehr also von Altengland; ich werde nur noch von seinem schönen und edlen Heer reden, von diesem Heer, so ritterlich und tapfer, so wenig geschätzt und so vernachläßigt von England, für welches es sich unaufhörlich unter allen Himmelsstrichen opfert. Reden werde ich ferner, um ein Ehrenzeugniß abzulegen von dieser englisch-indischen Gesellschaft, so verschieden von dem Gesellschaftsleben in England; denn es ist eine sonderbare, aber allen Engländern eigene Erscheinung, daß eine Entfernung aus England, der Umgang mit Fremden, das Abschleifen auf Reisen oder die militärische Kameradschaft nöthig ist, um den oft verborgenen Edelstein aus seiner rauhen Hülle zu schälen. Die Engländer sind nirgends unliebenswürdiger als bei sich in England; in der militärischen Uniform und unter dem tropischen Himmel scheinen sich ihre guten Eigenschaften viel vortheilhafter zu entfalten.

Es war der 1. November des Jahres 1830, als ich in London, freilich mit unvollkommener Kenntniß der englischen Sprache, die doch um meine Wiege getönt hatte, landete. Es ist unnöthig,

hier zu beschreiben, wie ich allmählig alle meine Hoffnungen schwinden sah, wie trotz der strengsten Sparsamkeit und der härtesten Entbehrungen in wenigen Tagen meine Mittel sich aufzehrten; wie ich zwei Monate lang, diese zwei schrecklichen Monate November und December, überall trübe, aber in London trostlos, mit dem Elend, der Verlassenheit und endlich der Verzweiflung rang; wie mein Stern mich immer nach Asien wies, und wie ich mir freiwillig jede Möglichkeit der Rückkehr nach Frankreich abschnitt. Ich überspringe diese lange Bedrängniß, und finde mich wieder am 1. Januar 1831 als Midshipman ein amphibisches Geschöpf, halb Offizier, halb Matrose, an Bord eines kleinen Kauffartheischiffes Aurora, das nach Madras und Kalkutta segelte.

Unsere Masten, vor einer starken Brise sich beugend, schienen Frankreichs Küste zu grüßen; die Augen voll Thränen folgte ich ihren Linien, sah sie nach und nach am Horizonte verschwinden. Ich will diese Gefühle nicht wieder hervorrufen: wer einmal sein Land, seine Stadt, sein Dorf, vielleicht auf immer, verlassen mußte, hat sie empfunden.

Die, welche den Zustand eines Midshipman aus den Schilderungen von Marryat in seinem Peter Simpel und Midshipman Easy kennen gelernt haben, würden sich sehr irren, wenn sie glaubten, die unglückliche Abart dieses Namens auf einem Kauffahrer führe das gleiche Leben. Die Art, welche Marryat beschreibt, der Midshipman der königlichen Kriegsmarine ist ein Vogel von viel lebhafterem Gefieder, von einem köstlichen Leben in Vergleich mit jenem. Der Schiffszögling der königlichen Marine wird als ein Gentleman betrachtet und behandelt; sein Namensbruder auf dem Kauffahrer, wird wie ein Galeerensklave gehalten. Wir theilten zu fünf das Berth, oder den Verschlag, wo man uns einsperrte, einen Raum von 6 Fuß in der Länge, 4 Fuß in der Breite und 5 Fuß in der Höhe. Hier hatten wir unsern Tisch, unsere Koffer, die uns als Sitze dienten, hier hingen wir Nachts unsre Hänge-

matten auf, neben und über einander. Wir hatten zu zwei und zwei die Viertelwache mit den Offizieren, denen wir abwechslungsweise als Adjutanten, um ihre Befehle zu überbringen, ihre Botschaften auszurichten, und als Schlachtopfer ihrer übeln Laune und ihrer Rohheit dienten. Viel schlechter genährt als der Matrose, (von verdorbenem Käse nnd wurmstichigem Zwieback) weil man von unserer Kraft weniger forderte, verachtet sogar von den Matrosen, weil wir weniger nützten und weniger Kenntniß besaßen, wurden wir geneckt, bestohlen und von allen Seiten gequält, geschlagen von allen, und uns unter einander selbst schlagend. Dazu kam noch, daß ich ein Franzose war, und daß bei den niederen, ja sogar bei den mittleren, weniger gebildeten Ständen des englischen Volks, zu welchen die Matrosen, die Midshipmen und selbst die Offiziere gehörten, ein unversöhnlicher, blinder, roher Haß gegen Jedermann existirt, der dem alten Erbfeinde Englands als Landsmann angehört; so war ich bald der Zielpunkt der schlechtesten Leidenschaften des menschlichen Herzens, gegen den Jeder den Geifer seines niedrigen Nationalhasses ausspie, das unglückliche Spielzeug dieser großen Kinder. Diese erste Probe mußte mich wohl zweifeln machen an der Großmuth der englischen Natur! Während der dritthalb Monate, in denen ich allen physischen und geistigen Qualen preisgegeben war, die nur mein Alter und mein Temperament ertragen konnten, suchte ich umsonst eine hülfreiche Hand, ein mitleidiges Auge . . . nicht ganz umsonst, ich wollte undankbar dich vergessen, armer Neptun; ich fand bald zwei große Augen voll von Anhänglichkeit, immer auf mich geheftet: es war ein schöner Newfoundländer, der sich immer zu meinen Füßen legte, wenn ich nach vollbrachter Arbeit mich in einer Ecke bei der Schaluppe in einer Art von verzweiflungsvoller Unthätigkeit niederkauerte. Wie oft, wenn er meine Hände leckte, lenkte er meine Gedanken, die schon am Rande des Wahnsinns schweiften, wieder ab.

Endlich brach das junge Herz von 19 Jahren, sonst so bieg-

sam und so elastisch; ein Kopffieber machte mich alle meine Leiden vergessen; da führte die unerforschliche Vorsehung, nachdem sie mich an die Pforten des Todes gebracht hatte, eine gänzliche, unerwartete Umänderung meiner Lage herbei. Eine Frau war das Hauptwerkzeug, dessen sich jene bediente, um mich zu retten: und wo ist eine That des Mitleids und der Menschenliebe, wobei nicht eine weibliche Hand im Spiele wäre? Während meiner Krankheit, während meines Deliriums, hatte man meine Hängematte in das steerage, in den schmalen Gang unter dem Zwischendeck, wohin sich die Passagierkabinette öffneten, gebracht. Hier lag oder vielmehr hing ich, bis der Tod mich als Beute fortnähme, und eine englische Dame bemerkte mich bei ihrem Hinundhergehen zum Salon. Sie hatte Mitleiden mit dem armen Fremdling und eines Tages redete sie, Thränen in den Augen, für mich mit Wärme, ja mit Unwillen bei unserm Kapitän. Sie führte ihn an mein Lager, das Herz des alten Samuel Owen war das eines wackern und guten Seemanns; er ward von Mitleid und Bedauern bewegt. Von diesem Tag an wurde ich sorgsam gepflegt, und der Segelschneider der schon (wo man mich ohne Bewußtsein glaubte) das Maaß meiner Hängematte genommen hatte, um den Todtensack zu nähen, in welchem man mich den Wellen übergeben sollte, hatte seine Mühe umsonst gehabt, denn ich kam wieder zum Leben. Bald wurde ich der Günstling des Kapitäns, denn man liebt den, den man gerettet hat, ich speiste an seinem Tische, wurde von jeder Arbeit entbunden und im Salon verwendet. Mannschaft und Offiziere bemühten sich um meine Gunst. So wurde ich bald des Glückes Kind, und es hätte wenig gefehlt, daß ich meinen einzigen Freund im Unglück, den armen Neptun, vergessen hätte, den großen Newfoundländer, mit seinen sanften Augen und seinen großen guten Tatzen.

So war ich nun verhältnißmäßig sehr glücklich! Aber in der besten Lage, welch' prosaischer, langweiliger Zustand, dieses Leben auf dem Schiff! Diese Glocke, immer an das Kloster oder an

das Gefängniß erinnernd, welche zu bestimmter Zeit die Mannschaft zu denselben Geschäften, zur Arbeit, zur Mahlzeit, zum Schlafe ruft; dieser niederdrückende, tödtliche, und dennoch unvermeidliche Müßiggang; denn welches Studium ist möglich, mitten unter dieser ewigen Unruhe, bei diesem abscheulichen Geräusch, das uns immer verfolgt. Die rauhen Stimmen der Offiziere, welche die Wendungen des Schiffs anordnen, das Gebrumme der Passagiere, das Schreien der Matrosen, das Krachen der Balken im Zwischendeck, der Wind in dem Tauwerk, das Anschlagen der Wogen: dieß ist ein allgemeines Konzert von Mißklängen, unversiegbar, ohne Rast und ohne Ruhe. Und dann diese schändlichen Gerüche, denen man nicht entfliehen kann, dieser abscheuliche Theergeruch, die Dünste der Küche; inmitten dieses Eckels ist sogar das Lesen unmöglich: der Tag zieht sich hin, spinnt sich ab mit Geschwätz; man überläßt sich endlich einer gewissen Gefräßigkeit, als dem letzten Mittel, um durch die Länge der Mahlzeit und den thierischen Zustand der Verdauung diese verhaßte Existenz zu verkürzen.

Trotz der Dichter gestehe ich mit Jacquemont, daß ich niemals diesen melancholischen Reiz gefühlt habe, den so Viele dem offenen Meere zuschreiben: „ich fühle nichts als die absolute Leere, das unendliche Nichts, als den Mangel aller Ideen vor diesem Bild, welches Andere nicht ohne Entzücken und Bewunderung betrachten können.“ Wie könnte diese platte, einförmige Fläche, wo nichts sich abhebt und unterscheidet, uns ein Bild der Unendlichkeit geben? Was sollte uns ihre Ausdehnung kennbar machen? „Denn diese „Ausdehnung ist wie die der Zeit; wenn sie leer ist, haben wir kein „Maaß dafür. Leben, Bewegung braucht es, um unsere Ideen anzuregen. Umsonst mühe ich meine Gedanken auf dem stummen „Ocean ab: seine Oberfläche bewahrt keinen Eindruck; es ist nicht „einmal das Bild des Todes: es ist nur das hohle Nichts, was „uns hier anschaut!“

Zweites Kapitel.

Das Kap der guten Hoffnung. — Unterschiede der Bevölkerung. — Holländische Auswanderung. — Buschmänner. — Schilderung des Landes.

Drei Monate sind verflossen seit der Abreise von London. Die Schiffswache ruft Land! Vor uns Afrika, jenes Kap der Stürme, besungen von Kamoëns! Schon befinden wir uns in dem Strom, der aus dem Kanal von Mozambique hervorkommt, dann um das Nadelkap herum, an der Westküste aufwärts, sich gegen St. Helena wendet. Wir umsegeln Greenpoint, das Schiff wendet sich und wir stehen voll stummen Erstaunens vor dieser großartigen Naturerscheinung, vor diesen Felsenmassen, die dem Meer zuzurufen scheinen: hier wirst du dich brechen, hier den unmächtigen Schaum deiner Wogen verspritzen! Vor uns schläft auf dem Ufer der ungeheure egyptische Löwe, aus zwei Hügeln zusammengesetzt, die man den Löwenkopf und Löwenrumpf (Lions-head und Lions-rump) nennt nach der Aehnlichkeit, welche diese Sandsteinmassen mit jenem Thier, wenn es ruht, haben. Da drüben steht der ungeheure Kegel, dessen Höhe uns unermeßlich erscheinen müßte, wäre er nicht durch jenen wunderbaren Nebelvorhang bedeckt, der sich bei Südostwind in Kaskaden herabstürzt und in dem Maaße zerfließt, als er an den senkrechten Seiten herabsinkt, und so das „Tafeltuch" dieser Göttertafel bildet.

Dieß ist das Kap der guten Hoffnung, dieß die Tafelbai, diese sonderbare Zwischenstation zwischen Europa und Asien, die aber keinen Zug von beiden hat. Es ist ganz für sich, hat seine unterschiedene Natur, seine Berge, sein Klima, seine Raçen von Thieren und Menschen, ganz anders als die übrige Welt.

Die Kapstadt ist schon zu oft und zu gut von unzähligen Reisenden beschrieben worden, als daß ich mich weiter über dieselbe auslassen möchte. Uebrigens, wenn man einige geradlinige Straßen, die sich in rechten Winkeln schneiden, erwähnt; einige öffentliche Gebäude im griechischen Stil, sonderbarer Weise mitten unter eine ganz holländische Architektur hineingepflanzt; einige sehr unnütze und bedeutend schadhafte Kanäle, die einen Theil der Stadt durchziehen; das Marsfeld an einem Stadtende und am andern die schöne Promenade mit europäischen Eichen; alles das, am Fuß einer ungeheuren Berggruppe sich bis ans blaue Meeresufer hinziehend — mit diesem hat man alles gesagt, was zu sagen ist. Ich begnüge mich daher mit wenigen beiläufigen Bemerkungen über einige Menschen- und Thier-Raçen, die dem Ort eigenthümlich sind, und über gewisse ganz neue Veränderungen in dem politischen Stand der Kolonie.

Die Bevölkerung des Kaps ist ungemein gemischt. Sie war im Jahr 1831 zusammengesetzt: aus Holländern in großer Anzahl; aus Engländern, die sich sehr langsam vermehren, da der Strom der Auswanderung schon lange Zeit her sich nach Australien wälzt; aus Hottentotten, Kaffern, Mozambiquen, Madekassen, Malaien und endlich aus Mestizen von allen diesen Raçen.

Zu der Zeit, von welcher ich bisher sprach, begnügten sich die Engländer mit der Regierung und dem Handel; der Besitz und Anbau des Landes war in den Händen der Holländer. Später aber hat die größere Mehrheit der holländischen Bevölkerung ein freiwilliges Exil der englischen Herrschaft vorgezogen. Sie verließen ihre ererbten Güter, ohne neue Ankäufer dafür zu suchen, ohne einen Preis dafür zu fordern, wanderten in Masse aus und gründeten theils in Port-Natal auf der östlichen Küste von Afrika, theils am Orange-Fluß, nördlich von Grahams-Town, einen Freistaat, den England anzuerkennen sich weigert, und den Holland, trotz der dafür sprechenden Sympathie, zu schützen nicht iu der Lage ist. Es

führte mich zu weit, wenn ich in ihre Beschwerden näher eingehen wollte; aber man kann annehmen, daß sie sehr gewichtig sein mußten, um die armen Leute zu solchen Opfern zu bringen. Dieser Zustand hat den Aufschwung der Kolonie gehemmt und ihre ganze zukünftige Entwicklung zerstört, wenigstens so lange sie unter englischer Oberhoheit bleibt. Es war leicht für die Regierung, sich in der letzten Zeit (das heißt am Anfang des Jahres 1842) selbst der Stadt Port-Natal zu bemächtigen. Aber jeder Versuch, die Ausgewanderten wieder unter die englischen Gesetze zurückzuführen, mehr zu erreichen, als die Unterhaltung einer Besatzung in Port-Natal, würde augenblicklich zu einem Vertilgungs-Krieg führen, in dem die Engländer, selbst bei ihrer Ueberzahl und dem Vortheil der regulären Truppen, keine Aussicht auf Erfolg hätten. Wie die Araber in Nord-Afrika, so entwischen die holländischen „Boers" allen Manövrirkünsten des regulären Militärs. Auf ihren unermüdlichen Pferden, mit ihren langen Büchsen, deren sie sich als vortreffliche Schützen bedienen, halten sie sich leicht aus der Schußweite der Infanterie, während sie die Reihen derselben lichten. Als Plänkler zerstreut, bieten sie der Artillerie nie einen Zielpunkt dar, und diese nützt nichts in einem solchen Kampfe; wenn man aber, wie es jetzt scheint, eine hinreichende Anzahl Reiterei aus der Hauptstadt kommen lassen würde, um jeden Widerstand unmöglich zu machen, so haben sie immer noch die Wüsten Afrikas hinter sich, um sich allen Verfolgungen zu entziehen. Durch ihre Heerden, die auf den unabsehbaren, fruchtbaren Haiden treiben, sind sie vor jedem Versuch, sie durch Hunger zu zwingen, geschützt, und noch unnützer wäre das Unternehmen, ihnen die Kriegsbedürfnisse, die sie zu ihrer Vertheidigung gegen die wilden Nachbarstämme brauchen, abzuschneiden. Bei einer offenen Grenze von 200 Meilen konnte man früher die englischen Kaufleute nicht hindern, den Kaffern, gegen welche damals die Regierung einen Vertilgungskrieg führte, Gewehre, Pulver, ja sogar Kanonen zu verkaufen; würde man wohl die Hollän-

der, die noch in der Kolonie zurückgeblieben sind, hindern können, ihre Brüder mit Zufuhren zu unterstützen? Eine so zusammengesetzte Auswanderung, so begünstigt durch die Umstände und durch die Natur des Landes, kann nicht wieder hinter Schloß und Riegel gelegt werden. Man kann sie durch Versprechungen und Sanftmuth zurückrufen, aber jeder Versuch der Gewalt wird nichts zur Folge haben, als den Ruin der Kolonie, und Schimpf und Schande. Einige englische Missionarien, der „Ausschuß zum Schutz der Eingeborenen haben ihren Beruf als Prediger des Friedens vergessen, und ein Mittel angerathen, das allein fähig wäre, die Auswanderer zu unterwerfen oder zu vertilgen: nämlich alle Kaffern und andere heidnische Stämme aufzufordern, über jene herzufallen und sie zu morden. Zum Glück gefiel dieser so wenig christliche, und den Engländern selbst Gefahr drohende Vorschlag dem englischen Gouverneur, Sir George Napier, nicht; denn gewiß hätten die Wilden die neu empfangenen Waffen alsbald nach Vertilgung der Holländer auch gegen die Engländer gerichtet.

Die Hottentotten, die Ureinwohner dieser afrikanischen Südspitze, welche die dritte Abtheilung der Bevölkerung ausmachen, sind eine Abart der Negerraçe. Ihre Haut ist ein bleifarbiges Olivbraun; ihre Haare sind schwarz und wollig, ihre Lippen dick. Das was bei dieser Raçe am meisten auffällt, ist die eigenthümliche Bildung des weiblichen Geschlechts: während der Typus des männlichen Geschlechts sich sehr wenig von dem unsrigen unterscheidet, bekommt das Weib, besonders zur Zeit der Mannbarkeit, gewisse so monstruöse Formen, daß bei der Magerkeit der übrigen Theile, namentlich der Arme und Füße, ein schauderhaftes Schreckbild der Häßlichkeit entsteht. Ich will nicht versuchen, eine ausgeführtere Beschreibung der hottentottischen Venus zu geben: sie ist sonst wohl schon bekannt, und man weiß, daß es nichts Häßlicheres und unser Geschlecht mehr Entwürdigendes gibt. Diese Raçe zeigt wenig Intelligenz; sie wird hauptsächlich zum Ackerbau und zur Hütung des Viehs ge-

braucht; ihr Kostüm ist ziemlich malerisch, und hat einen Schnitt, der sehr gut zu der sonderbaren Physiognomie paßt. Die Hottentotten, Männer und Weiber, tragen den gleichen Hut, in der Form wie das Dach eines chinesischen Lusthäuschens: es ist ein niedriger Kegel, mit zugespitztem Gipfel, unten sehr breit, der Rand umgestülpt.

Endlich existirt noch in diesem Theil Afrikas, nicht in den Städten oder Dörfern, sondern nur paarweise in den Einöden herumirrend, oder in den Felsenhöhlen versteckt, eine Raçe von Menschen, die jedes Jahr seltener werden. Es ist die letzte Sprosse der menschlichen Stufenleiter, das letzte Glied zwischeu Mensch und Thier. Diese Raçe nähert sich dem hottentottischen Typus in Hinsicht der Farbe und bei den Weibern durch jene Körperform, wo, wie bei dem afrikanischen Schaf, die ganze Fülle des Körpers sich auf einen Theil konzentrirt zu haben scheint; aber sie ist äußerst ärmlich und verkümmert, so daß die Höhe bei dem männlichen Geschlecht höchstens vier Fuß beträgt. Sie scheint unfähig für jede Bildung, sie hat die Neigungen, die Instinkte, sie führt das Leben eines Raubvogels der unteren Klasse, indem sie sich hauptsächlich von Aas, Larven, Heuschrecken und Kröten nährt; ihre einzige Kunst besteht darin, Bogen und vergiftete Pfeile zu machen. Man kennt diese Raçe unter dem Namen Buschmänner. Bald Bettler, „bald Räuber und Diebe, immer feig und grausam, aber ohne Nu„tzen davon zu haben, empfinden sie, ähnlich der Hyäne, beim An„blick des Bluts und beim Geruch des Aases angenehme Regungen." (Malte-Brun.)

Endlich besteht eine weitere Eigenthümlichkeit des Kaplandes in der Schafraçe der Fettschwänze, einer Abart derer in der Berberei. Dieser Schwanz, Zellgewebe mit Fett angefüllt, erreicht eine ungemeine Dicke; er hat die Gestalt eines Kegels, dessen dickerer Theil zwischen den Füßen des Thiers hängt, es bedeutend genirt, durch sein Gewicht belästigt, und zum Laufen unfähig macht.

Ich benützte den Nordwind, der während einiger Stunden die

Haube von dem Gipfel des Tafelberges wegnahm, um mit einigen Schiffskameraden diesen berühmten Berg zu besuchen. Dieses Unternehmen erforderte vier Stunden; aber wir hatten nur wenige Augenblicke, um das erhabene Schauspiel, das diese Höhe *) darbietet, zu genießen, denn der Umschlag des Windes nach Südost konnte uns verderblich werden; es ist dieß der Wind, der in wenigen Minuten den wirbelnden Nebel bringt, den man das „Tafeltuch" nennt. Von da an kann man nichts mehr unterscheiden, es ist unmöglich, den Eingang zu der engen Schlucht wiederzufinden, durch welche man allein herauf und hinabkommen kann. Die Lage des Reisenden wird dann sehr gefährlich und schon viele haben dabei ihr Leben verloren; denn mit Ausnahme dieser Schlucht ist der Gipfel des Tafelberges nach allen Seiten von einem senkrechten Abhang, einige hundert Fuß hoch, umgeben.

Ich besuchte auch die zwei berühmten Weinberge, welche den Konstanzia-Wein hervorbringen. Wir wurden dort mit ächt holländischer Gastfreundlichkeit von den Eigenthümern, den Herren Clouty und Culine, empfangen; seitdem wurde ein dritter Weinberg, dem Herrn van Renner gehörig, angelegt. Die Reben, welche jenen Wein erzeugen, stammen aus Guienne und Burgund. Das Geheimniß der Bereitung besteht darin: man läßt die Trauben am Stock eintrocknen, bis sie nur noch ein Drittel des Saftes enthalten, und dieser allein wird ausgepreßt. Die Feuchtigkeit unserer Klimate würde diese Behandlungsweise schwerlich erlauben.

Einer der interessantesten Ausflüge, die man machen kann, ist der von der Kapstadt nach Konstanzia und über Newlands zurück. Der Weg zieht sich längs der Tafelbergkette hin. Diese kupferfarbigen Reflexe der Berge, ihre sonderbaren, wilden, fast drohenden Gestalten; nirgends ein Tröpfchen Wasser, um das Blau des Himmels zurückzustrahlen und den glühenden Ausdruck der Land-

*) 3445 Fuß.

schaft zu mildern; diese Einsamkeit, selbst in der Nähe der so angenehmen, so lieblich zwischen den grünen Bäumen sich versteckenden Landhäuser, wo aber nichts sich rührt, wo man kein lebendes Wesen bemerkt, wo unter der drückenden Sonne alles schweigt: All' dieß macht den Eindruck eines Traumes, aber keines freundlichen. Ich wenigstens möchte nicht Afrika zu meinem Vaterlande wählen, kaum einige Tage mein Zelt als Reisender dort aufschlagen; die Felsen und der Sand herrschen hier unumschränkt, nirgends ist Wasser, wenn man sich nicht dem Gestade des Meeres nähert, das aber auch ohne Reize ist. Das sandige, morastige und stinkende Meeresufer haucht pestartige Miasmen aus. Die angebauten Ländereien sind durch Wüsten von einander getrennt; „der magere und in kleine Stücke vertheilte Wiesboden zeigt nirgends ein dichtbelaubtes Beet von Gras, Kräutern und Gebüschen; die Wälder haben nicht die erquickende Frische noch das feierliche Dunkel; die afrikanische Natur ist immer imposant, öfters rauh und schrecklich, aber nie freundlich; sie hat mehr Launen als Reize.“ (Malte-Brun.)

Drittes Kapitel.

Das Nadelkap. — Ankunft in Madras. — Die Brandung. — Beschreibung von Madras; eine Pagode; eine Moschee. — Gesellschaftsleben in der Hauptstadt; das Hukah; der öffentliche Spaziergang; Vertraulichkeit der Raubvögel.

Am 9. März 1831, bei prächtigem Wetter, gingen wir wieder unter Segel; wenige Tage nachher umschifften wir das Nadelkap und schwankten nun auf den langen Wogen des stürmischsten aller Meere, bald oben auf dem Kamm der Welle, bald tief in einem Abgrund. Jacquemont behauptet, die Wellen erheben und vertiefen sich nie mehr als zwanzig bis dreißig Fuß über und unter dem

Horizont; aber, da er diese Ansicht aufstellte, hatte er das Kap noch nicht umsegelt. Es ist ein wundervolles Schauspiel, vom Hintertheil des Schiffes aus die Fluthen unter sich fliehen zu sehen, wie sie hier einen Abgrund, dort einen Berg bilden, eben da, wo unser Weg durchführt. Und diese Bewunderung verliert bald jede Beimischung von Schauder und Furcht, wenn man bemerkt, mit welcher Leichtigkeit, man möchte sagen, mit welchem Verstande das Schiff, wie der Sturmvogel auf der Oberfläche des Meeres hinstreift, diese ungeheuren Wogen bald durchschneidet, bald auf denselben thront.

Sechs Wochen nahten sich ihrem Ende, denn auch die langweiligste Zeit kommt zum Schluß, und das schönste Wetter begünstigte uns, als sich die Insel Ceylon am Horizont erhob. An einem schönen Abend erblickten wir den Adamspik; der Landwind brachte uns die würzigen Düfte des Ufers und ließ uns bedauern, an dieser Zauberinsel nicht anlanden zu können. Zwei Tage nachher kamen wir auf die Höhe von Porto-Novo; wir ahnen Cudalore; nachher kam der lange Streifen von Kokosbäumen, dann Pondichery, so zierlich gelegen, schlafend beim Murmeln seiner Brandung, am Ufer eines azurnen Meeres; dann Sadras mit seinen Lustwäldchen, mit seinen halb im Meer versunkenen Pagoden; endlich — ein Haufen von Lichtern, durch die dunkle Nacht schimmernd, — ohne Zweifel Madras. Wir warfen Anker zwischen zwei Schiffen, von welchen wir nur die Schattenbilder sahen, und während alles schläft, überlasse ich mich traurigen Träumereien über den nächsten Tag, der mich ganz erschrocken an das Ziel meiner Reise wirft.

Plötzlich berührt eine Hand leicht meine Schulter: „An was denken Sie, Warren? An Ihre Familie? Wie wird man Sie empfangen? Beunruhigen Sie sich nicht, mein Sohn; wenn die heimische Erde Sie nicht gastlich aufnimmt, so kommen Sie wieder an mein Schiff; die Aurora soll Ihnen nicht verschlossen sein, und

Sie, wenn es sein muß, in's schöne Frankreich zurückbringen." Es war die Stimme des alten Samuel Owen. Thränen in den Augen, dankte ich dem würdigen Kapitän, und aus Dankbarkeit gegen ihn fing ich an, das Volk zu lieben, dessen edler Repräsentant er war.

Am 1. Mai 1831, bei Anbruch des Tages, war ich an einem Hühnerstall auf dem Hintertheil des Schiffes eingeschlafen, als ich plötzlich durch Stimmen, die aus dem Meer selbst hervorzukommen schienen, aufgeschreckt wurde. Wie ich über Bord sah, bemerkte ich wirklich zwei Menschen auf dem Meer, der eine niedergekauert, der andere rittlings auf einer Art Schiffchen, das sehr lang, ungemein schmal und an seiner Oberfläche leicht ausgehöhlt war. Jeder hatte ein Ruder, um damit das zerbrechliche Fahrzeug, wie ein Thier, auf dem er ritte, zu lenken: es war ein Katimaran. Diese sonderbaren Machwerke aus zwei oder drei in Form eines Floßes zusammen gebundenen Balken bestehend, durchschiffen die Brandung, während jedes andere Fahrzeug zu Grunde gehen würde; und die Schiffer wagen so ihr Leben, in der Hoffnung, einige Heller zu erwerben, indem sie den Ankommenden Briefe ihrer Freunde vom Lande bringen, oder Früchte und Fische verkaufen. Man warf einem der Ruderer ein Seil zu; das Katimaran wurde angebunden, und meine zwei Landsleute, mit der Behendigkeit von Affen kletternd, waren in einem Nu auf dem Verdeck. Es waren zwei Herkulesse von Bronze, nackt wie die Hand, bis auf des Languti, einen kleinen Lappen zwischen den Beinen. Ich war ein wenig erstaunt über diesen ersten Anblick und über die leichte Bekleidung; später schien mir die Hautfarbe der Hindu eine zureichende Bedeckung und Kleidung zu sein. Außer ihrem Languti machten sie denselben Eindruck, wie wenn sie schwarz angezogen wären.

Meine Blicke wandten sich alsbald gegen das Ufer. Der Hafen von Madras, von der Rhede aus gesehen, bietet einen sehr merk-

würdigen Anblick dar. „Die prächtigen Gebäude, höher erscheinend durch optische Täuschung, die hohen Verandas, die terrassenförmigen Dächer, die weißen aufstrebenden Säulen, die sich auf dem reinsten, blauen Himmel abheben, all dieses gekrönt von der majestätischen Festung; das Anschlagen der schäumenden See, die von einer unabsehbaren Küste abprallt, die verschiedenen Schiffe, welche die Fläche des Meeres durchfurchen, die Gruppen von schwarzen geschäftigen Menschen, die man hier und dort am Ufer erblickt, alles kommt zusammen, um den Ankömmling in Erstaunen zu setzen und mit Neugierde zu erfüllen." (Oriental Annual.)

Ich wurde der Betrachtung dieser fantastischen Ufer, die, ich weiß nicht warum, mir wie eine Luftspiegelung erschienen, durch die Ankunft mehrerer Schelinken oder Massulas, die uns an's Land bringen sollten, entrissen: es sind dieß große Nachen ohne Verdeck, eine einfache Art Muschelschalen von Leder und Baumrinde, bei deren Fertigung weder ein hölzerner noch eiserner Nagel gebraucht wird. Die Stücke sind plump mit Naro, einer Art Hanf aus den Fasern der Kokosnuß, zusammengenäht. In einem solchen Schiffchen muß der Reisende, welcher zu Madras landen will, mit Gefahr seines Lebens versuchen, den Widerschlag der Wellen, diese fürchterliche Brandung, die sich an der ganzen Länge der Küste von Koromandel, aber hier mit größerer Wuth als sonst wo, fühlbar macht, zu durchschneiden. Jedes europäische Fahrzeug würde hier in wenigen Sekunden zu Grunde gehen. Ich stieg mit Kapitän Owen in die erste Schelinke, die sich an der Seite unseres Schiffes zeigte. Wir trafen 19 Ruderer, von welchen einer den Lootsendienst versah, das Steuer handhabte und die Bewegungen leitete. Er war auch Konzertmeister; denn von dem Augenblicke an, wo die Ruder in's Meer schlugen, stimmten unsere Gondoliere einen abscheulichen Gesang an, ein Gemisch von Indisch und Malabarisch, mit einförmiger und sonderbarer Weise. Alle Verse sind gereimt; der Steuermann singt den ersten Vers, die

andern wiederholen diesen im Chor; dann singt er den zweiten, und alle wiederholen ihn gleichfalls.

Bald nahten wir uns den drei parallelen Linien von Schaum, die nacheinander mit Tosen am Ufer zerschellen, aber jede, die verschwindet, ist unmittelbar darauf durch eine vierte ersetzt, welche den zwei letzten folgt und sich mit gräßlichem Gebrause den andern aus der Tiefe des Meeres nachstürzt. Die Kunst des Schiffers besteht darin, immer die Spitze des Fahrzeuges senkrecht auf die sich nahende Wogenlinie zu halten; die Welle wird so getheilt und gleitet rechts und links vorüber, indem sie uns ganz mit Schaum bedeckt, dann hebt sie das Schiff, welches, wie eine Schaukel, bald vor- bald rückwärts zu gehen scheint. Ein Schrei, und die erste Linie ist passirt! Jetzt wird die Gefahr größer; der Steuermann schreit, zappelt mit Händen und Füßen; er ist wie eine rasende Priesterin von Delphi. Die Ruderer beantworten jeden Schrei, schwingen die Ruder aus Leibeskräften, immer mit Schrecken rückwärts sehend; man könnte sie für kämpfende Teufel halten. Es geht um das Leben! Können sie noch zur Zeit die senkrechte Richtung gewinnen, um den Feind mit der Spitze zu treffen? Wenn er das Boot in der Breite packt, wird in einer Sekunde nichts mehr davon zu sehen sein, als einige Stücke Leder und Rinde auf der unermeßlichen Tiefe schwimmend. Ihr aber habt noch eine Hoffnung: seht ihr rechts und links diese Strohhalme auf dem Schaum tanzen, die furchtlosen Katimarans, welche wie Sturmvögel euch umgeben? Sie sind verwegene Taucher, bereit, euch wieder aufzufischen, wenn die Haifische es nicht vorher gethan haben. Viermal wenigstens habt ihr dieselbe Gefahr zu bestehen, denselben Schrecken durchzumachen, und mit Gottes Hülfe strandet ihr endlich auf dem Sand, wo die Ruderer euch alsbald in die Arme nehmen und auf den Quai niedersetzen, während ihr noch zittert, Gott dankt und schwört, daß man euch niemals dahin bringen werde.

Gleich nach unserer Ankunft führte mich der Kapitän zu den Herrn Arbuthnot, den Chefs eines berühmten Handelshauses, wo ich Nachrichten von meiner Familie finden sollte. Ich erfuhr von ihnen zu meiner großen Verwunderung, daß sie meine Pfleger wären, und daß sich in ihren Händen ein schwacher Rest von Vermögen befinde, eine Erbschaft von meinem Vater, die mich doch für den Augenblick aus der abhängigen Lage reißen konnte, die ich vor mir sah und die meine neueste Erfahrung mich so sehr fürchten ließ. An diesem Rettungsbalken angeklammert, sah ich schon mit weniger Unruhe und mehr Besonnenheit um mich. Meine Augen verweilten erstaunt und bezaubert auf all den neuen Gegenständen, so wunderbar, so verschieden vom alten Europa. Das war endlich das Land, wohin sich seit der ersten Kindheit meine Augen gerichtet hatten; ich war dahin gelangt, trotz aller Hindernisse, ich faßte es mit den Händen und dieser erste Sieg machte mein Herz von Freude und Hoffnung beben.

„Welch neues Entzücken, sagt Jacquemont, welch unbegreifliches Erstaunen erfaßt einen, wenn man zum erstenmal auf dem Ufer der Tropen anlandet! Welch tiefen Eindruck läßt in der Seele eines jeden für Naturschönheiten empfänglichen Menschen der erste Anblick der Welt zwischen den Wendekreisen!" — „Es liegt etwas so Großes," sagt Humboldt, „und so Mächtiges in dem Eindruck, den die Natur des indischen Klimas auf uns macht, daß man nach einem Aufenthalt von wenigen Monden glaubt, eine lange Reihe von Jahren da gewesen zu sein. Alles, in der That, erscheint hier neu und wunderbar. In der Mitte dieser Felder, in der Tiefe der Wälder verschwinden beinahe alle Erinnerungen aus Europa; denn die Vegetation ist es, die den Charakter einer Landschaft bestimmt, sie wirkt auf unsere Einbildungskraft durch ihre Masse, den Kontrast ihrer Formen, den Glanz ihrer Farben. Je stärker und neuer die Eindrücke sind, um so mehr schwächen sie die früheren. Ihre Stärke ersetzt die Dauer; unter dem schönen süd-

lichen Himmel verschönert das Licht und die Zauberkraft der athmosphärischen Farbenstrahlung auch einen Landstrich, der beinahe von Vegetation entblößt ist. Die Sonne beleuchtet nicht nur, sie färbt die Gegenstände, sie hüllt dieselben in einen leichten Duft, der ohne die Durchsichtigkeit der Luft zu trüben, die Farben mehr in Uebereinstimmung bringt, die Lichteffekte mildert und in der ganzen Natur eine Ruhe verbreitet, die in unserer Seele reflektirt.

Nach einem reichlichen Frühstück, welches mich in den Genuß der duftenden Speisen und Früchte Indiens einweihte, erfuhr ich von meinen großmüthigen Vormündern, daß ich, bis zur Reise nach Pondichery, wo eine meiner Schwestern lebte, alles in Bereitschaft gesetzt wäre, unterdessen ihre Gastfreundschaft in einer prächtigen Villa, die sie damals in der Nähe von Madras besaßen, in Anspruch nehmen dürfte. Wirklich, nachdem ich eine Stunde herrlich angewandt hatte, um an dem der Seeluft geöffneten Fenster die Brandung, die Schiffe auf der Rhede, die Lebhaftigkeit im Hafen zu betrachten, meldete man uns, daß das Kabriolet warte. Ich stieg mit Herrn Eduard Arbuthnot ein, und durchflog zum erstenmal die Straßen meiner Geburtsstadt.

In zwei bestimmt zu unterscheidende Theile, die weiße und die schwarze Stadt, getrennt, bietet Madras einen unregelmäßigen und höchst sonderbaren Anblick dar. Es ist Europa und Asien, nur durch eine Esplanade getrennt. Kasernen, Häuser mit platten Dächern nach spanischer Weise, meistens von kleinen Gärtchen umgeben und durch schöne von großen Bäumen beschattete Srraßen getrennt; ein Pallast, mehrere Kirchen, mehrere Gebäude, in dem besten griechischen Styl erbaut; endlich eine ansehnliche Festung mit ihren Brustwehren, Schießscharten, Kanonen, ein Wellengetöse, das in der ganzen Atmosphäre wiederhallt, und welches beinahe eine Meile weit, immer schwächer werdend, zu vernehmen ist: dies ist die weiße Stadt. Weiter, ein ungeheures Dorf, wo alles wimmelt, Schmutzhütten über einander gethürmt, Minarete, Pagoden, Moscheen: hier ein

ganz portugiesisches Stadtviertel; dort ein Haus, vereinzelt unter den Hütten, mit Ziegeln bedeckt, aber nur einstockig und mit senkrechten bunten Streifen bemalt; darüber Kokosbäume, ihre federbuschartigen Garben erhebend, die Tamarinde, der Pipuel, der heilige Banianenbaum, mit zwanzig starken Aesten auf die Erde gestützt, indem er so ein Gewölbe bildet und unter seinen ungeheuren Aesten zur schattigen Erfrischung, zum Schlafe einladet: ein bronzenes Volk, das sich rührt, schläft, arbeitet, raucht, seine Abwaschungen macht, alles dieß mitten in der Straße; dieß ist die schwarze Stadt. Endlich unabsehbar lange Alleen, breit, mit den schönsten Bäumen bepflanzt und mit diesen prächtigen Wohnungen besetzt, mit dieser Reihe von dorischen, jonischen, korinthischen Palästen, diesen Athenetempeln, welche ein schöner mit Gebüschen und Blumen geschmückter Grasplatz vor dem Geräusch und Staub der Straße schützt; dieß „die Gärten," die liebliche Ebene um Madras.

Die Villa des Herrn Arbuthnot ist als eine der schönsten in der ganzen Umgegend bekannt. Ich fand dort eine ganze Kolonie von solchen Zugvögeln, gleich mir, eingenistet. Es waren Neugelandete; Kunden, die auf der Reise von einer indischen Station zur andern nur einen Ruhetag in Madras machten; Kranke, die der heilsamen Seeluft wegen gekommen waren. Es war ein kleines Karavanserai, wo jeder, neben dem allgemeinen Salon, ein Schlafzimmer und ein besonderes Badzimmer zu seiner Verfügung hatte; wo zwei oder drei Bediente auf jeden Wink lauschten, immer bereit, wie die Diener der Wunder-Lampe, alle Wünsche zu erfüllen: Wein, saftige Früchte, Kaffee, Liqueur, die bescheidene Zigarre, das angenehme Nargile, oder das leichte Gurgurie. Die Höfe und Grasplätze waren mit Pferden, mit Zelten für alle die Knechte der königlich bewirtheten Gäste bedeckt. Ach! dieß goldene Zeitalter konnte nicht immer dauern! Mein Aufenthalt in Indien dauerte lang genug, um dessen Abnahme zu sehen. Der Handelsgewinn reicht nicht hin, um diese riesenmäßige Gastfreundlichkeit zu decken, und die

guten Ueberlieferungen verlieren sich in dem Maaße, wie die Einwohnerzahl sich vergrößert.

In Wahrheit betrübte mich bei meiner letzten Anwesenheit in Madras die gänzliche Umänderung der gesellschaftlichen Verhältnisse sehr. Die Frommen oder Heiligen, wie man sie dort nennt, haben sich wie der Aussatz über die ganze Gesellschaft verbreitet. Die Methodisterei, ein düsterer Fanatismus, entschuldbar, wenn ehrlich, aber hassenswerth, wenn er nur eine heuchlerische Maske des Geizes oder der Ehrsucht ist, hat alles an sich gerissen. Die Kaufleute, die hohen Civil- und Militär-Beamten, welche von ihrem Profit oder von ihren ungeheuren Besoldungen so viel möglich ersparen wollen, bedienen sich jener Maske gerne, um sich dadurch der Verpflichtung zu entziehen, zu dem öffentlichen Vergnügen beizutragen, und um einer sehr kostspieligen Gastfreundlichkeit, die früher eigentlich als Pflicht gefordert wurde, überhoben zu sein. Anstatt der Essen und Bälle, die früher sehr viel kosteten, geben sie jetzt religiöse Vorträge, die nichts kosten. Die jungen Leute, die sich emporschwingen wollen, nehmen ebenfalls diese ihnen noch übler stehende Maske vor, um den Mächtigen und Angesehenen zu gefallen und dadurch Stellen zu erlangen, so daß gegenwärtig in Madras eine Einladung zum Mittagessen oder sogar zu einer Abendgesellschaft eine wahre Falle sein kann, wenn man nicht recht auf seiner Hut ist. Unmittelbar nach dem Essen oder vor den Erfrischungen macht euch der Hausherr euer Vergnügen erkaufen oder abbüßen, indem er euch wenigstens eine Stunde knieen läßt, während er eine Predigt in Form eines Gebets, mit dem Nasenton der Rundköpfe Kromwells vorträgt. Bei meinen früheren Besuchen in Madras glaubte ich darüber klagen zu müssen, daß die Engländer nichts reden; aber jetzt gestehe ich, wie Geronte im „Arzt wider Willen“, daß ich ihr früheres Stummsein ihren jetzigen Rapsodien vorzöge und sie gerne wieder wie ehemals stumm möchte machen können.

Um der alten Gastfreundschaft den letzten Streich zu versetzen,

haben die Einwohner der Präsidentschaften das geeignetste Mittel ergriffen: die Einrichtung eines Klubs oder einer Gesellschaft, wo jeder Fremde, jeder Neuangekommene zur See oder Land, sich abonniren kann und für sein eigen Geld gutes Logis und gute Tafel findet. Uebrigens sind diese wenig angenehme Veränderungen bis jetzt nur in den Hauptstädten fühlbar; überall sonst, im Innern des Landes, ist die Gastfreundlichkeit noch die gleiche. Das ist noch eines von den schönen Ländern, wo das Herz warm ist wie die Sonne.

Um wieder auf die Villa Arbuthnot zu kommen, — wir traten ein durch eine prächtige Treppe mit doppeltem Geländer, die auf einen griechischen Portikus führte, dessen zierliche Säulenreihen eine bedeckte Gallerie oder Veranda bildend, sich um das ganze Gebäude erstreckten. Diese Gallerie trug eine andere ähnliche nur leichter gebaute, welche die oberen Gemächer umschloß. Ich wurde nun in einen ungeheuren achteckigen Salon geführt, welcher acht Thüren oder bis auf den Boden herabgehende Fenster hat, alle mit Jalousien versehen, die der angenehme Seewind fächelte. Ein Divan nahm die Mitte des Zimmers ein, und an zwei parallelen Seitenwänden standen sich zwei Sopha gegenüber. Sonst waren sehr wenig Meubles da, deren Gebrauch man hier, wegen der Anzahl von Insekten und namentlich der Muskitos, die von den Geräthschaften angezogen werden, so viel wie möglich vermeidet.

Nach einer einfachen Vorstellung bei den im Salon anwesenden Personen, erhielt ich die Erlaubniß, mich in die mir bestimmten Gemächer zu begeben; diese bestanden aus einem Gesellschaftszimmer, einem Schlafkabinet und Baadesaal. Die fünf oder sechs Fenster beherrschten eine reizende Fernsicht auf den Fluß Addjaar und die Umgegend, während unmittelbar darunter eine Menge von Rosen, Geranien, Myrthen, Tuberosen blühten, von deren Duft die Luft balsamirt war. Die Mitte, oder eigentlich die Hälfte des Schlafkabinets war durch eine ungeheure viereckige Bettstelle einge-

nommen, acht Fuß lang auf jeder Seite, und drei Fuß über dem Boden. Auf den Gurten lag eine sehr harte Matratze, und statt der Tücher und Decken war eine weiße Strohmatte von äußerster Feinheit darauf gebreitet. Ein Vorhang von grüner Gase, leicht und durchsichtig, umgab das ganze Bett und diente zum Schutz gegen die Muskitos. Ein Toilett-Tisch, mit allem Nöthigen für die ausgesuchteste Reinlichkeit versehen, ein Armstuhl, einige Sessel und ein Schreibtisch vervollständigten das Ameublement. Nachdem ich die nöthigen Waschungen gemacht hatte, fühlte ich das Bedürfniß, mich zu sammeln. Ich mußte an meine Schwestern schreiben, sie von der Ankunft eines Bruders benachrichtigen, dessen Existenz bisher für sie eigentlich nur ein Traum gewesen war, eines Bruders, der jetzt von ihnen vielleicht eine lange Gastfreundschaft in Anspruch nehmen mußte, und kein anderes Vaterland mehr hatte, als das Land, wo er landete und wo er sein künftiges Glück finden sollte. Ich war während einiger Stunden ganz mit diesen Gedanken beschäftigt, als meine Aufmerksamkeit plötzlich durch einen durchdringenden Schrei, der von meinem Schreibtische selbst hervorzukommen schien, abgelenkt wurde. Wie ich die Augen hob, bemerkte ich zwei kleine Eichhörnchen (eine graue, kleinere Gattung als die bei uns einheimische, mit drei schwarzen Strichen über den Rücken) welche durch das offene Fenster hereinkamen. Sie hatten einen Streit zu schlichten und wählten meinen Tisch zum Kampfplatz. Nach einigen Sekunden des Kampfes liefen sie durch das Zimmer, indem eines das andere verfolgte, und verschwanden durch das Fenster. Dieser Umstand ließ mich meine Umgebung näher betrachten, und ich war ganz erstaunt über die Unzahl Insekten und Reptilien jeder Gattung, die mit mir meine Gemächer benützten. Eidechsen von allen Arten und Farben rauschten, liefen an allen Mauern und an der Decke nach Mücken; die Eichhörnchen sprangen ein und aus und betrachteten sich ganz als Herrn; hie und da eilte pfeilschnell eine dicke Tarantelspinne über den Boden; Drohnen, Wespen, Muskitos

endlich sangen ihren Chor in allen Tönen. Lange Zeit behielt ich mein europäisches Vorurtheil gegen eine so gemischte Gesellschaft; aber nach einigen Jahren des Aufenthalts in Indien gewöhnt man sich an dieses Leben, das um einen her kriecht und lärmt, wie man sich in Europa an das vielleicht ermüdendere Gelärm eines Kanarienvogels gewöhnt.

Ich fand, daß die Vorbereitungen zu meiner Reise nach Pondichery drei Tage erforderten; so sehr ich diesen Aufschub bedauerte, so nahm ich mir doch vor, ihn so gut als möglich zu benützen, um Madras kennen zu lernen, um mein Studium dieser großen Mosaik anzufangen, um diese sonderbaren Sitten, diese scharf abgeschnittenen Farben, sowohl innerhalb der erobernden Völker, wie bei den eroberten genauer zu erforschen. Ich fing meine Beobachtungen sogleich bei der Abendmahlzeit an: das ist die Stunde, wo sich der Engländer am mittheilendsten und am vortheilhaftesten zeigt; er schöpft für den Augenblick aus seinem Glas ein seiner übrigen Natur fremdes gutmüthiges Betragen.

Die Häuser dieser Handelsfürsten von Kalkutta und Madras bieten, wenn man sie zur Abendtafel beleuchtet, einen außerordentlich großartigen und glanzvollen Anblick dar. Die Säle sind immer von der größten Ausdehnung. Man braucht Luft in diesem glühenden Klima *); daher der hohe Plafond, alle Thüren offen, nur mit Gase oder leichten Bambusgeweben verhüllt, um das Eindringen der Fledermäuse zu verhindern, die mit Sonnenuntergang umherschwirren. Die Wände sind insgemein von weißem Stuck aus zerstoßenen Muschelschalen, und von wundervollem Reflex. In einer gewissen Entfernung von einander sind vielarmige Wandleuchter an den Mauern befestigt, welche Glaslampen, gefüllt mit Kokosöl, tragen, und von wo aus das ganze Gemach mit Strömen von Licht übergossen wird. Die Fußböden sind bedeckt mit Matten

*) Mittlere Temperatur (im Schatten) 22°.

von kalkuttischem Palmried, fein, glatt und schimmernd, so daß sie der Fuß eines Neulings zu betreten Bedenken trägt, die aber später durch ihre Frische äußerst angenehm erscheinen. Die wenigen Geräthschaften sind von der reichsten und ausgesuchtesten Eleganz; die Verschiedenheit und Menge der Diener, ihr würdiges und achtungsvolles Benehmen, geben diesem Leben einen so vornehmen Anstrich, daß man sich in der Residenz eines Fürsten zu befinden glaubt.

Treten wir in den Speisesaal: die Tafel biegt sich unter der Masse Fleischspeisen, während einige Fuß darüber eine ungeheure massive Windfuchtel wie ein Pendel schwingt: dieß ist das Punkah. Bis zur Ankunft der Gäste ist seine Bewegung beinahe unmerklich; aber von dem Augenblick an, wo man zu Tische sitzt, bringt ein Diener es in Schwung. Die so bewegte Luft umspielt eure Schläfe, kommt dem Schweiß zuvor oder tilgt ihn, wie er entstehen will. Es ist dieß eine ungemeine Erleichterung nach der Anstrengung eines Marsches von einem Zimmer zum andern, und einige Minuten außer seinem wohlthätigen Einfluß zugebracht, bringen dieß am besten zum Bewußtsein; auch findet man dieses beinahe unentbehrliche Meubel fast in allen Zimmern. Hinter jedem Sessel steht ein Diener, in einem Turban, mit Bart und dickem Schnurrbart, die Arme über der Brust gekreuzt. So wie ihr sitzt, öffnet er seine Arme, um euch näher an die Tafel zu rücken, um die Serviette zu entfalten und auf euren Knieen auszubreiten; ein sehr nothwendiges Geschäft, wozu ihr kaum den Muth hättet.

Auf dem Tische brennen Kerzen in Glasglocken von der größten Schönheit. Diese Glocken sind umgebogen und an Leuchtern befestigt; der obere Theil ist durch einen durchbrochenen Deckel geschlossen, der die Flamme gegen den Wind des Punkah schützt. Neben jedem Gast ist eine Auswahl von Gläsern verschiedener Größe, für die verschiedenen Sorten von Wein bestimmt. Jedes Glas ist mit einem kleinen chinesischen Hut von Silber bedeckt, eine nöthige Vorsicht gegen Mücken und Insekten, denn man kann oft

sehen, wie sich eine Wolke von Heuschrecken und Ameisen auf die Tafel stürzt und alles in einem Augenblick beschmutzt. Jeder ißt auf einem doppelten Teller, in dessen unterem Theil man heißes Wasser unterhält, da man wahrscheinlich nicht genug Appetit hat, um den Anblick einer kalt gewordenen Sauce zu ertragen; und endlich verläßt man die Tafel mit überladenem Magen, verführt von Gericht zu Gericht durch die Gewürze, womit alles schmackhaft gemacht ist.

Wenn ihr kein Engländer seid, so wundert ihr euch über die ungeheure Menge von Bier und Wein, welche von diesen so blassen und zarten jungen Engländerinnen genossen wird. Ich konnte gar nicht von meinem Erstaunen zurückkommen, als ich meine liebenswürdige Nachbarin ganz ruhig über anderthalb Flaschen von sehr starkem Bier verfügen sah, während dieselbe außerdem mit Bordeaux abwechselte und zuletzt noch, zum Dessert fünf oder sechs Gläser eines leichten aber sehr geistigen Champagners zu sich nahm. Die einzige Folge davon schien, daß ihre Zunge ein wenig gelöst wurde und ihre Augen einiges Leben bekamen. Ich hoffte in ihr eine Ausnahme zu finden; aber später hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß sie die allgemeine Regel darstellte. So bekämpft die Mehrheit der englischen Damen die Müdigkeit des Körpers und des Geistes, welche das Klima mit sich bringt. Bald kommt die Zeit, wo eine solche Lebensweise ihre Gesundheit zerstört; sie muß sich dann von ihrem Mann trennen und mit ihren Kindern nach Europa zurückkehren. Aber die gefährliche Gewohnheit ist einmal da, die Seereise begünstigt sie noch mehr, sie wird herrschender mit dem Alter und nur zu oft sieht man Personen, die schön, blühend und rein die mütterlichen Arme und das väterliche Dach verlassen haben, elendiglich durch Branntwein endigen.

Gegen Ende der Mahlzeit sieht man das Hukah ankommen, das sogleich durch seine Eleganz und durch das Gluglu, das die Luft beim Durchströmen des Wassers hervorbringt, die Aufmerksam-

keit jedes Fremden auf sich zieht. Die Raucher haben einen Bedienten, Hukabader genannt, dessen einziges Geschäft es ist, dieses Gefäß immer im Stand zu halten und überall hinzutragen, wo der Herr speisen will. Es besteht aus einer ungeheuren Glocke von eingelegtem Metall, oder öfter von Krystall, halb angefüllt mit Wasser; an diese Glocke schließen sich ganz genau zwei Röhren an: die eine gerade, welche einen silbernen Behälter trägt, die andere biegsam, welche sich bis zum Sitze des Rauchers längs einem sehr schmalen Teppich hinzieht, auf dessen abgerundetem Ende die Glocke ruht. Die biegsame Röhre ist eine lange Spirallinie von Eisendraht in Birkenrinde, welches Alles mit Seide oder einem anderen kostbaren Stoffe bedeckt ist; sie endigt in einen goldenen, oder silbernen reich ziselirten Schnabel.

Vor dem Rauchen gießt man immer ein wenig Rosenwasser in die Röhre. Das Godauk, eine Art trockenen Teiges, den man raucht, besteht aus Rosenblättern, Kandiszucker, Opium, und getrockneten wilden Aepfeln: dazu kommt wenig oder gar kein Tabak. „Dieses Gemenge würde allein nicht brennen: man macht deßhalb mehrere Kügelchen von Kohlenstaub und Reismehl, die, einmal angezündet, selbst fortbrennen, und bedeckt damit die Oberfläche des Godauk“ (Jacquemont). Wenn das Chillum oder die Ladung des Hukah gut zubereitet ist, so verbreitet es einen aromatischen Duft, der in Europa, in unsern geschlossenen Gemächern, vielleicht zu stark wäre; aber in den ungeheuern indischen Salons, unter der Luftströmung des Punkah, werden die Sinne angenehm dadurch angeregt.

Dieß ist die einzige Art zu rauchen, die bei Tische erlaubt ist; sie ist nicht nur erlaubt, sondern es ist nichts außergewöhnliches, daß eine Dame den Schnabel der Röhre von ihrem Nachbar nimmt und einige Züge thut. Die eingeborenen Frauen, von der Prinzeß bis zur Sclavin, bringen ihr Leben mit Rauchen zu, wobei nur der Schlaf, die Putzstunde, das Gebet und die Mahlzeit eine

Unterbrechung macht. Die Angewöhnung des Hukah wird immer eine Leidenschaft: es ist ein Bedürfniß, das immer wieder befriedigt sein will, nach dem Aufwachen, nach dem Frühstück, nach dem Mittag- und Abendessen; es ist nöthig zum Einschlafen: es ist der berauschendste aller Genüsse. Nach der Mahlzeit folgt eine Abendgesellschaft ohne allgemeine Unterhaltung, ja sogar ohne einzelne; sehr kurz aber doch zu lang. Nach dem Kaffee, um 10 Uhr, zieht sich Alles in seine Gemächer zurück, denn die Engländer wissen nicht zu plaudern; sie reden, wenn sie etwas zu besprechen haben, aber sie suchen niemals außer dem gewöhnlichen Leben und der Politik, (und auch auf diese Stoffe kommen sie selten) einen Gegenstand, an dem sich der Geist in einer allgemeinen Unterhaltung üben könnte. Die gesellschaftliche Unterhaltung ist eine eigenthümlich französische Frucht.

Den andern Tag machte ich vor Aufgang der Sonne einen langen Ausflug in die schwarze Stadt. Es drängte mich, da ich diesen großen Menschen-Ameisenhaufen gestern nur im Vorbeigehen wahrgenommen hatte, ihn jetzt in der Nähe zu sehen, sein geheimstes Leben zu erkunden, es beim Erwachen zu überraschen. Ich war voll Ungeduld zu erfahren, was eine Moschee und eine Pagode sei, Dinge, von denen ich wohl oft Beschreibungen gelesen, aber doch noch keine ganz bestimmte Vorstellung hatte.

In dieser frühen Stunde schlief noch ein großer Theil der Bevölkerung, die Armen aller Klassen, die Handwerker, Handlanger, Taglöhner, im Freien auf Matten, und am gewöhnlichsten auf nackter Erde, jeder vor der Thüre seines Hauses. Der Turban dient den Männern, die Flechten ihrer Haare den Weibern als Kopfkissen. Jeder hat beim Schlafen sein Gesicht mit dem Zipfel seines Kleides bedeckt, um sich vor Thau und Insekten zu schützen. Mann und Frau sind in Ein Stück Tuch gehüllt, das bei Tage der Frau als Unterrock, bei Nacht beiden als Decke dient. Oft sind zwei oder drei verschiedene Generationen einer Familie paar-

weise neben einander gereiht. Wenn der Morgen heranbricht, erheben sich die zusammengekauerten Körper und wickeln sich aus ihrer Umhüllung; die Toilette beginnt und wird in freier Luft vollzogen. Die Frau holt Wasser, welches sie über den Kopf und die Schulter des sich bückenden Mannes ausgießt; sie wascht ihn, reibt ihn, ölt seinen ganzen Leib ein, kämmt und flicht seine Haare, die immer sehr lang, aber oft in einen einzigen Büschel auf dem Scheitel zusammengebunden sind, endlich zieht sie, je nachdem er ein Anbeter des Brama, des Wischnu oder des Schiwa ist, verschiedene bald senkrechte, bald wagrechte Linien auf seiner Stirne, weiß, gelb oder roth, von lebhaften und glänzenden Farben, die seine Kaste anzeigen.

Nach dieser Operation kauert sich der Herr und Meister wie ein Affe auf seinen Stubenboden und raucht majestätisch sein Hukah. Die Frau oder vielmehr die Frauen, denn er hat gewöhnlich mehrere, kehren, ehe sie sich mit ihrer eigenen Toilette beschäftigen, das Haus und den Theil der Straße, der als Schlafzimmer gedient hat; hernach begießen und bestreichen sie die Mauern mit Kuhmist, der durch Wasser verdünnt ist. Sie haben einen zweifachen Grund für diesen Gebrauch: erstens ist die Kuh ein heiliges Thier; dieses Wasser ist also ihr Weihwasser, und zweitens haben sie eine Gesundheitsrücksicht dabei, indem dieses Verfahren die Miasmen und Insekten zerstört.

Mitten unter diesen Gruppen und über dieselben erhebt sich vor jedem Haus der Kokosbaum, der heilige Feigenbaum mit seinem edlen Gipfel, die zierlichen Mimosen mit ihren hängenden leichten Blättern. Welcher Reichthum, welche Schönheit der Natur! Welche Armuth, welches Elend bei den Menschen! Die Kinder beiderlei Geschlechts wälzen und schleppen sich, ohne daß sich jemand um sie kümmert, sie laufen bis zum Alter von neun oder zehn Jahren ganz nackt herum. Man sieht sie mit einander spielen, aber phlegmatisch, ohne zu lachen, ohne sich zu zanken und sich zu bal=

gen. Beinahe alle haben einen ungeheuren Bauch, der von dem Reis herkommt, durch dessen Genuß sie so anschwellen; alle haben schwere silberne Bänder an den Armen und Beinen. Sie sind furchtsam wie die wilden Thiere, und flüchten sich schreiend beim Anblick eines Fremden.

Endlich läßt sich die Kanone hören; der Schuß kommt von dem Fort Saint-George, und zeigt an, daß die Sonnenscheibe über dem Horizont erscheint. In demselben Augenblick lassen sich kräftige Stimmen hören. Von der Höhe einer jeden Moschee ruft der Muezzin die Glaubigen zum Azan (zum Gebet) durch die bekannte Formel:

La Allah il Allah, Mahomed Russoul oullah!

„Es ist nur ein Gott, und Mahomed ist sein Prophet.“ Ich näherte mich unter den Glaubigen der nächsten Moschee. Sie bot den einfachen und ursprünglichen Typus dieser Art von kirchlichen Gebäuden, ganz nach dem gewohnten Style dar: ein großer viereckiger Platz oder Hof, mit einer inneren, wenige Stufen erhabenen Gallerie, die drei Seiten beherrscht, in der Mitte des Platzes ein Bassin für die Abwaschungen, welche pflichtmäßig dem Gebet vorangehen müssen; dem Thor gegenüber der Tempel selbst, ein beträchtliches Schiff, von Säulen getragen, dessen terrassenförmiges Dach von einer ungeheuren bauchigen Kuppel überragt wird, der zwei kleinere zur Seite stehen. Das Schiff ist ein gemauerter Saal, ein längliches Rechteck, dessen Längedurchmesser senkrecht auf der Linie steht, die man sich von dem Abwasch-Bassin bis an die Kaaba, das Grab des Propheten in Medina, gezogen denkt. Diesem Rechteck fehlt eine Mauer, und zwar auf der Seite, die dem Glaubigen erlaubt, während des Gebets seine Blicke gegen das heilige Grab zu richten. An den beiden äußern Ecken der Façade erheben sich zwei Pfeiler, im arabischen Minar, woher unser Minaret stammt. Einer dieser Pfeiler ist hohl und enthält eine Wendeltreppe, welche auf die Plattform, das Dach der Moschee, führt.

Diese Plattform ist umgeben von einer Brustwehr in maurischem Styl, mehr oder weniger reich gearbeitet, aber immer von sehr reinem Geschmack. Die Pfeiler (Minaret) erheben sich über die Plattform und über die Brustwehr, runden sich zu einer Kugel, ziehen sich weiter zusammen und endigen endlich in einer Spitze. Diese zwei schlanken und anmuthigen Säulen bilden immer einen angenehmen Augenpunkt in der Gegend.

Die Pagoden haben auch einen allgemeinen Typus: es ist ein kleiner viereckiger Tempel in Form einer Mitra, oder vielmehr eine abgestumpfte viereckige Pyramide, mit plattem Dach, und sechs Kapellen zur Seite. Jede der geneigten Flächen dieser Pyramide ist reich mit halberhabenen Skulpturen verziert. Dieß ist eine Reihe der sonderbarsten Figuren und Gruppen, sehr häufig von empörender Unschicklichkeit, wobei der Lingam die Hauptrolle spielt. Gewöhnlich trifft man vor diesen Pagoden Stufen, auf welchen die Hindu bis an den Rand des Flusses oder des heiligen Brunnens, an welchem der Tempel erbaut ist, hinabsteigen, um sich von ihrem körperlichen und sittlichen Schmutz zu reinigen, ehe sie ihre Gebete an die Gottheit richten. Die Braminen benützen dieses Reinigungs-Wasser als eine ergiebige Quelle des Einkommens, indem sie von den büßenden Pilgern Abgaben erheben. Man sieht immer in der Nähe dieser Treppe (Gauth) einige solche arme Fanatiker, ausgestreckt auf dem Sand, bedeckt mit Asche, die eine Kirchenbuße für ihre Sünden durch den abschreckendsten Schmutz leisten.

Nach einem äußerst interessanten Spaziergang voll der neuesten Eindrücke hatte ich Mühe, den Weg nach der Villa wieder zu finden, wo ich um neun Uhr morgens wieder eintraf. Sogleich bemächtigten sich meiner die Naokars, oder die Diener meines Gastfreundes, und unter ihren Händen mußte ich in Betreff der Toilette auf meine alte Schamhaftigkeit verzichten. Trotz meines Widerstandes war ich in einem Nu ausgekleidet, gebadet, frottirt, geknetet, und endlich in weiße Gewänder gehüllt, mit denen man mich

zu versehen die Güte hatte. Noch ganz betäubt von dieser Behandlung fand ich mich vor einem ächten anglo-indischen Frühstücke. Vortreffliche Fische, Reis, Kary, Eier, weißes und schwarzes Brod, Semmeln und Braten bedeckten den Tisch. Das englische Theezeug nahm, wie immer, den Ehrenplatz vor dem Hausherrn ein, spendete uns aber einen ganz andern aromatischen Trank, als die Brühe des ausgearteten Blattes, das bis zu uns nach Norden kommt. Kaffee dagegen erschien nicht auf dem Tisch; man bot ihn schüchtern über die Schulter, in sehr kleinen Tassen, die seiner Mittelmäßigkeit zum Vorzeichen dienten. In Wahrheit ist der Kaffee bei den Engländern immer abscheulich; man sollte es für Ruß, in heißem Wasser aufgelöst, halten. Wasser und Bier waren durch Salpeter erkältet. Die doppelte Anzahl von uns Gästen hätte hinlänglich zu essen gehabt; der Ueberrest war rein verloren, nur für die Raben und Schakale, denn nichts in der Welt würde die Diener dazu bringen, etwas davon anzurühren.

Die Unterhaltung bewegte sich um denselben Punkt, denselben Gegenstand, den ich in meinem mehr als neunjährigen Aufenthalt an allen Tafeln als beinahe einzigen Stoff des Gesprächs angetroffen habe: die schlechte Zeit und die Unmöglichkeit, ein so plötzliches Glück zu machen, wie in der guten alten Zeit, wo der Rupienbaum, das heißt der Goldbaum, noch nicht so oft geschüttelt, beim ersten Anstoß einen Regen von Gold auf das Haupt der europäischen Abenteurer ausgoß. Wenn man jetzt diese hörte, so hatte man Mühe, nur das Leben durchzubringen. Aber was verstehen sie darunter? Jacquemont sagt: „Das heißt ein Reitpferd besitzen, ein Kabriolet, ein Haus allein bewohnen, eine indische Mätresse halten, täglich eine Flasche Wein und mehrere Flaschen Bier, und kein anderes als Selterser-Wasser trinken. Außerdem braucht man bei dem heißen Klima eine Menge Diener; man muß das Weißzeug täglich drei- bis viermal wechseln, und

die Unterhaltung und das Waschen einer solchen Menge Leinwand ist kostspielig.“

„Alle Engländer, die nach Indien gehen, sehen es als ein ungeheures Opfer an, und glauben sich zum höchsten Ersatz berechtigt. Nirgends sonst in der Welt machen sie solche Ansprüche auf Reichthum und Wohlleben. Diese eingebildete Sucht nach Reichthum bei Leuten, welche vermöge ihrer geistigen Nullität wenig Recht und wenig Wahrscheinlichkeit dazu haben, hat etwas Unverschämtes.“ Sie ist aber vielleicht nützlich durch die Anstrengungen, die sie bei Einzelnen hervorbringt, um sich aus einer mittelmäßigen Lage in eine bessere emporzuschwingen. Ein solches Verhältniß ist zwar dem wahren Glück der einzelnen Individuen nicht günstig, aber es dient dazu, die Thatkraft der ganzen Nation zu erhöhen.

Nach dem Frühstück kommen die Hukabadars; jeder entfaltet hinter seinem Herrn den kleinen gewohnten Teppich, legt pflichtgemäß sein Hukah darauf und bietet dem Herrn die Röhre. Von jetzt an seid ihr genöthigt, selbst die bisherige monotone Unterhaltung zu vermissen. Dreimal glücklich, wenn ihr unter Sportsmen zu sitzen kommt, und wenn die Unterhaltung, gleichsam mit dem letzten Flackern der Flamme, sich noch einige Minuten über Hunde und Pferde belebt; aber auch diese erlischt bald in dem Rauch und Röcheln des Hukah. Jeder Gast läßt sich abgesondert in einer Ecke des Sophas oder auf einen Lehnstuhl nieder, die Füße auf einem Schemel, oft sogar auf dem Tisch, dann liest er, die Augen halbgeschlossen, den Kopf gesenkt, ohne viel davon zu begreifen, einige Seiten eines Romans oder einer Zeitung, bis sein Chillum ausgeraucht ist und die Röhre seiner Hand entsinkt, wo sie der wachsame Hukabadar auffängt und nun mit leisen Katzenschritten forträgt, während der Herr eine oder zwei Stunden in einen süßen Schlaf versunken ist.

Der Aufenthalt zu Madras, wie der in Bombai und Kalkutta, ist für junge Leute höchst verderblich. Es ist sehr zu bedauern,

daß sie mitten unter den schädlichen Ausschweifungen der Hauptstadt in das indische Leben eingeweiht werden. Hier bilden sie ihre Vorstellung von dem Leben und der Existenz, welche ein Europäer in Indien zu fordern das Recht habe, und hier entscheidet sich für viele ihre unglückliche Zukunft, da sie sich in Schulden stürzen, aus denen kein Ausweg mehr ist. Die Regierung hat wohl versucht, diesen Nachtheil zu verhindern, indem die jungen Kadetten alsbald nach ihrer Landung unter die Aufsicht eines erfahrenen Offiziers gestellt werden, der bei ihnen die Stelle eines Erziehers und Lehrers versehen und sie nicht aus den Augen lassen soll, bis sie zu ihrer Station oder der Kantonnirung ihres Regiments abgehen. Unglücklicherweise ist dieß gewöhnlich ein kränklicher und mürrischer Mann, der sich ihrer frohen Laune nicht hingeben kann, und eben so viel Abneigung vor ihrer Gesellschaft hat, als sie vor der seinigen. Die Folge davon ist, daß er ihnen eine immer gefährliche Freiheit läßt, die sie nicht verfehlen, so zu mißbrauchen, daß sie ihre Gesundheit oder ihr Vermögen oder beides auf's Spiel setzen.

Da ich noch meine europäische Thatkraft besaß, widmete ich den Tag meinen Geschäften und dem Studium der Hinduſprache, welche ich schon auf dem Schiffe angefangen hatte. Gegen sechs Uhr lud mich Herr Eduard Arbuthnot ein, ihn auf den Korso oder auf den öffentlichen Promenadeplatz zu begleiten, der sich auf einer angenehmen Sandfläche längs der Esplanade bis an das Ufer des Meeres zwischen der Festung und der schwarzen Stadt hin erstreckt. Hier hält jeden Abend die gesammte feine Gesellschaft von Madras und der Umgegend Musterung und bewegt sich in der einförmigsten Reitbahn, die man nur finden kann. Man kann nichts Einfältigeres und Eintönigeres sehen. „Hundert Wagen, beinahe alle europäisch, offene Kaleschen und Bogheis, erscheinen hier in einer Reihe hinter einander. Die zweispännigen Wagen werden von indischen weißgekleideten Kutschern geführt; hintennach laufen, sich an den Federn anklammernd, zwei erbärmliche Stallknechte, die man

Saices oder Ghorewalas nennt. Sie haben einen Wedel von Pferdehaaren in der Hand, um die Mücken von den Pferden wegzujagen, und stehen bereit, diese am Zügel zu halten, wenn der Wagen halten soll. Herrn in schwarzen oder weißen Kleidern sieht man in diesen Karrossen; sie gehören zum Civildienst und sind reich besoldet; der Boghei ist das Zeichen der rothuniformirten Offiziere, und der Topas oder Mischlinge. Die Reiter sind zahlreich; sie galoppiren gewöhnlich während diesen zwei Stunden, allein oder paarweise. Frauen sieht man nur Morgens zu Pferde." (Jacquemont.) Die Gegenwart von einigen Eingeborenen in diesem Gemisch macht es nicht malerischer, da diese ihre Eigenthümlichkeit abgestreift haben, um die Europäer nachzuäffen.

Höchstens eine halbe Stunde lang ist es hell genug, um seine Bekannten zu erkennen. Hier ist keine Abenddämmerung wie bei uns im Sommer; kaum einige Minuten nach dem Untergange der Sonne tritt völlige Finsterniß ein. Einmal auf dem Korso angelangt, folgen sich Pferde und Wagen im Schritt; man sucht gegen den Wind zu kommen, um ihn, in Ermangelung des Seewindes, im Gesicht zu haben. Der Neugelandete ist erstaunt über diese große Anzahl von Damen in großer Abendtoilette, welche man sogar in den Bogheis und offenen Wagen sieht. Das kommt von der ungeheuren Hitze und daher, daß man den Korso erst um acht Uhr verläßt, um zu Mittag zu speisen, und hiebei muß man im Putz erscheinen; also muß auch die Toilette nothwendig dem Korso vorangehen. Was ebenfalls auffallend erscheint, ist die Bläße und das matte Wesen der Damen. Sehen sie diese junge anglo-indische Mutter, mit welcher Langweile und Mattigkeit sie sich in der Ecke des Wagens niederlegt; die Füße auf dem Vordersitz, wenn es eine Kalesche ist, oder auf der Spritzdecke, wenn es ein Boghei ist; sie liegt wie auf einem Sopha; sie erhebt sich nicht einmal, um den Palankinwagen, mit zwei großen Ochsen bespannt, in dem ihre Kinder fahren, zu betrachten; kaum daß sie ihrem älteren Sohne

zulächelt, der auf einem Poney, von einigen Dienern begleitet, nebenherreitet. Suchen sie keine Rosen auf den Wangen noch auf den Lippen dieser Frauen, sie sind weiß, wie ihre leichten Musselinkleider; man möchte sie für Gespenster, in Kleider von Lebenden gehüllt, halten.

In der ersten Zeit meines Aufenthalts in Indien waren die Muskitos für mich eine wahre Qual. Die Füße, das Gesicht, die Hände, überall unaufhörlich angegriffen, versetzten sie mich in einen Zustand von beständiger Aufregung. Es ist auf's Haar wie in der Fabel von dem Löwen und der kleinen Mücke. Der Stich würde noch wenig machen, wenn der Feind euch nur in der Stille verwundete; aber es müßte die Geduld eines Heiligen erschöpfen, immer dieses verwünschte Insekt zu hören, wie es eine halbe Stunde in euer Ohr summt, und ein Vorspiel zu euren Qualen anstimmt, laut verkündigend, daß es euch stechen will und wird, während ihr kein Mittel habt, es daran zu hindern. Glücklicherweise dauert diese Folter nicht gar zu lange. Nach Verfluß von einigen Monaten ist das Blut entweder nicht mehr so rein, oder die Haut verhärtet, kurz ihre Angriffe sind weniger häufig und weniger unerträglich.

Am Morgen des dritten Tages wurde ich durch das Geschrei von einigen hundert Raben aufgeweckt, die sich auf die Bäume über meinem Fenster gesetzt hatten. Ich erhob mich, um die Ursache dieser wüthenden Debatten zu erforschen. Einer von der Bande schien einen Krankheitsanfall zu haben; er hatte wahrscheinlich zu viel gegessen. Aber was nun auch der Grund gewesen sein mag, seine Brüder waren entschlossen, ihn den Fehler mit dem Tode büßen zu lassen, und man tödtete ihn in Gemeinschaft. Der indische Rabe greift Alles an, was schwächer ist oder sich nicht vertheidigen kann, mag es sein was es will, selbst seine eigene Gattung. Er stürzt sich auf den Rücken eines kranken oder verwundeten Büffels und zerreißt sein Fleisch, während das Thier noch

läuft. Die Anzahl dieser Thiere ist unbeschreiblich groß, besonders längs der Küste, bei Madras, Pondichery und bei Kalkutta. Ihre Unverschämtheit geht so weit, daß sie einem Kind, troß seines Schreiens, ein Stück Kuchen aus seiner Hand heraus rauben. Die Sperber und Weihen wetteifern damit in Verwegenheit. Wenn man Fleisch für die Soldaten in die Kaserne trug, stürzten sie sich auf die Körbe und trugen immer einige Stücke davon. Da diese Raubvögel in einem Land, wo die Verwesung so schnell eintritt, äußerst nützlich sind, so bekriegt sie Niemand; sie sind sogar durch alle möglichen Gesetze geschützt. Daher ihre Vermehrung und ihre Verwegenheit.

Viertes Kapitel.

Der Palankin. — Sadras. — Pondichery.

Unterdessen waren durch die Sorgfalt meiner Gastfreunde alle Vorbereitungen für meine erste Reise in Indien, die mich nach Pondichery, in den Schooß meiner Familie, führen sollte, getroffen. Nach einem Abschiedsessen, wo ich nicht ohne wahrhafte Rührung mich von dem braven Kapitän Owen trennte, fand ich mein ganzes Reisegepäck unter dem Portikus der Villa. Das Hauptstück meines Geräthes glich nicht übel seiner Form nach einem Sarge; es war ein Tragsessel oder besser ein Tragkasten, bekannt unter dem Namen Palankin, eher zum Liegen als zum Sitzen eingerichtet. Er hatte Füllrahmen, die als Fenster und Thüren dienten, indem sie sich auf die Seite öffneten. Es wäre schwer für einen, der noch nicht selbst in Indien gereist ist, alle die Hülfsmittel und all das Angenehme sich vorzustellen, was Erfindungsgeist und vielfache Erfahrung nach und nach diesem kleinen wandelnden Hause anerfun-

den haben. Für den Indier ist es sein Schneckenhaus; er hat das Wort des Philosophen „omnia mea mecum porto" verwirklicht, nur daß nicht er es ist, der trägt, sondern der getragen wird. Schubladen, über euren Füßen an den Seitenwänden angebracht, dienen zugleich als Kasse, Schenk- und Schreibtisch und als Bibliothek; es ist ein Konsoltisch, ein Magazin, eine Speisekammer: alles findet sich da, von der Theemaschine bis zum Liqueurgläschen; auf der äußeren Wölbung der Decke ist ein weiter Koffer, der eure ganze Garderobe enthält; innen sind Netze, um zerbrechliche und zerdrückbare Gegenstände aufzuhängen; euer Kopfkissen liegt auf dem Weißzeugbehälter; endlich habt ihr zu beiden Seiten zwischen der mit rothem Marokin bedeckten Matratze und dem Binsengerippe des Palankins, ein ganzes Arsenal: Gewehr, Pistolen, Säbel.

An den beiden Enden des Palankins sind zwei starke Bambusstöcke befestigt, die solid in einem Geflecht von Eisendraht hängen, das mit allen Theilen der Maschine in Verbindung steht. So beladen wiegt das Ganze, aber ohne das Gewicht des Reisenden, wenigstens zwei Zentner. Bei dem Palankin stehen immer wenigstens zwei paar Körbe von Palmried, rund, bedeckt, sehr weit, unter dem Namen Petarah bekannt: es ist die Küche, der Keller und die Backstube, die euch begleiten. Diese Körbe sind paarweise, jeder in einem besondern Netz, an den Enden eines langen biegsamen Bambusrohres aufgehängt, so daß sie über der Schulter des Trägers, der cowrycara oder cowryvala genannt wird, balanziren.

Die Palankinträger (Bahis) sind dreizehn an der Zahl, wovon einer den massalchi oder Fackelträger macht. Von diesen dreizehn Männern tragen allemal sechs den Palankin, indem sie abwechslungsweise mit der rechten und linken Schulter drei den vorderen, drei den hinteren Bambusstock stützen, so daß immer drei Köpfe auf jeder Seite sind. Die sechs andern und der Fackelträger gehen nebenher und lösen die andern nach einiger Zeit ab.

Die Fackel oder das massal ist eine Rolle von Lumpen, in der Länge von vier Fuß, mit Harz, Theer und andern brennbaren Stoffen angefüllt: der Massalchi hält es in der einen Hand, während er in der andern ein blechenes Gefäß voll Oel trägt, womit er von Zeit zu Zeit die Fackel beträufelt.

Sobald man das Zeichen zum Abgang gibt, machen die Träger ihre Toilette. Sie haben zu ihrer Bedeckung nichts als einen großen Pudermantel von weißem Tuch, der ihnen bis auf die Fersen geht. Wenn sie sich Nachts niederlegen wollen, entrollen sie ihn und schlafen auf der Erde, in diesen leichten Mantel eingehüllt. Zum Marsche dagegen nehmen sie die Enden dieses großen Kleides, und machen, indem sie es mit vieler Kunst um die Schenkel winden, eine Art Hose, die ihre Bewegungen nicht im mindesten hemmt. Zwei lange schmale Stücke von dickem Musselin, meistens blau oder roth, dienen eins zum Gürtel, eins als Turban und vervollständigen so ihren Anzug.

Ehe sie ohne Aufenthalt fünf oder sechs Wegstunden laufen, halten sie es für gut, ihre Lenden zusammenzuschnüren: die Kraft ist so konzentrirter, die Muskeln haben einen weiteren Unterstützungspunkt und die Lungen sollen weniger der Verschleimung unterworfen sein. Ihr seht, wie sie sich gegenseitig den Dienst erweisen, den Gürtel (cummerbund) anzuziehen, nicht allein um die Lenden, sondern auch um die Hüften; die freie Bewegung des Kniees scheint ihnen zu genügen: nun ist nur noch der Turban fester auf die Schläfe zu drücken; dann legt jeder, nachdem die wesentlichen Vorbereitungen zur Reise beendigt sind, sein kleines Päckchen, seine Pantoffeln und seinen Stock (seinen unzertrennlichen Begleiter) zwischen die Eisendrähte des Palankin, und ist nun bereit, wenn ihr es fordert, zehn Stunden in einer Nacht zu laufen.

Besteiget diese Maschine, den angenehmsten aller Wagen, ohne einen Schatten von Unruhe in Betreff eurer Begleitung oder vielmehr eures Gespanns. Besteiget den Palankin, seid ihr nun eine

junge Frau ohne ihren Mann, oder mit einem Kinde, seid ihr etwa ein junges Mädchen ohne Beschützer, um hundert Meilen zu machen, ohne ein befreundetes Gesicht zu treffen. Ihr trefft hier immer und überall eine erprobte Treue, eine Ergebenheit, die sich mit eurer Hülfsbedürftigkeit verdoppelt, eine Ehrlichkeit, gerade im umgekehrten Verhältniß mit euren Schutzmitteln; das Kleinste wie das Kostbarste wird sich am Ende der Reise in eurem Palankin wieder finden. Es ist etwas Eigenes um diese unveränderliche und ausdauernde Ehrlichkeit, die sich immer in allen Individuen eines Standes, dessen der Träger, wiederfindet, trotz allen Verschiedenheiten der Kasten und der Religionen. Diese Treue und Ehrlichkeit haben aber noch andere, ganz sonderbare Erscheinungen: gegen ein schutzloses Wesen, einen Kranken, eine Frau, ein Kind, ist sie einfach, rein, nur die gerade Straße haltend; die Reise wird in der rechten Weise, in der bestimmten Zeit vor sich gehen; man wird jede Art von Verlegenheit und Aufenthalt vermeiden. Aber seid ihr ein Mann, mit allen Charakteren der Stärke begabt, jung, kühn, mit einiger Kenntniß der Sprache, rüstet euch um euer Recht, die vorher ausgemachten Bestimmungen über Eintheilung und Schnelligkeit der Tagreisen geltend zu machen, rüstet euch, sage ich, zu einem unaufhörlichen Kampf gegen jede List, gegen alle Bosheit des verschmitztesten und lügenhaftesten aller Völker. Ihre Trägheit und Apathie selbst, so ganz angemessen dem Charakter der Eingeborenen, wird bei ihnen gegenüber dem Europäer zur Berechnung, ist ihre Rache, die Rache des Schwachen gegen den Starken, des Armen gegen den Reichen. Jeder Tag bringt neue Ausflüchte. Man kündigt euch mit allem Anschein von Wahrhaftigkeit an, daß es unmöglich sei, weiter zu gehen. Man führt alle möglichen Gründe an, man wendet alle Mittel auf, probirt alle Saiten, von dem leisesten Ton der Schmeichelei und der tiefsten Unterwürfigkeit bis zur grellsten Unverschämtheit. Einige nicht scharfe Züchtigung, mit aller Würde und Hoheit des Befehlshabers,

den Backen des Widerspenstigsten oder des Anführers applizirt, denn ein solcher, der für die anderen spricht und Ordnung unter ihnen hält, ist immer vorhanden, ist dann das einzige Mittel, die Disziplin wieder herzustellen; aber man muß es behutsam anwenden. Die Träger zu mißhandeln, wäre das schlimmste Mittel: sie würden ohne Verzug alle davonlaufen. Ihr würdet euch dann vielleicht mitten in Wäldern, weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung, verlassen und ohne Hülfe finden. „Der Einfluß eurer moralischen Kraft ist es, der jene bezwingen muß, und auf sie allein, mit Ausnahme von einigen leichten Strafandeutungen, muß man sich bei Aufrechthaltung des Gehorsams verlassen.“ *)

Sobald der Kopf des Reisenden bequem auf dem Kopfkissen des Palankins liegt, setzt sich sein menschliches Gespann in Trott. Dieser Gang wird durch ein sehr eintöniges Recitativ geregelt, das ein Träger nach dem andern vorträgt und dessen Endreim jedesmal von der ganzen Truppe wiederholt wird. Man begreift leicht die Nothwendigkeit eines streng gehandhabten Zeitmaßes, da so viel Füße in der kleinsten Entfernung neben- und hintereinander sich bewegen, so daß der geringste Fehltritt den Sturz Aller herbeiführen kann. So wird auch der leichteste Taktfehler sogleich von dem nächsten Nachbar an dem Schuldigen mit einer handgreiflichen Zurechtweisung bestraft.

Da Herr Mackenzie, Theilhaber des Hauses Arbuthnot, die Güte gehabt hatte, mir seinen Zug **) für die sechs ersten Stunden anzubieten, so konnte ich die Meinigen eine Etape voranschicken, was möglich machte, die ganze Nacht und den folgenden Morgen bis zehn Uhr in Einemfort zu reisen, so daß ich bis nach Sadras,

---

*) Aus einem Artikel von **Montholon de Semonville** in der **Revue des deux Mondes**.

**) So nennt man eine Anzahl Träger, gewöhnlich 13 oder 9, die miteinander unter einem Führer zu laufen gewohnt sind.

einer früher beträchtlichen Stadt am Meer, auf der Hälfte des Weges nach Pondichery gelegen, kam.

Sadras, oder Sadraspatnam, an der Mündung des Flusses Palaur gelegen, war früher sehr bevölkert und der Mittelpunkt eines lebhaften Handels, der aber jetzt durch die Konkurrenz der englischen Manufakturwaaren ganz darniederliegt. Dieser Ort wurde während des Krieges von Karnatik zerstört, und jetzt ersetzen Dornengesträuche die prächtigen Haine von Palmen, Kokos- und Maulbeerbäumen, von welchen man noch die Spuren findet. Aber in einiger Entfernung vom Ufer des Meeres erheben sich edle Ruinen, die von Alterthumsforschern und Malern noch zu wenig besucht wurden und deren Schätze noch beinahe ganz vergraben sind. Wohl kennt der Schiffer diesen Ort unter dem Namen der sieben Pagoden: mit einer abergläubischen Furcht hält er, wenn er die Küste befährt, um in das tiefe Meer zu schauen, dessen blaue Fluthen Paläste und wunderbare Tempel bedecken sollen. Bei stillem Meer sieht man noch eine pyramidale Mitra sich über die Oberfläche neigen, gleichsam über ihre Schwestern weinend, mit denen sie sich bald vereinigen wird. Wenn man der Sage jener Gegend glauben darf, so ist dieß in der That die letzte Pagode einer versunkenen Stadt, die noch übrig ist, gleichsam um zu zeigen, was die Kunst hier verloren. Ein anderer Tempel, gegen den Fuß des Gebirges hin, besteht aus einem einzigen Felsblock, der mit dem Meißel zu einem Kunstwerk der Skulptur umgeschaffen ist. „Der Berg selbst, von einer gewissen Entfernung aus betrachtet, bietet den Anschein eines antiken und majestätischen Gebäudes dar; eine Treppe von Granit führt bis zum Gipfel. Wenn man sich dem Fuße des Berges von Norden her nähert, so umfaßt das Auge eine solche Menge Figuren und Skulpturen, daß man eine versteinerte Stadt zu sehen glaubt.“ (Malte-Brun.) Beinahe alle die Stücke beziehen sich auf die indische Mythologie: hier ist eine kolossale Figur der Wischnu, der auf einer Art von Bett eingeschlafen ist; dort

ist ein bewundernswürdiger Tempel, der die ungeheure Statue des Ganesa, des Gottes der Weisheit, mit einem Elephantenkopfe, enthält; fünf kleinere Tempel sind mit Skulpturen von äußerster Schönheit und von feinster Arbeit angefüllt; kurz, in diesen tausend Bildern und Figuren, die ich nicht alle aufzählen kann, ist eine ausgesuchte Abwechslung des einfachen und des reichen Styls. Man fragt sich, welche Schätze und wie viel Jahre es erforderte, um dieß alles zu erschaffen, oder ob der Zauberstab der indischen Feen so staunenswerthe Erscheinungen aus dem Felsen hervorgerufen hat. Die Umgebungen von Sadras, und zwar in beträchtlichem Umfang, verdienten ein ernsthafteres und tieferes Studium, als ich ihnen zu widmen die Muße hatte: sie sind voll von Wundern des menschlichen Geistes und der menschlichen Geduld, und es scheint der Mensch in einer Zeit, von welcher sogar die Sage nicht mehr zu erzählen weiß, der Ewigkeit ihr Siegel gestohlen zu haben, um hier einen Abdruck davon zu lassen. „So sieht man zu Mahabalipuram, mehr als eine Viertelmeile vom Strande entfernt, Felsen, mit sonderbaren Skulpturen bedeckt, Denkmäler einer wahrhaft wunderbaren Kunst, die mit der schönsten Epoche des Mittelalters in die Schranken treten kann. Der größte dieser ausgehauenen Felsen hat neunzig bis hundert Fuß Länge und ungefähr dreißig Fuß Höhe. Seine ganze Oberfläche bildet eine ungeheure Tafel von halberhabenen Arbeiten. Zwei Elephanten von ganz unvergleichlicher Ausführung sind auf diesem wunderbaren Bilde modellirt. Der größere davon hat siebzig Fuß zwei Zoll Länge; der andere, ein Weibchen, ist etwas kleiner und steht weiter zurück. Zwischen ihren Beinen sieht man mehrere kleine, die mit einander schäkern. Man kann die natürlichen, leichten Stellungen, den lebhaften Ausdruck dieser interessanten Gruppe nicht ohne Bewunderung betrachten. Es herrscht so viel Leben, Wahrheit, Ebenmaß darin, so daß dieses Meisterwerk in das gleiche Verhältniß zur Thierwelt zu setzen ist, wie die antiken Statuen zur menschlichen

Natur; mit einem Wort, es ist in seiner Art ein Werk ohne gleichen." *)

Aber nach dieser ausgezeichneten Composition gibt es noch ein anderes berühmtes Werk der Skulptur, das man bewundern muß: Durga (Schiwa's Gattin) auf einem Löwen reitend im Kampf mit dem Büffeldämon Mahishasura; ein Bild voll Begeisterung, und den besten Meisterwerken Griechenlands zu vergleichen. Bei jedem Schritt steht man verwundert und erstaunt vor den Beweisen, auf welche Stufe von Vollkommenheit die Künste in diesen entfernten Gegenden viele Jahrhunderte vor der Civilisation Europas gekommen waren, da unsre Ureltern beinahe wie Wilde in ihren noch jungfräulichen Wäldern lebten.

Nachdem ich unter diesen Wunderwerken einen Abend göttlich verlebt hatte, setzte ich mich, von so vielen neuen Eindrücken, von meiner bewundernden Anschauung der Granitbilder ermüdet, mit sehr gutem Appetit an ein Abendessen, das mir ein französischer, oder eigentlich französisch-portugiesischer Restaurateur, der in der Nähe des Bungalo **) sich etablirt hatte, vorsetzte. Das ist der einzige Restaurateur, den ich auf meinen Reisen durch Indien getroffen habe, wo es allgemeiner Gebrauch und unumgänglich nothwendig ist, alles bei sich zu haben.

Uebrigens machte mein Wirth seinem Metier keine Schande,

---

*) Oriental annual.

**) So nennt man ein Haus, das den europäischen Reisenden als Absteigsquartier dient, bestehend aus zwei kleinen Wohnungen zu ebener Erde, in denen zwei Familien sich aufhalten können, ohne einander zu geniren. Jede Wohnung besteht aus einem viereckigen Saal, einem Badkabinet und drei kleinen Veranden, welche die zwei andern Zimmer umgeben. Man trifft hier ein gutes Bett von Palmried, zwei oder drei Stühle (gleichfalls von der englischen Compagnie beigesteuert) und endlich einen Seapoy-Invaliden als Cicerone und Lohnbedienten.

und dann war es für mich eine Wonne, ihn französisch sprechen zu hören, was mein Ohr so lange entbehrt hatte. So, ohne genau mir zu denken warum, fühlte ich mich glücklich, ich freute mich meines Daseins, wie man sich dessen mit zwanzig Jahren freut, wenn das Herz befriedigt und die Einbildungskraft aufgeregt ist. Der Schlaf aber machte endlich seine Rechte geltend, und ich warf mich ganz angekleidet in meinen Palankin. Ich schlief noch, als um drei Uhr Morgens die Träger mein Lager aufhoben, ohne mich jedoch im Schlafe zu stören, den sie im Gegentheil mit der diesem einfachen und sanften Volk eingeborenen Zartheit schonten. Sie nahmen einen abgemesseneren Schritt, ihre Stimmen tönten dumpfer und nur die köstliche Frische, die unmittelbar dem Sonnenaufgang voranging und meine Glieder berührte, weckte mich aus meiner Schlaftrunkenheit.

Was ist doch die erste Stunde des Morgens in den tropischen Ländern so köstlich! Wie rein und balsamisch ist die Luft! Wie lieblich ist der Morgen! Wie schmückt er sich nach und nach mit allen Farben des Prisma, ehe er sein goldenes Kleid anlegt! Das Wasser spiegelt den Himmel so blau! und dann diese jungfräuliche Frische, die ihr nur einen einzigen Moment genießen könnt, die sogleich entflieht, die euch fächelt und wohlthut, um desto mehr vermißt zu werden, die man nur hier in ihrer ganzen Lieblichkeit empfindet.

Wir kamen durch einen Landstrich, der von vielen Bächen bewässert und daher sehr gut angebaut war; die Reisfelder waren unabsehbar und das Auge ruhte gern und mit Behagen auf ihrem anmuthigen Grün. Aber außerdem bot die Landseite nichts Bemerkenswerthes dar. Die Landschaft hatte wenig Abwechslung von Höhe und Tiefe und die allzu zahlreichen Dattelbäume gaben ihr ein monotones Ansehen. So war es nicht auf der Seeseite; hier wechselte der Anblick jeden Moment durch die sonderbaren Formen des Strandes, die langen Fransen der Kokospalme, den Goldsand,

durch die große Anzahl von Schiffen aller Größen und Formen, die die Seefläche durchschnitten und nach allen Seiten ihre weißen Segel der Sonne darboten.

Gegen acht Uhr Morgens gelangten wir nach Tempakum, einem netten Dorf wenige hundert Schritte vom Meer entfernt, und sehr berühmt wegen seiner Austern, welche die besten der ganzen Küste sind. Ich stieg bei der Choultrie aus. So nennt man die indischen Gebäude, die an den Straßen und in den Dörfern als Zufluchtsort für Reisende errichtet sind. Es sind gewöhnlich Stiftungen von Menschenfreunden, die sterbend noch ihren Landsleuten einen Dienst erweisen oder ein Andenken hinterlassen wollten. Der gewöhnliche Typus ist eine rechtwinkliche Fläche mit einer Plattform, deren terrassenförmiges Dach von Säulen getragen wird; im mittleren Theil ist ein von drei Seiten geschlossener Raum, wie bei den Moscheen, um die Reisenden vor Wind und Staub zu schützen; die äußeren geschlossenen Räume, ebenfalls von Säulen getragen, dienen als Peristyl oder Veranda. Da die englische Regierung keine Kosten für die Unterhaltung dieser Gebäude aufwendet, die milden Beiträge aber durch die Verarmung der Privaten versiegt sind, so folgt, daß dieselben überall zusammenfallen. Die Choultrie von Tempakum, ein massives und granitenes Gebäude, widersteht dem Zerfall noch.

Sie war durch eine prächtige Gruppe von Banianen (indischen Feigenbäumen) beschattet: dieser Patriarch der Pflanzenwelt erschien mir hier zum erstenmal in seiner ganzen Schönheit, gestützt auf seine zahlreiche Familie. Von jedem Ast des väterlichen Baumes hatten Zweige als neue Wurzeln den Schoß der Erde aufgesucht, zum zweitenmale Saft fordernd, und waren, aus zwei Quellen der Nahrung und des Daseins gesättigt, so gewachsen, daß sie dem Haupt der Familie an Größe und Stärke nicht nur gleich kamen, sondern es ihm noch zuvorthaten, ohne sich jedoch von ihm zu trennen. Jeder starke Sohn hatte für seinen Theil seine Wur-

zeln um sich verbreitet, und so Bogen an Bogen von einem gothischen Laub- und Schatten-Gewölbe aufgerichtet.

Unter diesen Bäumen fand ich eine Abtheilung frischer Träger, die man mir entgegengeschickt hatte, und die mich die letzte Etape bis Pondichery tragen sollten. Ich zögerte nicht, ihre Dienste in Anspruch zu nehmen, denn ich sehnte mich dort anzukommen. Dort ruhte die Asche meiner Eltern, die ich beide nicht gekannt hatte, dort sollte ich zum erstenmal das Glück genießen, zu lieben und geliebt zu werden. Dieses Glück hat mich viel gekostet, aber es war so rein, es warf einen so melancholischen, so zarten Lichtstrahl auf mein übriges Leben, daß seit diesem Tag, so oft ich Pondichery wiedersah, mein Herz von Freude und Zärtlichkeit schwillt. Noch heute ist dieser kleine Erdenwinkel für mich wie eine Oase in der Wüste. Noch schlägt dort ein edles Herz für mich unter schwacher und anmuthiger Hülle, ein großartiger und schöner Verstand verbirgt sich unter der bescheidenen Stirne einer Frau. Meine Schwester, meine geliebte Schwester! Dreifach gesegnet seit jenem Tag, dein Andenken hat mich nie verlassen, dein heiliges Bild hat über mich gewacht, meine Seele erhoben und gereinigt!

Aber ich glaube, daß auch ohne die starken Bande, die mich an dieß schöne Ufer fesseln, Pondichery immer auf den Reisenden, der hier hält, einen unbeschreiblichen Eindruck machen muß. Pondichery steht unter allen Städten Indiens einzig da, durch die glückliche Vereinigung Asiens und Europas. Es ist eine Stadt Frankreichs, eingefaßt in die magischen Farben des Orients, in seine reiche Vegetation. Der sorgfältige Anbau, das frische Aussehen der Alleen, die eleganten Brücken, welche über die Kanäle führen, die schönen, oft mit Statuen gezierten Wege, die anmuthigen in der Umgegend zerstreuten Wohnungen machen heute noch ein kleines Paradies aus diesem Landstrich. Nirgends ist der Kokosbaum so schön, nirgends entfaltet die Palme ihren Fächer mit mehr

Geschmack, nirgends sind die Reisfelder so grün und so frisch, nirgends ist die eingeborene Bevölkerung dichter, thätiger und glücklicher.

So ist es leider nicht bei der europäischen Bevölkerung. Pondichery, das zur Zeit unserer revolutionären Orgien durch die Elite der französischen Gesellschaft, die vor dem Schaffot geflohen war, belebt war, hatte bis zum Jahr 1830 mit seinen Resten des alten Adels auch den angenehmen Ton, die Höflichkeit, die eleganten und ritterlichen Manieren bewahrt, deren sich unsere Väter noch erinnerten, welche wir aber nur vom Hörensagen kennen. Man darf sie auch dort jetzt nicht mehr suchen: die weiße Bevölkerung stirbt jeden Tag mehr aus; aber man findet dort noch die Einfachheit und Güte des Kreolen und die Grazie des Franzosen. Ich bedaure immer, daß so viele Leute von mittelmäßigem Vermögen aber elegantem Geschmack, die in Paris und in Frankreich überhaupt ein trauriges Leben voll Entbehrungen bei dem harten Klima und den vielen eingebildeten Bedürfnissen führen, nicht wissen, welche glückliche und frohe Existenz sie in diesem kleinen Eldorado haben könnten, in diesen kleinen Landhäusern um Pondichery, die alle Tage öder werden, wo jedes Lebensbedürfniß und der Luxus einer zahlreichen Dienerschaft äußerst billig ist. Aber der Franzose ist wie der Epheu, der sich lieber an die Ruinen, oder wo ihn sein Schicksal einmal hingewiesen hat, anklammert, als keck sich weiter in die freien und fruchtbaren Räume schwingt, die ihn umgeben. Es war Mittag vorüber, als ich durch den nördlichen Theil der Stadt in Pondichery eintrat; die Hitze war erstickend, die Sonne drückte auf die Steinplatten, keine Seele rührte sich in der europäischen Stadt; einige Malabaren schliefen in den offenen Verandas. Meine lärmenden Träger, deren freudiges Schreien sich beim Anblicke des Ziels der Reise verdoppelte, schienen die einzigen lebenden Wesen in diesen verlassenen Straßen zu sein. Doch gab es noch ein Herz, das heftig dem meinigen entgegen schlug. Eine junge Dame stand umgeben von ihrer Dienerschaft auf der Schwelle eines Hauses. Ich

hatte sie nie gesehen, aber ich erkannte sie an ihrem Blick; ihre ganze Seele lag in ihren Augen. Ich stürzte mich aus meinem Palankin: zwei Waisen lagen einander in den Armen.

Einer meiner ersten Besuche zu Pondichery galt dem Gouverneur. Es war noch der Contreadmiral de Melay, der geistreiche Gefährte Jacquemont's an Bord der Zelée, dessen feinen Manieren, dessen ebenso angenehmer als belehrender Unterhaltung jener in seinen Briefen ein Denkmal gesetzt hat; von welchem er erzählt, wie sie oft einer mit dem andern im Austausch der Ideen gewetteifert hätten, sie die einzigen Rivalen im Gebiet der Intelligenz auf dieser kleinen, schwimmenden Insel. Ich fand in ihm einen alten Freund meines Vaters, der auf mich das Wohlwollen, mit welchem er jenem sein Alter erheitert hatte, übertrug. Ach! auch er, wie Jacquemont, hat Frankreich nicht wieder gesehen, Frankreich, von dem er immer mit so vielem Enthusiasmus sprach. Der Tod erreichte ihn noch im Angesicht der Kolonie, wenige Stunden nach seiner Abfahrt von dem Ufer, wo er so viel Gutes gethan, so viel Unfrieden gestillt, so viel Unglück gelindert hatte. Seit dieser Zeit habe ich selten den schönen Gouvernements-Palast besucht, und immer mit einer traurigen Empfindung. Dieser Palast war damals das einzige Gebäude, das architektonisch bemerkenswerth gewesen wäre. Später wurde auf derselben Stelle ein sehr hübscher Leuchtthurm errichtet, ein Werk in einfachem, aber gewähltem Styl, das unsern Baumeistern Ehre macht. Doch gibt es auch gutunterhaltene bedeckte Markthallen, ein sehr mittelmäßiges Kollegium, mehrere Kirchen, Armenhäuser und anmuthige, mit Bäumen bepflanzte Spaziergänge. Aber was mir am besten in Pondichery gefiel, war der Spaziergang am Meer, Cours Chabrol genannt; diese Promenade war ohne Vergleich schöner als jene zu Madras; aber jetzt läßt man sie in Trümmer gehen; die Fluth zehrt jeden Tag daran, und bald wird nichts mehr davon übrig sein. Nirgends hat das Meer so viel Anziehendes und Har-

monisches, nirgends an der ganzen Küste ist es weniger schrecklich, als in Pondichery; die Brandung hat wenig Gefahr, nur gerade um eine angenehme Gemüthserschütterung hervorzubringen. Kurz nach meiner Ankunft machte ich einen Ausflug gegen Süden, nach Cuddalore, einer Stadt, noch zuckend von den Kämpfen zwischen uns und den Engländern; es ist ein angenehmer Weg von 4 oder 5 Stunden. Man kommt über zwei hübsche Flüsse, Ariankupan und Mangikupan; an dem letztern liegt Mangipaleiam, von den Engländern Newtown (Neustadt) genannt, durch hübsche Gebäude ausgezeichnet. Es ist ganz regelmäßig angelegt, und seine langen Straßen sind mit Kokosbäumen bepflanzt, was ihm ein orientalisches Gepräge gibt und recht gut aussieht. Das Fort St. David oder Alt-Cuddalore, von dem man noch interessante Ruinen antrifft, verdient wohl die Beachtung der Reisenden; es wurde von den Franzosen zerstört und sein Gebiet kam erst durch den Vertrag vom Jahr 1783 wieder an die ostindische Kompagnie. Bei Gelegenheit von Cuddalore erinnere ich mich eines Vorfalls, der mir einige Jahre später auf demselben Wege begegnete. Obgleich die Entfernung nicht groß ist, so braucht es doch Zeit und Mühe, um durchzukommen, da die Gegend ungemein sandig ist. Ich hatte also früh morgens Pondichery verlassen, um die Mittagshitze zu vermeiden. Am Ariankupan, einem kleinen lieblichen Flusse, mit steilen waldigen Ufern sollte ich eine Fähre treffen, um überzusetzen; aber an jenem Tage war weder Fähre noch Fährmann zu sehen. Nachdem ich in der Einöde lange vergeblich gerufen hatte, verlor ich die Geduld und beschloß mit meinem Pferd durchzuschwimmen. Mein kleines arabisches Pferd schwamm vortrefflich und hatte mich schon oft aus solcher Verlegenheit gerettet. Mitten im Strombette war eine kleine Sandinsel, über welche ich mußte. Wie wir da ankamen, glaubte ich in der Dunkelheit zwei ungeheure Baumstämme, halb außer dem Wasser liegend, wahrzunehmen, als plötzlich mein kleiner Renner an allen Gliedern zitternd anhielt und die zwei

Bäume, sich in Alligatoren verwandelnd, rechts und links in den Fluß gleiteten. An gewissen Plätzen greifen diese Ungeheuer keinen Menschen an, an andern aber, oft nur wenige Stunden von den ersten entfernt, ist ihre Gefräßigkeit sehr zu fürchten; oder vielmehr gibt es zwei ganz verschiedene Gattungen von Krokodilen: die eine mit abgerundeter, die andere mit einer sehr langen und schmalen Schnauze, welche wie eine Art Schnabel aussieht. Die erste Gattung allein ist gefährlich, die andere frißt nur Gras und Fische. Auf jeden Fall war die Ueberraschung sehr unangenehm; aber ich mußte meines Schreckens Herr werden und die Insel verlassen. Ich warf mich alsbald mit meinem Renner in den Fluß, und zog die Füße bis an den Hals des Pferdes herauf. In dem gefährlichsten Moment hob sich wenige Schritte von mir die Schnauze eines Alligators aus dem Wasser und tauchte pfeilgeschwind wieder unter; ein kalter Schweiß übergoß mich — doch kam ich mit der Angst davon. Einen Augenblick nachher war ich auf dem Trockenen.

Man sagte mir nachher, die Krokodile seien sehr häufig in dem Ariankupan-Fluß, aber selten komme ein Unglück vor.

Fünftes Kapitel.

Rückkehr nach Madras. — Reise nach Hyderabad.

Mein Aufenthalt in Pondichery nahte seinem Ende; ich mußte mich zu irgend einem Geschäfte entschließen, das mir meine Existenz sicherte. Immer hatte ich dem Waffenhandwerk den Vorzug gegeben. Mit Unterstützung einiger Freunde setzte ich eine Schrift auf, worin ich die Dienste meines Vaters während fünfundzwanzig Jahren, die er in der englischen Armee bei der Präsidentschaft von Madras als Generalstabs-Offizier, als Ingenieur und Director des Ob-

servatoriums geleistet hatte, darstellte. Mit dieser Schrift, die nach England geschickt werden sollte, begab ich mich nach Madras zurück, wo ich Anfangs Juni anlangte, und bei einem schottischen Bankier, Herrn Eduard Gordon, in seiner Villa Myrtlegrove die schon früher bewunderte Gastfreundschaft genoß. Man kann sich in Europa keinen Begriff von dem wahrhaft königlichen Leben dieser Handelsfürsten von Madras und Kalkutta machen; man findet hier das Schloß Aladin's und die Diners der Wunderlampe wieder. Ach! daß man so oft solchen Luxus mit dem Leben bezahlen muß, daß doch das Gift sich unter goldener Decke verbirgt! Wo ist jetzt der gastfreundliche Handelsherr und seine Gäste? Zehn Jahre kaum sind entflohen, und von den dreißig fröhlichen Herzen, die in dem Festsaale vor Freude und Lebenskraft pochten, ruhen fünfundzwanzig schon vergessen unter den Grabsteinen Indiens, die fünf übrigen sind auf der ganzen Erde zerstreut.

Eines Tages traf ich an dieser Tafel zwei Offiziere vom 55sten Linien-Regiment Seiner brittischen Majestät; sie sagten mir, einer ihrer Lieutenants wolle, des Dienstes überdrüffig, seine Stelle verkaufen, wodurch die eines Unterlieutenants vacant würde. Das war ein Glücksstrahl, den ich nicht verscherzen durfte. Ich eilte sogleich zum Oberst des Regiments, der meine Bitte unterstützte und meine Denkschrift nach England abgehen ließ. Ich schrieb dabei auch an den Herzog von Wellington, und dießmal wenigstens fand mein Brief Gnade vor seinen Augen; denn eilf Monate nachher wurde ich, ohne andere Protektion als die Dienste meines Vaters, was in diesem Lande der Privilegien und der Gunstbezeugungen nicht viel heißen will, berufen, die vacante Stelle kaufen zu dürfen. Aber ein langer Zeitraum verging noch, ehe ich das Resultat meines Schrittes erfuhr, eine Zeit tiefer Besorgnisse, wo ich oft daran verzweifelte, den magischen Schlüssel zu finden, der mir meine Lebensbahn eröffnen sollte. Zwei oder dreimal war ich in Versuchung, meinen Degen einem indischen Fürsten zu verkaufen, wie Perron und

Boigne vor mir gethan hatten; einmal wurde die Unterhandlung gerade im Augenblick des Abschlusses dadurch abgerissen, daß mein künftiger Beschützer den Tod durch dieselben Leibwachen fand, die ich hätte kommandiren sollen. Es könnte Erstaunen erregen, daß ein junger Mensch von zwanzig Jahren, der noch nie den Degen geführt hatte, nicht nur ein-, sondern mehreremal Anerbietungen bekam, die Truppen eines indischen Fürsten zu befehligen; aber man hat in Frankreich keinen Begriff von dem Vorurtheil, das in Indien für die Europäer herrscht: eine weiße Hautfarbe scheint ein hinreichendes Zeugniß für kriegerischen Muth und militärische Kenntnisse.

Ein andermal wandte ich mich an General Allard, um in Lahore bei Runjit-Sing eine Stelle zu erhalten. Ich weiß nicht, ob vielleicht mein Brief unterschlagen wurde, Antwort wenigstens bekam ich keine. Doch kam mir trotz der Hindernisse, die sich vor meinen Augen aufthürmten, nie die Idee, nach Europa zurückzukehren; Indien war der einzige Gedanke meiner Seele, Indien die Aufgabe, die ich mir immer vor Angen stellte, und der ich mein Leben weihte. Indien wollte ich ganz durchdringen und in seinem Wesen vollständig studiren; vor dieser Leidenschaft verschwand alles Uebrige; ich hätte lieber mein Leben hier an der Schwelle Indiens dahingegeben, als meinen Plan verlassen.

In Erwartung einer Antwort vom Kriegsminister (the horseguards) entschloß ich mich, die gastfreundliche Einladung einer andern Schwester anzunehmen, deren Mann, obwohl Franzose, Kapitän in der Reiterei und Divisions-Zahlmeister in der Armee des Nizam von Hyderabad war, eines Fürsten, der zwar dem Namen nach unabhängig, der Sache nach aber unter das Protectorat der Kompagnie sich schmiegte nnd beugte. Ich machte mich somit Anfangs Juli auf die Reise nach der Hauptstadt dieses Reiches, das in der Geschichte und in den Dichtungen des Orients unter dem Namen des Königreichs Golkonda berühmt ist.

Ein glücklicher Zufall ließ mich einen angenehmen Reisegefähr-

ten in Thomas Townshend-Pears treffen, einem Hauptmann vom Geniecorps der ostindischen Compagnie, einem guten, liebenswürdigen Manne, der in der Wüste eben so gut lebte wie im Quartier und sehr vergnügt war, Jemand zu treffen, der ihm Gelegenheit bot, seiner guten Tafel Ehre zu erweisen. Von ihm lernte ich das Geheimniß, in diesen wilden Gegenden, wo man nur hie und da ein Obdach trifft, und wo alle Hülfsmittel fehlen, ganz komfortable zu reisen. Er führte ein ganzes Heer mit sich: vier Kameele und zehn Ochsen trugen vier Zelte, wovon eines, zwanzig Fuß ins Gevierte haltend, uns als Salon und Schlafzimmer diente; ein anderes, etwas kleiner, wurde jeden Abend eine Etape vorausgeschickt, um da den andern Morgen nach dem ersten Marsch unser Frühstück zu finden; das dritte und vierte diente als Badzimmer und Küche. Außerdem waren beim Zug mehrere Karren, mit zahlloser Bagage mit Tischen, Stühlen, Feldbetten, Küche- und Tafelgeschirr, Silber- und Porzellain-Service, Wein- und Bier-Flaschen beladen. Endlich sah man unter einer Baumgruppe mehrere arabische Reitpferde mit den hintern Füßen an Pflöcken angebunden, die wir abwechslungsweise bestiegen, um darauf ungefähr fünf Wegstunden, im ganzen aber höchstens 15 zurückzulegen, damit der übrige Zug Zeit hatte, zu folgen. Außerdem hatte ich noch meinen Palankin und meine Träger, so daß unsere Leute zusammen ein ansehnliches Geleite bildeten, was nur vortheilhaft sein konnte, denn wenn zwei Karavanen in demselben Dorfe zufälligerweise zusammentreffen, geht es der schwächeren schlimm. Die ärmlichen Hülfsmittel des Ortes gehören dem stärkeren Zuge, und der andere ist zum Nachsehen verurtheilt.

Die Straße, welche von Madras nach Hyderabad führt, geht längs dem See oder besser Meerbusen Pulikat hin, und steigt dann parallel mit dem Ufer, dem es sich oft nähert, gegen Norden. Sie bietet wenig Interessantes dar bis Nellore, einem großen Ort mit einem Fort, dreißig Meilen von Madras, auf dem südlichen Ufer

des Pennarflusses gelegen. Früher war es eine der bedeutendsten Städte des Karnatik, jetzt aber hat sich sein Handel nach Madras gezogen und seine Häuser zerfallen. Eine der Gesundheit schädliche Vegetation bedeckt die Wälle, deren Besatzung nur aus drei eingeborenen Veteranenkompagnien besteht. Doch ist es der Hauptort eines bedeutenden Distrikts oder Kollektorats (so nennt man die Unterabtheilungen einer Präsidentschaft, welche von Kollekteuren verwaltet werden), der Mittelpunkt der Civil-, Gerichts- und Finanz-Administration. Man findet daselbst einen Kollekteur (Obersteuereinnehmer) und ein halb Dutzend niederer Steuerbeamten; einen Verwaltungsbeamten, der dem Civil- und Kriminal-Gericht erster Instanz vorgesetzt ist; endlich zwei oder drei Militärbeamte (mit einem Jahrgehalt entlassene Offiziere), welche die Invaliden kommandiren und die europäische Bevölkerung etwa bis auf ein Dutzend steigern. Die Zahl der eingeborenen Einwohner mag sich auf zehntausend Seelen belaufen.

Der Landstrich, durch welchen wir von Madras aus gekommen waren, ist traurig, eben und von Bäumen entblößt; der leichte sandige Boden, oft durch Regengüsse überschwemmt, oft durch Landwinde, welche einen feinen, austrocknenden Staub mit sich führen, verbrannt, trägt Gerste, Tabak, Reps, Betel, Indigo, aber sehr wenig Reis. Der Ackerbau hängt hier gänzlich von den Kanälen und künstlichen Wasserbehältern ab, die sonst mit großen Kosten von den Fürsten und Dorfobrigkeiten gebaut worden waren, zu deren Unterhaltung aber die Kompagnie weder Mühe noch Geld aufwendet. Seit vierzig Jahren, so lange sich die Engländer definitiv des Landes bemächtigt haben, sucht man vergebens nach Verbesserungen; wenn ihre Herrschaft heute plötzlich aufhörte, würden wenige Monate hinreichen, um jede Spur davon zu tilgen. Der Zustand der Straße war im Jahr 1831 erbärmlich, aber noch schlimmer habe ich dieselbe im Jahr 1840 gefunden. Backsteinbogen erhoben sich einige Ellen über die Ebene, und gaben die Entfernungen an; sie bezeich-

neten den Zug des Weges, aber nirgends war eine eigentliche Straße zu ihrer Verbindung, und ehe sie vollendet sind, fallen sie schon in Trümmer. Zuerst muß man allerdings der Regierung die Schuld dieser wenigen Sorgfalt beimessen, aber auch die Angestellten sind nicht ganz schuldlos. Die wissenschaftliche Bildung der Genieoffiziere der ostindischen Kompagnie ist äußerst oberflächlich; sie arbeiten ohne Plan und Voranschlag, und wenn kein Geld mehr in der Kasse ist, schlagen sie die Arme übereinander und thun nichts.

Man findet in Nellore zwei schöne Pagoden mit Inschriften in der Telingasprache; einer dieser Tempel hat reiche Stiftungen und unterhält viele Bajaderen. Am Abend unserer Ankunft beehrten sie uns mit einer Natsch (einem Tanze), wobei sie auch ihre Bereitwilligkeit zu andern Diensten zu erkennen gaben, die wir aber abzulehnen für gut fanden. Es war das erstemal, daß ich diese Art von Tanz zu sehen Gelegenheit hatte. Bei ihrer Ankunft bildete sich ein Kreis von Eingeborenen um uns her, und die Musikanten und Tänzerinnen nahmen die Mitte ein. Zwei von diesen übernahmen die Produktion: sie waren in ein Stück rothen, mit Goldborden besetzten Gases gekleidet, das sie mehrmals um die Hüften geschlungen hatten, so daß es am Ende über eine Schulter und die Brust herunterfiel. Eine kleine Weste von Brokat umschloß den Busen, während die Schultern, die Arme und die Taille unbekleidet blieben; sie trugen auch sehr durchsichtige violette Beinkleider, oben weit und unten eng; die Hände, Arme, der Hals und selbst die Nase waren mit Juwelen beladen; endlich hatten sie metallene Ringe um die Knöchel, welche beim Gehen ein nicht unangenehmes Geräusch machten. Als Präludium zum Tanz ging ein Gesang voraus, über welchen Rossini den Starrkrampf bekommen hätte; es war ein jämmerliches Rezitativ von Gaumentönen, die stufenweise bis zu den höchsten und schreiendsten Noten aufstiegen. Dieser Gesang wurde von zwei Musikanten, wovon der eine den Tamtam schlug, der andere eine kleine achtsaitige Geige quitschen machte, begleitet; Alles zusammen

klang wie ein Brummeisen. Der Tanz ist der Musik würdig: er beschränkt sich auf etwelche Verschränkungen und Verdrehungen der Hände, Arme und Füße. Die Hauptknnst dabei besteht darin, daß man abwechslungsweise und sehr schnell Ferse und große Zehe vorschiebt, und zum Gehen nur die Ferse gebraucht, während die Fußspitzen einwärts gekehrt sind. Die Tänzerin beschreibt so sehr mühsam einen kleinen Kreis, bis sie wieder an ihren Ausgangspunkt zurückkommt; währenddem macht sie mit ihren Händen und Armen verschiedene Attitüden und wirft den Oberkörper mehrmals zurück. Die einzige einigermaßen graziöse Bewegung besteht darin, daß sie die Enden ihrer Echarpe immer über Kopf und Brust hinführt, so daß sie mit einer Art Koketterie ihre Reize abwechslungsweise verbirgt und zeigt. Nach einer Stunde hatten wir mehr als genug, und es kostete uns einige Mühe, sie fortzubringen. Mehrere davon waren trotz der Ringe in der Nase recht hübsch. Der Wuchs des Oberkörpers ist immer voll und schön, ebenso sind Hände und Füße von der größten Zierlichkeit. Die Braminen erziehen diese unglücklichen Geschöpfe zur Unzucht und beziehen daraus die bedeutendsten Einkünfte für ihre Pagode.

Fünfzehn Stunden weiter kommt man nach Ongole, der Hauptstadt von dem Distrikt gleichen Namens. Sie hat viel Aehnliches mit Nellore. Mit Ausnahme von drei oder vier europäischen Häusern sind es lauter Dreck- und Lehmhütten, untermischt mit Mauerruinen, die sich über eine beträchtliche Fläche erstrecken. Man dächte, einige Regengüsse reichen hin, diese verfallenen Mauerreste vollends zu zerstören; sie lösen sich in Wahrheit auf, sind aber alsbald durch andere Ruinen wieder ersetzt. Man fragt sich mit Recht, ob je hier könne Wohlstand geherrscht haben. Die Bevölkerung ist ungefähr dieselbe, wie zu Nellore, nur mit dem Unterschied, daß sie hier hauptsächlich aus Muhamedanern besteht. Der letzte Theil des Wegs ist ein klein wenig angenehmer, indem er sich öfters dem Meer nähert; aber, Alles in Allem genommen, fühlte ich mich sehr getäuscht; das Land

entspricht durchaus nicht der Idee, die ich mir nach den Gärten von Madras und den lieblichen Umgebungen von Pondichery davon machte. Von Madras an herrscht eine gräßliche Einförmigkeit, und diese ist nicht etwa durch eine prächtige Fülle ersetzt. Das Reiseprogramm ist jeden Tag das gleiche: nachdem man ungeheure Steppen vom ärmlichsten Ansehen, Dschungeln genannt, weil hier einiges Dorngesträuch wächst, dem die hungrigen Thiere nicht ein Blatt lassen, durchschritten hat, entdeckt man in der Umgebung irgend eines elenden Dorfes einige magere Gebüsche von Mango, von Tamarinden und Mimosen, zerstreut in der Ebene. Es gibt keine edle Gruppe von Banianen-Bäumen mehr, um der Gegend Ansehen zu verleihen. „Hie und da kleine zerfallene Moscheen, Grab„steine bei denselben, ein armseliger Dattelbaum, der sie beschattet, „dieß die Grundzüge des Bildes. Sie sind freilich verschieden zu„sammengestellt, aber so unter einander gemischt, daß eine sehr „kleine Fläche alle Combinationen davon aufweist.“ *)

Die Stadt Ongole ist noch der malerischste Punkt des bisherigen Weges, weil sie die meisten Ruinen hat; man sieht wenigstens ein altes Fort, ganz mit Schmarotzerpflanzen bedeckt, dessen Wälle mit vieler Grazie einstürzen. Es ist mehr bewohnt als vertheidigt von einer Kompagnie Veteranen, kommandirt von einem mit Jahrgeld entlassenen Offizier. Dieser Arme hat kein Avancement zu hoffen. Er war im Jahr 1825 Hauptmann in einem Infanterie-Regiment der Kompagnie; aber da er in einem Augenblick der Verirrung der Versuchung unterlegen war, im Spiel zu betrügen, wurde er von seinem Corps ausgestoßen und dem zweiten Veteranenregiment zugetheilt. So ist der Name, an welchen sich bei uns nur ruhmreiche Erinnerungen knüpfen, in der indischen Armee der Ausdruck jeder Brandmarkung. Seit dem Jahr 1826 vegetirt Hauptmann M . . . hier mit seiner Familie, bestehend aus einer

---

*) Jacquemont.

liebenswürdigen Frau, die sich trotz seiner Schmach und auch unter der Strafe seines Fehlers leidend, mit verdoppelter Zärtlichkeit an ihn anschloß und so ein Zeugniß für die Großmuth ihres Geschlechtes ablegt; ferner aus einigen Kindern, die vortrefflich erzogen sind. Dieser Offizier kommandirt die ganze Station, korrespondirt mit dem Gouvernement und erhält eine sehr schöne Besoldung, ist aber zu vollständiger Einsamkeit verurtheilt. Der Reisende, welcher in dem benachbarten Bungalo anhält, klopft selten an seine Thür, und selbst der Besuch eines alten Kameraden ist ihm mehr peinlich als angenehm. Er bringt sein Leben auf der Jagd und in der Beschäftigung mit seiner Familie zu.

Von Ongole an trifft man nur ganz uninteressante Dörfer bis zum Krishna, der die Gränze zwischen dem Gebiet der ostindischen Kompagnie und dem des Nizam macht. Die Straße geht nordwestlich über Rumpedschurla, Nakrykal und Pundigol am Krishna. Beim letzten Ort trifft man die nöthige Fähre, um über den Fluß zu setzen.

Der Krishna ist der Ganges der südlichen indischen Halbinsel; sein Wasser ist ebenso heilig; es führt auch Gold, Diamanten und andere Edelsteine mit sich; Religion und Poesie hat ähnliche Dichtungen daran geknüpft. Obgleich er im Sommer nie austrocknet, hat er doch Aehnlichkeit mit den Bergströmen, indem er oft mit außerordentlicher Gewalt herabstürzt und alle seine Ufer überschwemmt, wenn es nur wenige Tage in den West-Ghatsgebirgen, seinem Quelllande, regnet. Sein Bette füllt sich dann nicht nach und nach, sondern man sieht die Fluth wie eine Mauer daherstürzen; deßwegen beeilt man sich bei der Ueberfahrt so sehr als möglich, da eine neue Anschwellung nie vorher sich anzeigt. Der Strom ist so reißend, daß kein europäischer Nachen dagegen bestehen und quer durchschiffen könnte; man bedient sich deßhalb großer runder Körbe, aus Binsen und den Blättern der Fächerpalme gemacht, die man viel weiter oben in den Fluß setzt, als wo der Punkt auf der an-

dern Seite ist, nach dem man will. Durch die Kreisform dieses Fahrzeugs kann der Strom ihm nicht beikommen es umzuwerfen. Die Kunst der Ruderer besteht nur darin, daß sie den Korb bald dorthin, bald dahin sich kreisförmig drehen lassen, um schräg über zu kommen, indem man dem Lauf des Stromes folgt, der den Fährmann so unwillkürlich selbst an den bestimmten Ort bringt.

Gegenüber von Pundigol, auf dem andern Ufer, liegt das Dörfchen Warrapilly mit einem hübschen Karavanserai, dem aber der Verfall droht. Hier ist die erste Zollstätte auf dem Gebiet von Hyderabad. Dieses Reich, auch Dèkan genannt, war früher eine Provinz des mongolischen Kaiserthums, aber seit dem Jahre 1732 hatte diese Abhängigkeit nur noch dem Namen nach bestanden, und die Nizams oder Statthalter hatten sich zu unabhängigen Erbkönigen der ihnen anvertrauten Provinzen gemacht. Im Laufe eines Jahrhunderts wurde die Macht und Ausdehnung des Reiches sehr geschmälert, theils durch die Mahratten, theils durch die Herrscher von Mysore, besonders aber durch die Engländer.

Heutzutage sind die Gränzen des Reiches im Süden der Krishna, in Südwest die Provinz Bidschapur, im Westen das Königreich Sattarah, die englischen Provinzen Ahmednagar und Kandeish; im Norden Assirghar und der Mahrattenstaat Nagpur; im Osten die wilden Horden der Ghonds, die Alluvialebenen der Cirkars und die englischen Provinzen Radschamundry und Kondapilly. Das ganze Gebiet umfaßt 1770 Quadratmeilen *) und enthält 12 Millionen Einwohner.

So wie man den Fuß auf das jenseitige Ufer des Krishna gesetzt hat, bei Warrapilly, fühlt man auch, daß eine ganz neue Region anfängt; die Natur und die Physiognomie des Volkes ist ganz verändert; in beiden liegt mehr Wildes. Der Boden ist von

*) 60 Meilen auf einen Grad, 16 Quadratmeilen auf eine geographische □Meile gerechnet.

Schluchten durchschnitten, die Felsenmassen sind äußerst malerisch, die Dschungeln erheben sich, werden immer dichter und nach und nach steigt Hochwald empor. Die Fährten von wilden Thieren, besonders von Tigern, durchkreuzen sich beinahe jeden Schritt, namentlich wo ein weicherer Boden die Eindrücke deutlicher bewahrt, am meisten in den feuchten Betten der Waldbäche. Die Dörfer sind seltener, alle von Palisaden umgeben, und bei jedem erhebt sich zehn Fuß vom Boden ein hölzerner Käfig, von wo aus die Schikaris oder Jäger den Weg der Ungeheuer belauern, die bei Nacht die menschlichen Wohnungen umschwärmen. Der Reisende darf sich von nun an wegen seiner persönlichen Sicherheit mehr auf seinen Muth und sein Gewehr verlassen, als auf die Gesetze und Landespolizei. Doch ist es selten, daß ein Europäer angefallen wird; sein Tod würde einen solchen Lärm verursachen, würde so viele Nachforschungen und so sichere Strafe und Rache zur Folge haben, daß die Banditen aller Art gewöhnlich jeden Europäer in Ruhe lassen, besonders wenn sie die Mündungen zweier Pistolen am Sattel oder an der Thüre des Palankins erblicken. Die armen Bahis, die mich trugen, waren in tödtlicher Angst; die Nacht besonders, wenn sie durch Wälder mußten, wo Tiger zu fürchten waren, bewaffnete sich jeder mit einer brennenden Fackel und stieß ein gräuliches Geschrei aus, während sie mit größter Geschwindigkeit marschirten. Dieses Schreien und der Glanz der Fackeln schüchterte die Thiere ein, welche sich in das Niederholz zurückzogen und ihre Beute so entschlüpfen ließen. Ich, im Innern meines Palankins, freute mich dieser Scene, die durch die Möglichkeit von Gefahr für ein Herz von zwanzig Jahren einen unaussprechlichen Reiz gewann.

Auf der folgenden Etape, im Dorfe Murrulgudum, fanden wir eine Abtheilung irregulärer Reiterei des Nizam, die uns entgegen geschickt worden war, um unser Gepäcke zu eskortiren. Diese Reiter, Männer von malerischem Aussehen, in Grün und Schar-

lach gekleidet (der Turban hatte die letztere Farbe), sind mit einer sehr langen Lanze und einem Schwert bewaffnet, das bis zum Griff beinahe zurückgebogen ist und sehr unbequem scheint, dessen sie sich aber mit bewundernswerther Geschicklichkeit bedienen; denn Geschicklichkeit nicht Kraft ist es, die bei Handhabung dieser Waffe den Ausschlag gibt. Ich sah, wie sie ohne allen sichtbaren Kraftaufwand mit einem Streich einen Hammel in zwei Theile hieben, was von uns Europäern keiner gekonnt hätte.

Die Dschungeln und die Wüste nehmen einen Strich von ungefähr zehn Stunden, bis nach Tipurty, ein. Von diesem Ort an ist das Land offener, die Dattel- nnd Fächerpalme sind beinahe die einzigen Bäume, die man in Massen trifft. Der Anbau der letztern wird sehr begünstigt. Alle Bäume dieser Art sind besteuert und tragen der Regierung bedeutende Summen ein. „Die Fächerpalme liefert eine erstaunliche Menge Syrup, aus dem man Zucker bereitet. Einem sehr kleinen Stamm, ungefähr neun Zoll im Durchmesser, kann man in vierundzwanzig Stunden mehrere Schoppen Saft abzapfen. Trinkt man diesen an demselben Tage Morgens, so ist er sehr erfrischend und durchaus unschuldig, selbst in bedeutendem Maße genossen; aber sobald die Sonnenhitze darauf wirkt, gährt er und wird in kurzer Zeit sehr berauschend. Seine Stärke wird ungefähr der des Branntweins gleich kommen, und sein Genuß ist um so gefährlicher, je angenehmer und verführerischer er ist; denn auch nach der Gährung behält er sein Aroma und sein Bouquet bei. Die niederen Klassen der Indier, welche, wie die aller Länder, starke geistige Getränke leidenschaftlich lieben, trinken diesen Saft im Uebermaß, um so mehr, da er sehr wohlfeil ist, und sie für eine wahre Kleinigkeit sich vollständig berauschen können.“ *)

Die letzte Etape vor Hyderabad ist gewöhnlich ein kleines

---

*) Oriental Annual.

Dörfchen Opaul, beinahe ganz in Staub und Ungeziefer vergraben. Eine alte Moschee erhebt noch zwei zierliche Minarete, aber sie ist schon seit langer Zeit von den Gläubigen verlassen, und die einzigen Besitzer sind gegenwärtig die Fledermäuse, welche diesen Zufluchtsort dem Europäer, der dort manchmal Schutz gegen die tropische Sonne sucht, streitig machen. Man würde kaum glauben, daß man in der Nähe einer der bedeutendsten, reichsten und bevölkertsten Städte Indiens ist. Der Boden ist nicht besser angebaut, die Trümmer sind eben so ärmlich wie sonst wo. Hier theilt sich nun die Straße, um nach den drei großen Centralpunkten, die man unter dem allgemeinen Namen Hyderabad begreift, zu führen. Der abscheuliche Fußsteig links ist die königliche Straße zur Hauptstadt, dem neuen Golkonda, mit seinem Hof, seinem zwar nicht mehr so zahlreichen, aber doch noch reichen Adel, mit seinen zweimalhunderttausend Einwohnern. Auf eine Entfernung von 3 Stunden sieht man die Dächer, die Kuppeln und besonders die vier Minarete der berühmten Moschee von Tscherminar sich auf dem blauen Himmel abheben. Dagegen dieser schöne Weg rechts, der in einer makadamisirten Allee endigt, führt zu dem Lager von Sekunderabad, an das Dorf Hussein-Sagar anlehnend, wo am Ufer eines künstlichen Sees sich die Alleen und weißen Häuser der englischen Hülfsarmee ausdehnen. Endlich weiter nach rechts, durch ein angenehm hügelförmiges Land, wo die Vegetation freiwillig in allen Formen sich ergeht, wo jeder Berg auf seinem Gipfel ein malerisches Denkmal, an das sich irgend eine Legende knüpft, stehen hat, führt ein hübscher Weg nach Bolarum, das man für einen Sammelplatz griechischer und italienischer Villen nehmen würde; es ist die Garnison der Truppen, die eigentlich seiner königlichen Hoheit dem Nizam angehören. Man wird bemerken, daß durch obige Anordnung der Subadar oder Vicekönig von Dekan, der unabhängige Fürst von Hyderabad, von seinen eigenen Truppen gänzlich durch die seines Alliirten, der ihn so in beständigem

Schach erhält, abgeschnitten ist. Diese drei Gruppen, so verschieden in Sitten, Gebräuchen und politischer Bedeutung, liegen auf einer Linie, immer eins vom andern zwei Stunden entfernt. In dem letzten Centralpunkt, in Bolarum, sollte ich lange Zeit die Gastfreundschaft meiner Verwandten in Anspruch nehmen, indem ich bei meinem Schwager, welcher Offizier bei den Truppen des Nizam war, abwarten wollte, bis meine Zukunft sich durch die Antwort von London entschieden hätte. Ich benutzte diese Muße zu einem doppelten Studium: erstens, um im allgemeinen die Geschichte der englischen Machtentwickelung in Indien kennen zu lernen; zweitens aber die besondere Entfaltung ihrer Macht im Verhältniß zum Reich von Hyderabad, das heißt die gegenwärtige Einrichtung dieser sonderbaren Regierung, die das älteste, ausgedehnteste und vollständigste Modell eines subsidiären Schutzstaates abgibt; ein Modell, das sich überall im englischen Indien wieder findet, und das ich mir vornahm, auf's genaueste zu untersuchen, um mich später nicht mehr dabei aufhalten zu müssen, wenn es an die andern, zu ähnlicher Kategorie gehörigen Staaten käme. Diese Untersuchung wird uns um so mehr Interesse gewähren, als sie uns auf den Schauplatz unseres größten Ruhmes und der schönsten Erinnerungen Frankreichs in Asien führt.

Sechstes Kapitel.

Geschichtlicher Abriß des Ursprungs und des Verfalls des Königreichs Golkonda (Hyderabad). — Episoden von Bussy und Raymond. — Englische Politik. — Sir Henry Russel.

Das Königreich Hyderabad, heut zu Tage in seinem Zerfall, besteht kaum erst seit einem Jahrhundert: seine Geschichte, unzertrennbar an die unsrige gekettet, theilt sich in drei höchst charak-

teristische Epochen, die ungefähr den drei letzten Generationen entsprechen.

Erste Epoche: Größe und Bürgerkriege; Einfluß Frankreichs unter den Bourbonen, 1732 bis 1759.

Zweite Epoche: Schwäche und äußere Kriege; Einfluß französischer Abenteurer und der französischen Republik, vom Jahr 1760 bis 1798.

Dritte Epoche: Zerfall und Auflösung; Protektorat Englands, 1798 bis auf unsere Tage.

Erste Epoche: Sheyed-Koulikhan, Anführer eines Mongolenkorps in der kaiserlichen Armee zu Ende der Regierung von Aurungzeb, wurde durch dessen Urenkel, den Kaiser Mahomed-Schach, auf den Posten eines Subadar oder Vicekönigs von Dekan berufen. Indem er aus dem unglücklichen Schicksale des Hauses von Timur Nutzen zog, gelangte er dahin, daß sich, seit dem Jahr 1732, sein Kriegslehen in eine erbliche und unabhängige Herrschaft umwandelte, während eine nur dem Namen nach bestehende Lehenshuldigung gegenüber der Krone von Delhi noch bestehen blieb. Sein verdienter Ruhm und seine großen Talente hatten ihm außerdem noch den Namen Nizam-oul-Mouluk, d. h. Stütze des Staates, verschafft, unter welchem Ehrentitel er in der Geschichte bekannt ist, und der wie ein Attribut der Krone auf seine Nachfolger überging. Seine Herrschaft reichte vom Nerbudda bis an's Kap Kamorin und von Masulipatam bis Bidjapur. Das Gebiet umfaßte den dritten Theil des Mongolenreichs, nämlich die nördlichen Cirkars, die Provinzen Berar, Aurungabad, Ahmednagar, Bidjapur und Hyderabad oder Golkonda; kurz, ganz Mittel-Indien oberhalb des Krishna, mit Ausnahme der Mahrattenstämme an der Westküste. Dieses Reich, zu ausgedehnt, als daß es hätte können fest sein, mußte zerfallen, sobald es den Mann verlor, der es gegründet und zusammengehalten hatte; er starb im Jahr 1748, hundert und vier Jahre alt. Wirklich findet man, daß sein Tod das Zeichen zu

einem Bürgerkrieg gibt, während dessen mehrere, vom Mittelpunkt des Reiches entfernte Provinzen eine besondere nationale Selbstständigkeit fordern und sich trennen; während die beiden Handelskompagnien, die französische und englische, sich unter die Kämpfe mischen und für die verschiedenen Thronprätendenten Partei ergreifen; jede reißt für sich bedeutende Stücke ab, die aber endlich ausschließlich derjenigen von beiden Nationen zufallen, die sich am geschicktesten und ausdauerndsten erwiesen hat.

Die größte Schwierigkeit für die Auffassung dieser Historie entsteht durch die Verwirrung in den Namen und durch die rasche Aufeinanderfolge der Thatsachen; wir werden sie zu vermeiden suchen, indem wir sie auf den einfachsten Ausdruck zurückführen und alles Detail, soweit es nicht unumgänglich nothwendig ist, weglassen.

Nizam-oul-Mouluk hinterließ bei seinem Tode fünf Söhne, die sich dem Alter nach so folgten:

Ghazi-Ouddin, der älteste; Nasirjung, der zweite; Salabutjung, der dritte; Nizam-Ali, der vierte; Bussalutjung, der fünfte. Endlich noch ein Enkel, Muzufferjung, von einer Lieblingstochter.

Zur Zeit seines Todes wohnte der älteste Sohn, Ghazi-Ouddin als Oumrah oder Staatsrath zu Delhi am Hofe des Groß-Mogul. Diese Abwesenheit benützend ließ sich der zweite Sohn Nasirjung durch die Armee, die schon gewohnt war, ihm zu gehorchen, als Subadar ausrufen; zugleich meldete sich ein dritter Prätendent, Muzufferjung, der Lieblingsenkel des verstorbenen Nizam-oul-Mouluk, indem er sich auf ein wahres oder falsches Testament seines Großvaters, das für ihn sprach, und auf ein Patent des Groß-Mogul, das er erlangt hatte, berief. Da er aber keine Hoffnung hatte, nur allein mit seinen Hülfsmitteln die Krone zu erlangen, so kam ihm in Sinn, sich auf eine europäische Hülfsmacht zu stützen; er wandte sich nun natürlich an Dupleix, den damaligen französischen Generalgouverneur von Indien, der durch seinen

langen Aufenthalt in Indien, durch seine bekannte Geschicklichkeit in Behandlung der indischen diplomatischen Angelegenheiten, durch einen glücklich gegen die Engländer geführten Krieg und durch die Wegnahme von Madras einen ungeheuern Ruhm erlangt hatte. Nie, in der That, hatte Frankreich einen besseren Gouverneur, nie einen geschickteren Staatsmann in seine Kolonien geschickt. Ein zweiter Kolumbus in der Politik, hatte er den Weg erforscht, den die europäische Civilisation gehen mußte, um in Indien zu thronen. Er wollte seine Landsleute darauf führen, aber er war seiner Zeit zu weit voraus, um verstanden zu werden; er hatte nichts von Frankreich, nichts von einer abgelebten Regierung zu hoffen, die auf der Höhe, wohin er sie zu stellen suchte, den Schwindel fürchtete. Wir sehen ihn daher mitten in seinen Erfolgen, gerade als er das Ziel zu erreichen im Begriff war, aufgehalten; und damit zu unserer Schande nichts fehle, sehen wir ihn das Verbrechen seines Genies mit einem kläglichen Ende büßen, wie es so viele große Männer schon mit Elend, Verbannung oder Tod gebüßt haben. Aber die Lehre, die er gab, sollte, obgleich für sein Land nutzlos, nicht verloren sein: die Engländer wußten sie aufzugreifen; Clive und Warren Hastings zögerten nicht, auf seinen Fußstapfen weiter emporzuklimmen, und sammelten so für England die reiche Erbschaft, die er uns bestimmt hatte.

„Bei seiner Ankunft in Indien zitterten die auf den Handel „beschränkten und von jeder politischen Wirksamkeit ausgeschlossenen „Europäer bei dem bloßen Namen eines Offiziers vom Groß-Mo„gol. Dupleix erkannte zuerst die ganze Schwäche des Reiches. „Er faßte den Plan, sich desselben ganz oder wenigstens theilweise „zu bemächtigen, zu einer Zeit, wo er sein Vorhaben Niemanden „mittheilen konnte, ohne von der Welt für einen Narren gehalten „zu werden. Die Einfachheit des Mittels zur Ausführung ent„sprach aber ganz der Größe des Gedankens: dieses Mittel bestand „einzig darin, europäische Truppen in Dienst des Landesfürsten zu

geben. *)" Die Festigkeit des europäischen Charakters mußte, verbunden mit der höheren Kriegszucht und Taktik, den Sieg an die Fahnen des Fürsten heften, welcher solche anwendete, und diesem also das Uebergewicht über seine Rivalen geben, aber auch, da er dieses Uebergewicht und seinen Sieg den europäischen Anführern verdankte, diesen letztern einen unbegränzten Einfluß verschaffen. „Dupleix stützte somit die französische Macht auf gewisse Provinzen, „die sich für unabhängig erklärten, die aber keine andere Existenz „besaßen, als gerade die von ihm gewährte und befestigte, deren „Anhänglichkeit und Treue ihm also gewiß war, und die seine gelehrigen Schüler und Werkzeuge werden mußten."

Bei solchen Ideen und Planen konnte dem französischen Gouverneur nichts erwünschter kommen, als die Eröffnungen Muzufferjungs: „da mihi punctum, et terram movebo" (gib mir einen festen Standpunkt und ich will die Erde aus ihren Angeln heben): das war sein geheimer Wunsch und seine Hoffnung und nichts konnte mit seinen Ansichten besser übereinstimmen, als die Möglichkeit, einen Subadar von Dekan einzusetzen, der ihm dann seine Erhebung verdankte. Konnte er, darauf gestützt, seine Blicke nicht noch höher richten? Einmal auf dem Weg, was sollte ihn aufhalten? Indem er die Stärke der Eingeborenen nach ihrem richtigen Maße beurtheilte, verlor er keine Zeit, um die beiderseitigen Kräfte der Prätendenten vorher abzuwägen, sondern warf keck, aber des Erfolges gewiß, den französischen Degen in die leichtere Wagschale.

Freilich bringt ihn die Einmischung einer anderen europäischen Macht, der Engländer, einen Augenblick in Nachtheil und schlägt fast jede Hoffnung nieder: Muzufferjung wird nach glänzenden Anfangserfolgen besiegt und gefangen, und geräth in die Gewalt seines Nebenbuhlers. Doch Dupleix ist nicht der Mann dazu, Muth

*) Barchou de Penhoën, Geschichte des englisch-indischen Reiches.

und Hoffnung zu verlieren: er weiß, daß an jedem orientalischen Hof ein Keim zu einer Verschwörung vorhanden ist; er sucht diesen auf, pflegt ihn, bringt ihn zur Entwicklung und Reife, und da er den rechten Augenblick gekommen glaubte, wirft er keck achthundert Franzosen unter Anführung des tapfern Latouche auf die hunderttausend Mann des Subadar, die bei der Festung Gingy, nicht weit von Pondichery, liegen. Diese kleine verwegene Schaar fällt wie eine Bombe plötzlich mitten in das indische Lager, die Verwirrung begünstigt den Angriff, Nasirjung wird meuchlerisch ermordet und Muzufferjung vertauscht, wie das in Asien so oft vorkommt, den Kerker mit dem Thron.

Dieses ereignete sich, wie schon gesagt, nahe bei Pondichery in den ersten Tagen des Dezembers 1750; in Pondichery selbst wurde wenige Tage nachher Muzufferjung als Subadar von Dupleix installirt, der ihn mit der größten Pracht empfieng, ihm aus eigenen und seiner Freunde Mitteln die nöthigen Summen vorstreckte, um die Investitur mit allem Pomp und dem gewöhnlichen Ceremoniell zu begehen. Der erste, der ihm die Huldigung leistete, war Dupleix, in ein prächtiges orientalisches Festgewand, ein Geschenk von Muzufferjung, gekleidet. Dieser dagegen, im Uebermaß seiner Freude und Dankbarkeit für seinen Retter und Alliirten, ernennt Dupleix im Namen des Großmoguls zum Nabob von Karnatik, das ist von allen Provinzen auf der Küste Koromandel zwischen dem Cavery und Krishna, Frankreich an Ausdehnung gleich, mit voller Gewalt, jede beliebige Abgabe dort zu erheben. Er trat zugleich der französischen Compagnie auf ewige Zeiten ein Gebiet um Pondichery ab, mit den Einkünften von 960,000 Rupien, einen anderen Distrikt bei Karikal von 6000 Rupien und endlich die Stadt Masulipatem von 140,000 Rupien.

So hatte die Anwendung seiner Idee Dupleix schon dahin gebracht, Karnatik in seinem eigenen Namen und nach eigener Machtvollkommenheit zu regieren; er hatte nur noch zwei Schritte zu

machen, um das heutige indisch-englische Reich zu realisiren: über Dekan nämlich durch den Subadar, seine Kreatur, zu regieren, und später über ganz Indien, indem er ebenso einen Großmogul einsetzte. Das Glück, das die Kühnheit immer unterstützt und manchmal dem Genie zuerst ein Lächeln gönnt, ehe dieses der Verfolgung der Menschen verfällt, ließ ihn auch den zweiten Schritt, beinahe zugleich mit dem ersten, machen.

Nachdem alles zu beiderseitiger Zufriedenheit geordnet und ins Reine gebracht war, hatte Muzufferjung von Dupleix Abschied genommen und sich nach Hyderabad auf den Marsch begeben; es begleitete ihn ein französisches Corps, bestehend aus dreihundert Europäern, zweitausend Seapoyen und zehn Kanonen. „Dupleix gab „das Kommando einem Manne, den er unter der Menge herausge„funden und ausgezeichnet hatte; es war dieß Marquis von Bussy, „ein kecker, geschmeidiger, gefälliger Geist, einer der reichbegabtesten „Menschen.“ Ein vollendeter General, ein feiner, gewandter Hofmann und Diplomat, fähig mit einem Blick des Auges alle nachkommenden Ereignisse vorauszusehen und ein Schlachtfeld zu wählen; „endlich, so bewandert in der Politik und dem Wesen des „Orients, daß er dem ganzen Hof von Delhi hätte Lehren geben „können.“

Die Ereignisse rechtfertigten sehr bald diese kluge Wahl. Auf dem Wege selbst noch, und ehe man die Hauptstadt erreicht hatte, verschworen sich die afghanischen Häuptlinge in dem Heer des Nizam, dieselben, die schon Nasirjung gestürzt hatten, aus einer Art Erbfeindschaft gegen das mongolische Haus nun auch gegen dessen Nachfolger, benützten einen Augenblick, wo er von Bussy entfernt war, und ermordeten ihn. Die Lage der Franzosen war äußerst kritisch: doch behielt Bussy glücklicherweise seine ganze Kaltblütigkeit. „Er versammelte schnell die Minister und die Oberoffiziere des „Fürsten, stellte ihnen vor, wie nothwendig es sei, sich über die „Wahl eines Nachfolgers sogleich zu verständigen, als das einzige

„Mittel, jeder Unordnung und Empörung der Soldaten zuvorzu„kommen. Das Söhnchen von Muzufferjung und drei Brüder von „Nasirjung, welche der Nizam in enger Hut mit sich geführt hatte, „waren beim Heer anwesend. Bussy sah wohl ein, daß die Erhe„bung eines Kindes bei der schwierigen Lage nicht rathsam sei; er „schlug daher vor, den ältesten der anwesenden Prinzen, einen Sohn „von Nizam-oul-Mouluk, zur Würde des Subadars zu erheben. „Die bedeutendsten Offiziere stimmten damit überein, und Salabut„jung wurde an demselben Tag als Subadar ausgerufen. *)

Der neue Subadar sah trotz der Schwäche seines Charakters, trotz seiner geringen Talente und seiner mangelhaften Erziehung doch sogleich ein, daß der Beistand von Bussy die einzige Stütz seiner Macht und seiner Existenz sei; er warf sich daher ganz in die Arme der Franzosen, beeilte sich, die Schenkungen seines Vorgängers zu bestätigen und zeigte sich bereit, neue beizufügen. Von da an brachen sich alle Unruhen und alle Hindernisse, die sich seiner Erhebung und Befestigung in der Macht entgegenstellten, an der Klugheit und dem Glück seines jungen Generals und an der festen Energie seiner kleinen Armee. Umsonst erlangte Ghazi-Ouddin, sein älterer Bruder, ein Patent vom Großmogul und suchte damit ihn zu verdrängen; er starb, vergiftet von seiner eigenen Mutter. Vergebens sprengten die stürmischen Reitergeschwader der Mahratten, wie die Wogen der Brandung gegen eine Felsküste, gegen Bussy an; sie mußten der europäischen Ueberlegenheit weichen. Bussy schmettert und schießt sie zusammen, bis sie in ihre Gränzen zurückweichen. „Nehmen wir einen Augenblick an, sagt Barchou de „Penhoën, daß eine bewunderswürdige Kunst ein Mittel, sei es „nun Dampf oder sonst etwas Anderes, erfunden hätte, eine ganze „Festung zugleich in Bewegung zu setzen, was würde alle Taktik „Cäsars, Friedrichs oder Napoleons dagegen vermögen? Ebenso

*) Barchou de Penhoën.

„nun ist, bis auf einen gewissen Grad, die Stellung der europäi„schen Truppen unter den orientalischen Armeen: seht dieses Regi„ment, es bildet ein Carré, formirt Kolonnen, dehnt sich in eine „Linie aus, alles mit einer Uebereinstimmung, mit einer Gleichförmig„keit, die es zu Einem einzigen Wesen von höherer Kraft und Macht „gegenüber von seinen Angreifern macht. Das Ungestüm der „Soldaten, alles Genie der feindlichen Anführer muß sich an die„sen Felsen brechen, ohne sie zu stürzen." — „Die Franzosen," sagt „ein orientalischer Geschichtschreiber, Seer Mutakhaen, „mit ihrem „Gewehrfeuer und ihren Kanonen erstickten die Mahratten im Pul„verdampf, und diese verloren eine ungeheure Menge Menschen „durch das grobe Geschütz." Salabutjung, so unterstützt, konnte den Mahratten die Bedingungen des Friedens vorschreiben und genoß einige Jahre Ruhe unter dem Schutze von Bussy.

Der Urheber dieser Erfolge sah seinen Einfluß auf den Nizam jeden Tag wachsen. Außer der Obmacht seiner Talente und seiner Truppen versäumte Bussy nichts, um die orientalische Einbildungskraft des Volkes, bei dem er lebte, zu blenden und in Erstaunen zu setzen. „Er gefiel sich darin, asiatischen Pomp und französische Eleganz zu verbinden. Er trug reichgestickte Kleider von Brokat, einen gallonirten Hut und schwarze gestickte Seidenschuhe. Wenn er sich dem Volke zeigte, geschah es in einem ungeheuern Zelt von dreißig Fuß Höhe, und so groß, daß es sechshundert Menschen fassen konnte; er saß dann auf einem Lehnstuhl, der mit den Wappen Frankreichs geschmückt war, auf einer erhöhten Estrade, die mit einer karmoisinrothen, seidegestickten Decke belegt war; rechts und links, auf Sesseln, sah man ein Dutzend seiner Oberoffiziere. Beim Eingang des Zeltes hielt seine europäische und indische Wache. Seine Tafel war immer mit drei oder vier Silberservicen von feinster Arbeit bedient. Beim Marsch oder bei einer Revue ritt er auf einem prächtigen Elephanten, während eine Truppe von Sängern und Musikanten voranzog, sein Lob und den Waffen-

ruhm der Franzosen, oder alte kriegerische Balladen singend." *) Seine Großmuth und Freigebigkeit machte ihn bei der ganzen Nation geehrt; heute noch spricht man in den Durbars (Salons) von Hyderabad mit Enthusiasmus von dem glänzenden Hofe de Bussys.

Vor allem Franzose und Vaterlandsfreund, wandte Bussy den durch solche Mittel errungenen Einfluß immer und überall zu Frankreichs Nutzen an. Er erhielt für die französische Kompagnie die Abtretung von vier wichtigen Provinzen: Mustapha-Naghar, Ellore, Rajamundry und Chicacole. Diese Besitzungen gaben, neben Masulipatam und Condawair, den Franzosen die Herrschaft von den Küsten Koromandel und Orissa, über eine Ausdehnung von sechshundert Meilen, bis zur Pagode des Juggurnaut, mit einer mittleren Breite von sechszig Meilen; eine Besitzung, die ein geschlossenes Gebiet ausmachte, strotzend von Kriegsplätzen, vom Meer und von undurchdringlichen Gebirgen begränzt, in der Gegend Indiens, die dem Handel und Gewerbe am günstigsten war, ein Besitzthum, dessen jährliche Einkünfte sich auf 585,000 Pfund Sterling, ungefähr vierzehn Millionen Franken, beliefen; Frankreich besaß ein Gebiet, beträchtlicher als je eine europäische Nation vorher in Indien besessen hatte, oder vor Ablauf eines Vierteljahrhunderts besitzen sollte. Außerdem regierten die Franzosen durch den Einfluß Bussys über ganz Dekan, ohne die Eifersucht des Nizam zu erregen. Der General hatte sich des Staatsruders zu bemächtigen gewußt, setzte Nabobs ein und ab, gab und entzog Provinzen, selbst Brüdern des Subadar. Seine Macht war so unumschränkt wie die des Nizam, selbst unabhängig von diesem, denn sie gründete sich auf die dreifache Unterlage, Furcht, Liebe der Nation und Unentbehrlichkeit seiner Hülfe. Sobald, wie nicht selten, der Vasall und der Oberlehensherr in Streit mit einander geriethen, blieb der Sieg immer auf Seite des Subadar; Bussy

*) Seer Mutakhaen.

allein war ein Heer und ein solcher Sieg machte ihn zum Herrn von ganz Hindostan. Es war ganz die heutige englische Herrschaft; das, was Clive, Warren Hastings und Wellesley in fünfzig Jahren erreicht haben, hatte Dupleix geahnt und ausgeführt während seiner kurzen Verwaltung. Schon sah er im Geiste die Oberherrschaft über ganz Indien, das letzte Ziel seines Ehrgeizes; was sage ich? er dachte es sich nicht nur, nein, er war nahe daran! Unsere Herrschaft war schon zu einer so kolossalen Größe angewachsen, daß es England vierzig Jahre voll von Anstrengungen und voll von Siegen kostete, sich zu derselben Höhe emporzuschwingen. Durch welches Mißgeschick mußte dieser Zeitpunkt, so reich an Hoffnungen, zugleich der des Falls sein? Der Baum der französischen Macht, gehindert in seinem Wachsthum, dorrte von oben herab; die Bestechlichkeit und Feigheit der Regierung in Versailles, die kurzsichtige und thörichte Habsucht der Kaufleute war es, welche die kolossale, nun schon unumgänglich nothwendig gewordene Entwicklung unserer Macht hemmte und uns in Gränzen einschränkte, in denen zu gedeihen unmöglich war.

Schon seit langer Zeit hatte die englische Regierung dem französischen Hofe Eröffnungen gemacht, um dem Kriege, den die englische Kompagnie an der Küste von Koromandel mit Unglück führte, ein Ende zu setzen. Ihrerseits hatte die französisch-ostindische Kompagnie, voll Ungeduld, sich vorzugsweise und ausschließlich mit dem Verkauf ihrer Waarenballen zu beschäftigen, und unfähig, die ungeheuern Vortheile, die in der Zukunft ihr blühten, zu fassen, Frieden um jeden Preis verlangt. Diese Kompagnie warf sogar einen Haß auf Dupleix, weil dieser den Krieg veranlaßt und gerathen hatte, ihn fortzusetzen. Die englische Kompagnie, welche diese Verhältnisse durchschaute und jenen Staatsmann über alles fürchtete, beeilte sich, Nutzen daraus zu ziehen und die Ungeduld ihrer Rivalin dadurch zu steigern, daß sie jedes

Eingehen auf Unterhandlungen von der vorläufigen Bedingung abhängig machte, daß der französische Gouverneur zurückberufen werde.

Das französische Ministerium selbst fiel in die Schlinge oder gab endlich dem interessirten Geschrei nach, mit dem man ihm in den Ohren lag. In einem verhängnißvollen Augenblick entschloß der Minister sich, Dupleix abzuberufen, und schickte an dessen Stelle, uneingedenk aller Würde des Staates, keinen Offizier oder Staatsmann, sondern einen Kommis, einen der Direktoren der französisch-ostindischen Kompagnie, Godeheu, der zugleich bevollmächtigt wurde, über den Frieden zu unterhandeln.

Godeheu, voll von Vorurtheilen gegen Dupleix, die indischen Angelegenheiten nur vom kaufmännischen Standpunkte in's Auge fassend, und viel zu kleinen Geistes, um die Stellung, die ihm sein Vorgänger bereitet hatte, zu begreifen, ließ von seiner Ankunft an eine so übermüßige Friedensliebe blicken, daß sein Gegner, der englische Unterhändler, alles von ihm erreichen konnte. Die Unterhandlungen, in solcher Eile geführt, daß jede Untersuchung der Verhältnisse unmöglich war, brachten einen vorläufigen Vertrag zu Stande, der später in Europa bestätigt wurde und folgende Bestimmungen enthielt: Die beiden Kompagnien enthalten sich fernerhin jeder Einmischung in die inneren politischen Angelegenheiten Indiens; sie verzichten auf alle Würden, alle Aemter und Ehren, die ihnen von den Fürsten des Landes zukommen könnten; alle Plätze, alle Provinzen sollen dem Großmogul von beiden Kompagnien zurückgegeben werden, mit Ausnahme derer, welche schon vor Anfang des Krieges in ihrem Besitz gewesen waren; so daß auf der Küste Koromandel die Engländer Madras, das Fort St. David und Devicottah, die Franzosen nur Pondichery und Karikal behielten; die Besitzungen beider Nationen sollten in's Gleichgewicht gestellt und der Distrikt Masulipatam getheilt werden; endlich sollte jede Kompagnie nur vier oder fünf Komptoire in den Provinzen Rajamundry und Chicacole aufstellen, aber ohne alle Territorial-

Einkünfte und an solchen Orten, daß sie sich gegenseitig nicht schaden.

Durch diesen unglaublichen Vertrag opferten die Franzosen alle bisher errungenen Vortheile auf, die Engländer dagegen erhielten alle die Punkte, um die sie bisher vergebens gekämpft hatten. Die Bedingung, sich nicht in die innere Angelegenheiten zu mischen, hieß nichts anderes, als auf Karnatik verzichten, hieß den Nizam seinen Feinden preisgeben; die Uebereinkunft, daß beider Nationen Besitzungen in's Gleichgewicht gestellt werden sollten, führte die Abtretung unserer glorreichen letzten Erwerbungen mit sich. „Es ist kaum zu glauben," sagt ein englischer Geschichtschreiber ironisch, „daß je eine Nation solche große Opfer aus Friedensliebe gebracht hat, wie bei dieser Gelegenheit die Franzosen." *) Wahrlich ohne allen Grund und alle Nothwendigkeit entsagen wir einer, theils mittelbaren, theils unmittelbaren Herrschaft über 35 Millionen Menschen, über den dritten Theil vom ganzen Reiche des Großmogol, wenn wir die Ausdehnung, über die Hälfte, wenn wir Reichthum und Bevölkerung rechnen.

Einmal auf dem Wege der Feigheit und der Schande ging die französische Regierung und Kaufmannschaft noch weiter: Dupleix hatte für öffentlichen Nutzen ungefähr dreizehn Millionen, theils aus eigenen Mitteln, theils unter seiner Bürgschaft aus der Kasse von Freunden, vorgestreckt; Godeheu überließ die Prüfung dieser Forderungen dem Direktorium der Handelskompagnie. Dieses behauptete, Dupleix habe diese Ausgaben ohne gehörige Autorisation gemacht, und unter diesem Vorwande verweigerten sie die Rückerstattung, während sie die ungeheuren Einkünfte einzogen, die gerade das geschickte Benehmen von Dupleix ihnen verschafft hatte.

Der mißhandelte und aufgeopferte Vaterlandsfreund wollte an die Gerichte seines Landes appelliren; aber in jener Zeit der Unge-

*) Oberst Wilkes.

rechtigkeit konnten sich die Pforten des Tempels der Gerechtigkeit hinter dem Opfer schließen und sein Geschrei ersticken. Der von ihm begonnene Prozeß wurde vom König niedergeschlagen; man erlaubte nicht einmal die Untersuchung seiner Forderungen. Sein Verlangen wird für lächerlich, sein Dienst für Fabelwerk erklärt; man behandelt ihn wie den Auswurf der Menschheit. Zehn Jahre lang weigert man ihm alles Gehör: seine geringe noch übrige Habe wird mit Beschlag belegt, täglich muß er gegen seine Gläubiger um seine persönliche Freiheit kämpfen; endlich stirbt er in kläglicher Armuth, das Herz gebrochen von dem Undank seines Vaterlandes, das ihm bis auf sein Todtenbett seinen Ruhm und seine Erfolge streitig macht. Aber Frankreich sollte dafür gestraft werden, daß es seinen getreuesten Diener so mißkannte; unwürdig je eine Kolonie zu besitzen, verlor es die reichste Perle seiner Krone: einen Besitz, welchen die Vorsehung dem Genie eines seiner Kinder zugestanden hatte, aber zur Vergeltung Frankreich nun für immer entzog. Nie ist die Strafe des Himmels so schnell auf ein National-Verbrechen gefolgt. Noch nicht sechs Jahre waren verflossen, als Frankreich keinen Zoll breit Landes mehr in Asien besaß und Pondichery, die schöne und stolze Königin von Karnatik, die englischen Fahnen auf seinen zerstörten Wällen wehen sah.

Aber wir eilen den Ereignissen voraus: entzückt über sein Werk und über die unzerstörbaren Grundlagen des Friedens, den er gestiftet hatte, eilte Godeheu zurück nach Europa. Aber noch ehe er dort ankam, hatten die Engländer in Indien schon den Vertrag umgestoßen und ihr Gebiet durch neue Angriffe und neue Eroberungen vergrößert. Zwei Jahre später entzündete sich auch in Europa ein neuer Krieg zwischen den beiden Mächten, und Frankreich, mit seiner gewöhnlichen Hartnäckigkeit in seinen Fehlern, stellte nicht Dupleix wieder auf den Schauplatz seines Ruhmes, sondern sandte zur Vollendung seines Untergangs jenen verhängnißvollen, kläglichen Lally, den man verfluchen sollte, wenn er nicht zu bedauern

wäre. Das Parlament selbst, das ihn verurtheilte, konnte weder seinen Muth noch seine Rechtlichkeit leugnen; aber mit diesen unserer Nation so gewöhnlichen Eigenschaften verband er unglücklicherweise auch alle unsere Fehler: die ganze Eitelkeit, die Uebereilung, die kleinliche Eifersüchtelei, den ganzen Dünkel des französischen Charakters. Ganz unerfahren in der orientalischen Politik und zu eigensinnig, etwas zu lernen, verknöchert in den Ideen, die er von Europa mitgebracht hatte und taub gegen jeden Rath, sah er in den Planen von Bussy nichts als Träumereien eines Narren, in der Allianz mit Dekan nichts als eine Chimäre, von der nichts zu hoffen sei. Er hatte nichts eiligeres zu thun, als Bussy den Befehl zu schicken, er solle sogleich mit all seinen Truppen nach Pondichery zurückkehren.

Dieser traute kaum seinen Augen; er weigerte sich lange zu gehorchen; er konnte sich nicht entschließen, einen Fürsten, der sich ihm völlig hingegeben, der sein Interesse ganz mit dem Frankreichs identifizirt, der ihm den Platz neben sich auf dem reichsten Throne Indiens gegönnt hatte, diesen Fürsten jetzt zu verlassen. Er versuchte alle möglichen Vorstellungen bei Lally, sogar die demüthigsten Bitten; er stellte ihm das wahrscheinliche Loos von Salabutjung vor, der so mächtig durch unsere Hülfe über einem Abgrund schwebte, wenn wir unsere schützende Hand zurückzogen.

Alles war vergebens, Alles scheiterte an der stolzen und eigensinnigen Unfähigkeit des Gouverneurs. Endlich im Juli 1758 nöthigte ihn eine peremptorische Depesche sich blinglings zu unterwerfen; auch wurde überdieß Marquis Conflans an seine Stelle als Kommandant der Truppen gesetzt. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Subadar die grausame Nothwendigkeit des Abschieds anzuzeigen. Umsonst suchte er ihn mit dem Versprechen einer baldigen Rückkehr zu trösten. Als Salabutjung die nahe Abreise Bussys, seines einzigen Schutzes, des Einzigen, dem er vertraute, erfuhr, vergoß er Thränen, nannte ihn den Schutzengel seines Throns und seines Lebens und weissagte sich selbst den Untergang.

Als ich eines Tages die aufregende Erzählung unserer fabelhaften Siege, unserer eigensinnigen Fehler und unsers schmählichen, freiwilligen Falles las, setzte ich mich auf die malerischen Ruinen der Stückgießerei Bussys, einige Stunden von der Stadt; ich überblickte die reichen Ländereien um mich her, das Panorama der Hauptstadt Golkonda mit ihren Moscheen, Minareten und Kuppeln, und konnte mich, in dem reinen unverdorbenen Jugendfeuer, wo man das Vaterland gleich seiner Geliebten liebt, kaum enthalten zu weinen, wenn ich dachte, daß alle diese herrlichen Provinzen auf ewig für uns verloren sind; daß so viel Muth, Ruhm und Macht wie ein Meteor vergangen sind, ohne eine andere Spur als die Erinnerung an unsere Thaten, unsere Bildung und Höflichkeit, an unsere Wohlthaten, als den Wiederhall der beiden großen Namen, Bussy und Dupleix, noch verehrt und im Gedächtnisse lebend, und manchmal einen Seufzer des Bedauerns in der Stille des Herzens.

Inertiae sacra fames! Unseliges Streben nach einer unmöglichen Ruhe, unselige Hoffnung, die Welt aufhalten zu können durch eigene Unthätigkeit! Elendes Streben nach Frieden um jeden Preis, wohin hast du uns gebracht? Was hast du aus unsern Eroberungen, aus unsern reichen Besitzungen, aus unsern 35 Millionen indischer Unterthanen, und den zahlreichen Häfen gemacht, wo sich für uns die Schätze Asiens ansammelten? Ist denn dieß Alles ohne jede Hoffnung verloren? Gerechte Strafe für die schmachvollste Epoche unserer Geschichte, für eine unfähige Regierung, die unter dem schändlichen Schatten des Hirschparkes schlafen wollte und die der Kanonendonner unserer Siege in Indien aufschreckte; eine Regierung, von welcher das Genie seine Anstrengungen abgelehnt, seinen Eifer bestraft und sich selbst im Elend ersticht sehen mußte! Minister, die ihr jetzt die Geschicke Frankreichs lenket, wenn es wahr ist, daß ihr demselben Trugbild: Frieden und Freundschaft mit England um jeden Preis und jedes Opfer, nachrennet, benützet die Lehre der Vergangenheit und haltet ein auf dem

verhängnißvollen Wege! Seht in der bittern Ironie des englischen Geschichtschreibers das Urtheil, das England selbst über euch fällt, und habt Acht, daß nicht die Zukunft die Namen von euch, die ihr den Schwung der Nation hemmt, neben Dubois und Fleury auf das Blatt unserer Schande und unseres Unglücks setze! Erinnert euch der heroischen Phrase von Clive: „Nur die Hand am Degen „kann ein Volk einer andern edlen Nation Friede und Freundschaft „antragen; seid ihr kriechend, so verachtet und zernichtet man euch."

Die Zurückberufung Bussys war der Vorläufer von dem sichern Untergang des Subadar, der zu furchtsam und gutmüthig war, um sich ohne Stütze auf einem so wankenden Thron erhalten zu können. Der Anstoß zu seinem Fall kam von seiner eigenen Familie. Er hatte zwei jüngere Brüder; so lange Bussy, der die orientalische Politik ganz verstand, den ersten Platz im Rathe hatte, gab man ihnen hohe, ihrem Stande angemessene Aemter, aber ohne alle Macht. Einige Monate aber vor Bussys wirklicher Abreise hatte sich dieser auf kurze Zeit entfernt, um die Engländer aus den nördlichen Cirkars zu vertreiben, und in seiner Abwesenheit hatten jene von der Großmuth ihres schwachen, minder klugen Bruders Einräumungen bedeutender Gebiete erhalten. Der Aeltere, Bussalutjung, wurde zum Statthalter des Distrikts Adony, der zweite und gefährlichere, Nizam-Ali, zum Gouverneur von Berar, einer großen und reichen Provinz, von der die Mahratten damals einen Theil inne hatten, ernannt. Aber der Ehrgeitz eines Asiaten ist unersättlich. Kaum hatte Nizam-Ali das Geforderte bekommen, als er gestützt auf die Aengstlichkeit des Subadar und auf die Anhänglichkeit der Soldaten, sich auch des Staatssiegels bemächtigte und so seinem Bruder nur einen Schatten von Macht ließ. Bussy war freilich auf diese Nachricht herbeigeeilt, hatte den Usurpator vertrieben und die Zeichen der ausübenden Gewalt wieder in seine Hand genommen. Aber gerade in dem Augenblicke, wo er die nöthige Unterordnung wieder herstellte, empfing er den verhängnißvollen Befehl von Lally, der

Bayerische Staatsbibliothek München

dem Subadar, gerade wo er es am nöthigsten hatte, die Stütze Frankreichs entzog. Die Folgen davon waren leicht vorauszusehen: der Scepter mußte wieder von dem schwachen Salabut an seinen ehrgeizigen und rebellischen Bruder kommen, der sich natürlich auf unsere Rivalen und Feinde zu stützeu suchte. Unser ganzer Einfluß, die Frucht so vieler Anstrengungen, sollte auf diese Weise untergehen oder sich auf die Engländer übertragen.

Der arme Salabut, seit lange gewöhnt sich in Allem auf die Franzosen zu verlassen und zu stützen, fühlte bei ihrer Entfernung, daß er verloren sei. Nur ein Bündniß mit den Engländern konnte ihn retten; er machte noch eine Anstrengung, um sich da eine neue Stütze zu erwerben und unterzeichnete in dieser Hoffnung den 14. Mai 1759 einen Vertrag, kraft dessen er unsern Rivalen dieselben Cirkars, die er früher an Bussy überlassen hatte, die aber Marquis Conslans nach der verlornen Schlacht von Peddipore räumen mußte, als freies Eigenthum abtrat. Er machte sich sogar anheischig, die kleine Truppe von französischen Freiwilligen, die er noch in seinem Dienst hatte, zu entlassen, sie in 15 Tagen über den Krishna zu schicken, und ihnen keinen Aufenthalt in seinem Lande mehr zu gönnen. Aber alle diese Opfer waren unnütz: die Engländer waren damals nicht im Stande, ihn zu schützen und außerdem waren sie schon länger in Unterhandlung mit Nizam-Ali. Während sie alle Vortheile, die man ihnen anbot, annahmen, weigerten sie sich doch, zwischen beiden Brüdern zu vermitteln. So blieb Salabutjung nichts übrig, als den Thron mit einem Gefängniß zu vertauschen, das ihm durch die Gnade von Nizam-Ali geöffnet wurde. Aber noch hier verfolgte ihn das Mißgeschick. In dem Vertrag von 1763, der den Krieg zwischen Frankreich und England endigte, war Salabutjung, obgleich schon längst enthront, durch irgend eine Unachtsamkeit mit dem Titel Subadar von Dekan benannt. Dieser Verstoß eines pariser Schreibers wurde ihm verderblich: Nizam-Ali, dadurch gekränkt, ließ seinen Bruder tödten. So endigte in dem

Bayerische Staatsbibliothek München

kurzen Zeitraum von dreizehn Jahren der dritte Regent, einen Prätendenten nicht gerechnet, gewaltsamen Todes.

Mit Salabutjung hört Frankreich auf, als Staat auf die Verhältnisse und Ereignisse im Reich Hyderabad Einfluß auszuüben. Nun beginnt die zweite Epoche, die der Schwäche und der auswärtigen Kriege, wo zwar ebenfalls Franzosen auftreten, aber nur als irrende Ritter, als einfache Abenteurer, welche Ruhm und Reichthum suchen.

Die lange Regierung Nizam-Alis, obgleich ohne ein so tragisches Ende, war doch für das Land und die Monarchie Golkonda viel verderblicher als die vorhergegangene stürmische Epoche. Nizam-Ali besaß Talent und Schlauheit; aber er hatte das Unglück, seine Stellung nicht zu verstehen; nicht zu begreifen, daß die größte Gefahr in dem Eindringen der europäischen Civilisation bestand, einer fest- und dichtgedrängten, dauerhaften Macht, während alle indischen Staaten und Mächte den Keim der Zerstörung in sich trugen. Anstatt sich offen mit der improvisirten Macht Hyder-Alis gegen die gemeinschaftlichen Feinde zu verbinden, ließ er sich durch Haß und Verachtung gegen jenes außerordentliche Genie, in welchem er nur einen Glücksritter von niedriger Herkunft sehen wollte, irre leiten. Er versuchte lange Zeit ein zweideutiges Spiel zwischen Hyder-Ali, den Mahratten und den Engländern, und hoffte, indem er sich bald auf jene bald auf diese stützte, zwischen den streitenden Mächten das Gleichgewicht halten zu können; aber um dieses zu erreichen, fehlten ihm die Eigenschaften, wodurch jene drei sich wechselseitig auszeichneten: die Consequenz der Mahratten, die Thatkraft und politische Einsicht Hyder-Alis, und die treulose Schlauheit der Engländer, die sich in all' diesen Verhältnissen kund gab. So sehen wir während fünfundzwanzig Jahren, vom Jahr 1759 bis 1784 jeden Friedenstraktat auf seine Kosten abgeschlossen; jede kriegführende Partei entschädigt sich für ihre anderweitigen Verluste an Land oder Geld durch ein Stück Gebiet, das man jenem

abnimmt. So eignen sich die Mahratten einen großen Theil von Berar zu; Hyder-Ali entreißt ihm ganz Balaghaut, das heißt die Provinzen Bellary, Kuddapah, Ghouty und Chitteldroug; geschickte, politische Ränke der englischen Politik zu Delhi raubten ihm den schönsten Theil seines Landes, Karnatik; zuerst wurde es dem Subah von Hyderabad genommen, dann durch ein Patent des Großmogol, der zugleich jenes von Dupleix für nichtig erklärte, unter die nur dem Namen nach bestehende Oberhoheit des Nabo von Arkot, der eine Kreatur der Engländer war, gestellt; endlich ließ sich die Kompagnie selbst durch die Verträge vom Jahr 1766 und 1768 alles Land abtreten, das von den nördlichen Circars nach den frühern Abtretungen noch übrig war, also Chicacole, Ellore, Rajamundry, Mustapha-Nagar, Kondapilly und Guntour, für welche die Kompagnie einen jährlichen, zuerst auf 50,000, dann auf 70,000 Pf. St. festgesetzten Tribut bezahlen sollte, wovon aber Nizam-Ali nie einen Pfennig bekam.

Das, was die häufigsten Streitigkeiten zwischen den Engländern und dem Nizam veranlaßte, die Ursache immerwährender Klagen, war die Anwesenheit einer kleinen französischen Truppe; dieß war der Ueberrest des Heeres von Bussy, oder vielmehr waren es Abenteurer aus allen Nationen, ungefähr vierhundert an der Zahl, welche unter dem Befehl eines Herrn von Lallyneveu standen. Sie waren anfangs im Dienste von Bussalutjung, einem Bruder des Nizam; aber sobald die Kompagnie es erfuhr, wurde ihre Eifersucht rege und sie brachte durch Vorstellungen und Drohungen jenen Prinzen dazu, daß er die Truppe entließ. Der Zweck wurde aber damit nicht erreicht, denn nun ging diese in den eigentlichen Dienst von Nizam-Ali über; sogleich erhoben die Engländer ein noch ärgeres Geschrei: es sei eine Verletzung der Verträge vom Jahr 1766 und 1768; denn die Kompagnie hatte sich, um dem Nizam jeden Vorwand zu rauben, fremde europäische Truppen in seinen Sold zu nehmen, verpflichtet, ihm, so oft er es zur Handhabung der Ordnung

in seinem Reich bedürfte und forderte, eine Hülfstruppe zu schicken, die aus zwei Bataillonen Seapoyen und 6 von Europäern bedienten Kanonen bestehen sollte; aber der Nizam hütete sich ein Korps herbeizurufen, dessen er sich vielleicht sehr schwer wieder würde entledigen können. Nachdem die Unterhandlungen und Streitigkeiten mehrere Jahre gedauert hatten, entließ Nizam endlich das unglückliche Korps. Die Engländer gewannen aber dabei nichts, denn sie gingen nun in den Dienst von Hyder-Ali über, unter dessen Fahnen sie entscheidend zu mehreren blutigen Niederlagen der Engländer, so in der Schlacht von Perimbaukum und von Koleroun, mitwirkten, wo die Heere von Baillie und Braithwait gänzlich aufgerieben wurden und die wenigen Gefangenen ihre Rettung nur der Großmuth der Franzosen verdankten.

Neue, immer kränkendere Forderungen der Engländer brachten Nizam-Ali endlich im Jahr 1780 dahin, das einzige vernünftige Bündniß, ein offensiv- und Defensivbündniß mit Hyder-Ali und den Mahratten abzuschließen. Dieser Krieg, von dem Beherrscher von Mysore mit außerordentlicher Thatkraft geführt, brachte die Engländer an den Rand des Verderbens. Hyder drang mit Feuer und Schwert bis vor die Thore von Madras. Dieß war der Augenblick, wo Nizam-Ali all das seit zwanzig Jahren Verlorene hätte wieder an sich ziehen können. Die nördlichen Circars, von Truppen gänzlich entblößt, boten eine leichte Beute; aber wie immer war sein Schatz leer; Sklave seiner Sinnlichkeit, vergeudete er die Einkünfte seines Reiches in Orgien, und wenn dann der Moment zum Handeln kam, wenn ein Krieg, den er selbst lebhaft gewünscht und angeregt hatte, ausbrach, wußte er nicht, wie er die Truppen bezahlen sollte, die sich sonst nicht rührten. Von der andern Seite erregten die Erfolge von Hyder-Ali und Tippoo seine Eifersucht; die Engländer sparten keine Versprechungen, beträchtliche Summen baaren Geldes wurden seiner Habsucht als Lockspeise vorgehalten: er konnte nicht widerstehen. Im entscheidenden Augenblick verläßt er seine Verbün-

deten und schwächt diese dadurch bis zur Unmacht. Dieser Abfall führt den Frieden vom Jahr 1784 herbei, wo die Engländer sich glücklich preisen, als Grundlage desselben die gegenseitige Rückgabe der Eroberungen zu erhalten.

Dieselben politischen Fehler, dieselbe Sorglosigkeit in den Finanzen machen seine lange Regierung zu einer eben so langen Reihe von Unglücksfällen für das Reich Hyderabad, das in allen Kriegen, die vom Jahr 1760 bis 1790 geführt wurden, unterlag; wer auch der Gegner sein mochte, Mahratten, England oder Mysore, der Ausgang blieb unwandelbar der gleiche: Verlust an Ansehen, immer größerer Verlust an Land und Einkünften. Die Regierung sah sich nach und nach aller Macht, Ehre und Hülfsmittel beraubt; je schwächer gegen außen, um so tyrannischer nach innen.

Vom Jahr 1784 bis 1790 blieben die Verhältnisse und gegenseitige Verpflichtungen zwischen dem Nizam und der Kompagnie unbestimmt, ungewiß und schwankend. Die Eroberungssucht der Kompagnie wurde durch bestimmte Befehle des Parlaments in Schranken gehalten; die Mahratten waren durch ihre inneren Streitigkeiten, und Tippoo mit seinen Planen, Einrichtungen und Organisationen beschäftigt. Durch dieses Zusammentreffen günstiger Umstände erfreute sich Hyderabad einer sechsjährigen Ruhe. Anstatt nun diese zu benützen, um Ordnung in die Angelegenheiten des Staates zu bringen, sah Nizam-Ali darin nur eine Gelegenheit und Aufforderung, sich mit neuer Wuth in den Strudel der Sinnlichkeit zu werfen. Um dem Gepränge und den eitlen Ceremonien seines Hofes, seinen prächtigen Aufzügen, seinen Gelagen, seinen Tänzen, den verschwenderischen Geschenken für die Bajaderen zu genügen, zog er die Steuern mancher Provinzen schon 5 Jahre voraus ein, und ließ seine Armee, deren Sold im Rückstande war, sich von Plünderung nähren. Sein Minister, der berüchtigte Azmoul-Oumrah, dessen vorstechendes Talent darin bestand, da noch Geld zu finden, wo jeder Andere schon einen Versuch als nutzlos aufgegeben hätte, erschöpfte seine Erfin-

dungsgabe, um dem Land in möglichst kurzer Zeit alle noch übrigen Kräfte und Mittel vollends auszusaugen. Dennoch stiegen die Finanz-Verlegenheiten endlich zu solcher Höhe, daß die ganze Staatsmaschine still zu stehen im Begriff stand, als die Engländer ein Auskunftsmittel darboten. Es war dieß ein offensiv- und Defensivbündniß zwischen dem Nizam, der Kompagnie und den Mahratten, mit dem Zweck, Tippoo anzugreifen und seine Habe zu theilen. Der englische Resident war angewiesen, dem Nizam die unersättliche Ehrsucht und die unermeßlichen Reichthümer des Sultan von Mysore mit den stärksten Farben zu schildern. Er ließ alle Vortheile dieses Bündnisses im glänzendsten Lichte strahlen, versprach ihm einen gleichen Antheil an der Beute, eine gegenseitige Garantie ihrer Besitzungen, eine Wiederherstellung alles dessen, was Hyder-Ali und Tippoo ihm früher entrissen hatten. Eine asiatische Regierung, namentlich in einer solchen Lage, hatte nicht die Kraft, einer derartigen Versuchung zu widerstehen. Der Vertrag wurde daher am 1. Juni 1790 abgeschlossen; man verpflichtete sich, keinen Separatfrieden einzugehen, und den Feind alle Kriegskosten zahlen zu lassen.

Nach wechselnden Kämpfen entschied das Glück für die Verbündeten und die Feindseligkeiten wurden durch den Frieden vom 19. März 1792 beendigt, wobei dem Reich Hyderabad alles Land zwischen dem Krishna und dem Pennar, sammt den Einkünften von 14 Mill. Frcs. jährlich, abgetreten oder eigentlich wiedererstattet wurden.

Die Engländer hatten bei obigem Bündniß mehr die Neutralität, als die Mitwirkung des Nizam gesucht, denn sein gänzlich verwahrlostes Heer schien nicht im Stande, irgend einen Dienst zu leisten. Doch gerade im Verlauf dieses Krieges erscheint einmal wieder ein französischer Name mit Ruhm unter der Fahne von Golkonda. „Der Geist von Bussy schien sich bei seiner Entfernung vervielfältigt zu haben. Obgleich der Einfluß Frankreichs gänzlich zerstört „war, blieben viele Franzosen auf der Halbinsel zurück, die beinahe

„sämmtlich bei eingeborenen Fürsten Dienste nahmen. Von aller „äußeren Unterstützung entblößt, ohne jede andere Hülfe als die „ihres Degens, aber brav, keck, erfahren im Krieg, fröhlich und von „angenehmen Manieren, wußten sich diese Abenteurer an vielen „Orten nützlich, ja unentbehrlich zu machen. Durch seine Geschmei„digkeit paßte der französische Charakter vortrefflich in eine Rolle, „die dem englischen beinahe unmöglich gewesen wäre.“ *)

Nizam-Ali hatte nie aufgehört, solche Leute in seinem Dienst zu haben, auch bei Tippoo und bei den Mahratten traf man immer mehrere; diese hatten den Krieg vorbereitet und unterhalten und den nöthigen Muth dazu eingeflößt. Einige wenige dieser kühnen Gefährten reichten hin, um manchmal die ganze brittische Macht im Schach zu halten. So waren Bally, Boigne, Perron bei jenen Fürsten das, was zu unserer Zeit Allard und Ventura bei Runjit-Sing gewesen sind.

In dem Koalitionskrieg gegen Tippoo hatte sich unter dem ganzen Heer des Nizam eine einzige kleine Truppe durch militärische Haltung und Tapferkeit ausgezeichnet: es waren dieß zwei Bataillone regulärer, europäisch organisirter und exerzirter Infanterie, unter dem Oberbefehl eines französischen Offiziers Raymond. Jedes zählte damals nur 300 Mann, aber nach der Expedition von Seringapatam vergrößerten sie sich ungemein schnell. Schon drei Jahre nachher, im Jahr 1794, finden wir in dem Kriege des Nizam gegen die Mahratten 23 Bataillone und zwölf Kanonen auf eben diese Weise organisirt und exerzirt. Raymond, ihr Kommandant, ein äußerst fähiger, schlauer Mann, der die ausgezeichnetsten Talente mit den angenehmsten gesellschaftlichen Formen verband, hatte sich die höchste Gunst des Fürsten, das Wohlwollen der bedeutendsten Hofleute und die unbeschränkte Ergebenheit seiner Truppe, die damals bis auf 14000 Mann stieg, zu erwerben gewußt. Um den Sold und den

---

*) Barchou de Penhoën.

Unterhalt seines Heeres zu sichern, bedung er sich die Verwaltung eines Distrikts aus, dessen jährliche Einkünfte 18 Lak Rupien, ungefähr 5 Millionen Franken betrugen.

Die englische Kompagnie konnte nicht länger ohne Unruhe die Stellung dieses Franzosen ansehen. Vergebens wandte man alle Mittel an, ihn zu entfernen: zuerst versuchten einige englische Abenteurer ihn zu verdrängen, aber immer ohne Erfolg; es fehlte ihnen die Gutmüthigkeit, das gefällige einschmeichelnde Benehmen, gegen welches die englische Natur eine Antipathie zu haben scheint. Sie mochten anfangen, was sie wollten, sie erregten kein Wohlgefallen. Die diplomatischen Vorstellungen hatten keinen besseren Erfolg. In Betracht der von Tag zu Tag wachsenden Macht und Ehrsucht der Engländer gab Nizam-Ali im Innersten seines Herzens den Franzosen einen unwillkührlichen, geheimen Vorzug für seinen Dienst. Sie, ganz von ihm abhängig, glaubte er, würden ihm vor Allen treu ergeben sein, und sie waren es auch. Freilich war Raymond durch und durch Franzose: er pflanzte einen Freiheitsbaum vor dem Palast des Fürsten selbst, und machte kein Hehl daraus, wie sehr er wünschte, die französische Republik möchte die Staaten des Nizam unter ihren Schutz nehmen, und wie gerne er sich der Politik der Republik unterordnen würde. Doch blieben seine Bataillone, trotz der dreifarbigen Fahnen und trotz der Freiheitsmütze auf ihren Knöpfen, nichts desto weniger die ausgezeichnetste und getreueste Truppe des Nizam.

Raymond war so weit als möglich auf der Bahn von Bussy, den er sich zum Vorbild wählte, vorgeschritten, und es ist nicht zu zweifeln, daß die geringste europäische Truppenmacht, die ihm zur Stütze und zum Anhaltspunkt gedient hätte, hinreichend gewesen wäre, die ganze englische Herrschaft in Frage zu stellen. Aber Frankreich, damals im Kampfe gegen ganz Europa, und selbst im Innern noch die Beute revolutionärer Bewegungen, konnte sich zu der Zeit nicht mit so weitschichtigen Interessen beschäftigen. Zum

zweitenmale entschwand so für Frankreich die günstige Gelegenheit mit dem Tode Raymonds, der gegen Ende des Jahres 1797 auf dem Gipfel seiner Macht und seines Einflusses, und beinahe heilig verehrt von den Hindu und Mahomedanern starb. So schwand die letzte Wolke vor dem Stern Englands: von da an sollte er allein in ungetrübtem Glanze an dem Himmel Indiens leuchten.

Unglücklicher Weise war unter den Landsleuten Raymonds, die unter ihm gedient hatten, keiner, der seine Stelle in dem Vertrauen und der Liebe von Nizam=Ali und seinem Volke hätte einnehmen können. Sie fanden nun an diesem Hofe einen gefährlichen Nebenbuhler, den Kapitän Kirkpatrik, einen vollendeten und in das geheimste Vertrauen des neuen General=Gouverneurs, Lord Wellesley, eingeweihten Diplomaten. Dieser letztere, vollkommen die Gefahr erkennend, die der englischen Herrschaft durch jeden fremden Einfluß drohte, legte dem Residenten die Pflicht auf, seinen Eifer und seine Bemühungen zu verdoppeln, um endlich die Entfernung der französischen Truppen von Nizam=Ali auszuwirken. Dieser Fürst setzte anfangs den entschiedensten Widerstand entgegen; aber von der einen Seite durch Tippoo, von der andern durch die Mahratten beunruhigt, außerdem seine eigenen Söhne im Aufstand gegen sich erblickend, mußte er sich endlich überzeugen, daß er zwei Drittel der Gefahr entferne, wenn er sich den Engländern in die Arme werfe. So entschloß er sich in einem Moment der Entmuthigung, den Vertrag vom 1. September 1798 zu unterzeichnen; ein Entschluß, der zwar dem vielleicht seinem Leben drohenden Untergang vorbeugte, aber auf immer die Unabhängigkeit seines Reiches preisgab.

Kraft dieses Vertrags garantirte die Kompagnie die Integrität seiner Besitzungen und sicherte ihm ihren Schutz zu gegen seine äußere Feinde, gegen die Intriken seiner eigenen Familie und gegen seine eigenen im Aufstand begriffenen Unterthanen; dagegen ging Nizam=Ali folgende drei Bedingungen ein, die seine Krone und seine

Dynastie für immer der Gnade und der Gewalt Englands anheimgaben:

Erstens verpflichtete er sich, statt der zwei englischen Bataillone, die er vermöge der früheren Verträge nach Belieben fordern und zurückschicken konnte, von nun an beständig sechs englische Bataillone mit der nöthigen Artillerie zu unterhalten.

Zweitens versprach er, als Sold für diese Truppen, die unter dem Namen eines Hülfsheers in seinen Staaten liegen sollten, eine jährliche Subsidie von 241,700 Pfund St. zu entrichten.

Drittens verpflichtete er sich, und das war die erniedrigendste Bedingung, das französische Korps zu entlassen und die Offiziere desselben den Engländern auszuliefern.

Da dieses Korps, wie wir oben gesagt haben, 14000 Mann stark war, mußte man Widerstand fürchten. Um diesen unmöglich zu machen, wurden alle nöthigen Vorkehrungen getroffen: die sechs englischen Bataillone trafen in Hyderabad den 10. Okt. zusammen, ohne daß vorher etwas von ihrer Ankunft bekannt worden war; aber als der Augenblick kam, den Verrath vollends auszuführen, fühlte Nizam-Ali Gewissensbisse und einen geheimen Schrecken, und entfloh sofort mit seinem Minister. Der englische Resident aber holte ihn ein, ließ ihn nicht mehr los, und sprach ihm Muth zu, so daß er endlich den verhängnißvollen Befehl gab. Die französischen Offiziere erhielten ihre förmliche Entlassung und ihre Seapoyen wurden unter Androhung von harten Strafen für irgend einen Widerstand gezwungen, sie zu verlassen; zugleich theilte man unter diesen Truppen mit vollen Händen Geld aus. Dieses Beweismittel verfehlt leider bei den Asiaten seinen Zweck nie; gegen das Versprechen, ihren Sold ferner zu erhalten, legten sie die Waffen nieder oder gaben sich sogar dazu her, ihre eigenen Offiziere zu arretiren, die in der Nacht ergriffen, und den Engländern ausgeliefert wurden. Man muß übrigens zur Steuer der Wahrheit beifügen, daß die französischen Offiziere in keiner Art übel behandelt wurden: ihr rückständiger

Sold ward ihnen ausbezahlt, ihr persönliches Eigenthum geachtet; man ließ dem größten Theil derselben die Wahl, der Kompagnie zu dienen, wenn sie England Treue schwören wollten; einige giengen darauf ein, die anderen durften frei nach Frankreich zurückkehren. Aber von diesem Augenblicke an hat jeder Einfluß Frankreichs auf Indien aufgehört.

Dieser Staatsstreich scheint die letzte konvulsivische Bewegung, der letzte Seufzer der selbstständigen Regierung von Hyderabad gewesen zu sein; sie ist jetzt nur noch ein todter Körper unter der Hand der Kompagnie, die alle Bewegungen leitet. Nizam-Ali und seine Nachfolger verschwinden in der Heimlichkeit des Harem, während die englischen Residenten mehr oder weniger augenscheinlich, je nach der jedesmaligen Politik Englands, die Rolle eines Majordomus spielen. Es war die erste bemerkenswerthe Erscheinung der dritten Epoche des Reiches Golkonda, der Epoche der englischen Schutzherrschaft und der allmäligen Auflösung des Reiches.

Sobald diese ersten Anordnungen getroffen und Nizam-Ali unwiderruflich an den Triumphwagen Englands gefesselt war, richtete der englische Gouverneur sein Augenmerk darauf, der Armee von Hyderabad eine ganz englische Einrichtung zu geben, um sich daraus ein Werkzeug mehr für die Unterjochung des Landes zu bereiten. Zu diesem Ende ersetzte er die entlassenen französischen Offiziere durch Kreaturen der Kompagnie, und gab den Oberbefehl über das Ganze seinem eigenen Bruder, Oberst Wellesley, der später als Herzog von Wellington eine so große Berühmtheit erlangte. Unter dem Oberbefehl des Obersten Arthur Wellesley geschah es, daß diese Truppen, 12000 von dem Nizam unterhaltene Soldaten, (wovon 6000 alte noch unter Raymond gediente Infanteristen und 6000 Reiter) im Jahr 1799 einen wesentlichen Antheil an dem letzten Feldzuge gegen Tippoo nahmen. Dieses Korps zeichnete sich besonders in der Schlacht von Malavilly, unter Genera

Harris, und bei der Erstürmung von Seringapatam, den 4. Mai 1799, aus.

Als Belohnung für diese Mitwirkung erhielt Nizam-Ali aus der Beute von Mysore die Distrikte Bellary, Ghouty und Cuddapah; ferner das ganze Gebiet zwischen Anagoundy und der Linie von den Festungen Chitteldroug, Sera, Nundidroug und Kolar, jedoch mit Ausnahme eben dieser Festungen, die sonst seine Gränze gar zu stark gegen die Engländer gemacht hätten.

Wir haben oben gesehen, daß in dem Vertrag vom Jahr 1798 der Nizam sich anheischig machte, auf seine Kosten ein sehr beträchtliches englisches Hülfskorps zu unterhalten; aber die dadurch verursachten Ausgaben waren für das Land unerschwinglich und schon das folgende Jahr fing der englische Gouverneur an, ernstliche Sorge wegen des Soldes für die Truppen zu hegen. Er hatte von der einen Seite alle Launen eines schwachen und schwankenden Geistes, von der andern Seite das Versiegen aller Einnahmequellen zu fürchten, da das Land durch die Unordnung und Verschleuderung einer ultraorientalischen Regierung täglich ärmer wurde. Man mußte Sicherheit gegen eine je länger je mehr drohende Zahlungsunfähigkeit haben, die sich später immer aufs neue zu wiederholen drohte. Der erfinderische Geist des Lord Wellesley verleugnete sich auch hier nicht und zeigte ihm aus dieser Verwicklung einen Ausweg, der dem Anscheine nach äußerst einfach schien, aber als Vorgang ungeheure Folgen haben mußte: man schlug dem Nizam vor, ein für allemal seine Schuld gegen die Compagnie dadurch zu entrichten, daß er derselben einen Gebietstheil abtrete, dessen Einkünfte zur jährlichen Deckung hinreichen; die Kompagnie nahm es dann über sich, aus jenen Einkünften die Hülfstruppen selbst zu besolden, so daß er von dieser drückenden Last befreit wäre.

In Folge dessen wurde den 12. Okt. 1800 zwischen dem Nizam und dem Generalgouverneur ein Vertrag abgeschlossen, der für alle

Schutzstaaten später als Vorbild diente, und dessen Inhalt folgendermaßen lautet:

Erstens. Schutz- und Trutz-Bündniß zwischen beiden Mächten.

Zweitens. Die Kompagnie übernimmt jede militärische Vertheidigung ihres Alliirten, sei es nun gegen äußere oder gegen innere Feinde. Zu diesem Ende verpflichtet sie sich gegen alle möglichen Vorfälle, eine hinreichende Armee *) zur Disposition des Nizam bereit zu halten, die zu seiner größeren Sicherheit beständig in der Nähe der Hauptstadt liegt. Die Unkosten für diese Hülfsarmee muß natürlich der Alliirte, hier der Nizam, tragen. Um aber die alliirte Regierung einer beträchtlichen Last zu entheben, nimmt die Kompagnie zu Deckung dieser Verbindlichkeit ein Gebiet als ewiges unabhängiges Eigenthum an, dessen Einkünfte für obige Deckung zureichen. In dem einzelnen, hieher gehörigen Falle von Hyderabad begriff dieser abzutretende Theil die ganze, dem Reich durch die Verträge von 1792 bis 1799 zugewiesene Beute Tippoo-Sahibs, nämlich die reichen Provinzen, die jetzt unter dem Namen ceded districts (abgetretene Distrikte) auf den englischen Karten stehen, deren Hauptstadt Bellary ist und wo noch die bedeutenden Städte Ghouty und Cuddapah sich befinden. Bei diesem Geldgeschäft zeigten sich die Engländer wiederum als gute Rechner: die Unkosten dieser Hülfsarmee waren früher zu 241,700 L. St. angeschlagen worden, während die Einkünfte der abgetretenen Provinzen 803,641 L. St. betrugen, so daß die Kompagnie durch diese Uebereinkunft jährlich wenigstens 300 Prozent gewann.

Drittens verpflichtet sich der Nizam seinerseits und auf seine Kosten ein Kontingent oder ein regelmäßiges Heer zu unterhalten, das ausschließlich von Offizieren, welche die Kompagnie auswählt, eingeübt und befehligt wird, und besonders zur Handhabung der inneren Ruhe in seinem Gebiet bestimmt ist, aber im Fall der Noth

---

*) 10,000 Mann von allen Waffengattungen.

auch der ostindischen Kompagnie, seiner getreuen Bundesgenossin, zu Hülfe eilen muß. Dieses Heer ist ein Eigenthum des Fürsten, denn es wird auf seinen Namen ausgehoben und aus seinem Schatz bezahlt; aber es empfängt die Befehle, die der Fürst ihm zu geben für nöthig findet, nur durch die Mittelperson des englischen Gesandten oder Residenten, welcher solche Befehle seinerseits durch seinen Kriegssekretär den englischen Befehlshabern der verschiedenen Divisionen mittheilt.

Man begreift leicht, wie große Vortheile dieser Vertrag dem Nizam darbietet, der so mittelbar und unmittelbar zwei englische Heere besoldet, die theils in seinem Lande verbreitet, theils vor den Thoren der Hauptstadt aufgestellt sind, und nur dem Befehl des englischen Residenten gehorchen, der die besondere Aufgabe hat, alle Handlungen und Bewegungen des Fürsten zu überwachen!

Zum Dank für einen so uneigennützigen Schutz verzichtet der Fürst auf jedes Bündniß mit andern Staaten außer der Kompagnie, und führt jede Unterhandlung mit einer andern Macht nur durch seinen englischen Mittelsmann. Er verpflichtet sich, ihm alle seine Streitigkeiten mit den Nachbarn zur Entscheidung zu übergeben und treibt die Selbstverleugnung so weit, daß er über alle wichtigen inneren Angelegenheiten sich Rathschläge von seinem Residenten oder dem Generalgouverneur zu Kalkutta erbittet, Rathschläge, die natürlich wie Befehle lauten. Für alles dieses ist dem Fürsten dann erlaubt, seine fürstliche Gewalt in der lokalen Verwaltung oder Rechtspflege auszuüben, und seine Diener und Hofleute anzustellen. Er verschleudert nach Gutdünken die Einkünfte seines Gebiets, und kann über das, was ihm nach Abzug des Soldes, der sogleich in die Hände des Residenten niedergelegt wird, übrig bleibt, schalten und walten. Man hätte glauben sollen, seit dieser letzten Uebereinkunft wäre die Regierung des Nizam in ihren Finanzen wesentlich erleichtert; freilich hat sie nur das Kontingent zu unterhalten; dieses Kontigent beträgt nur 12,000 Mann, und der wirksame

Schutz Englands macht es unnöthig, weitere irreguläre Truppen zu halten. Aber dieses Kontingent, dessen Sold von der englischen Regierung fixirt und garantirt ist, hat eine so kostbare Unterhaltung, daß die Einkünfte, von welchen nur ein kleiner Theil in die Kasse des Nizam fließt, kaum noch zureichen. Der Nizam hat nicht die Freiheit, jenes Kontingent zu vermindern; er würde es nicht einmal wagen, wenn er dürfte, denn seit der letzten Abänderung des Vertrags hält sich die Kompagnie, die unterdessen ihre Schutzherrschaft über alle benachbarte Staaten ausgedehnt hat, für berechtigt, die Größe der Hülfsarmee beliebig herabzusetzen. Es bleibt dem Schutzbefohlenen somit nichts als die unumgänglich nothwendige Truppenzahl, um seine Regierungsmaschine in Ordnung und Gang zu erhalten. Eben so kann er an seinem Hofe keine Reduktionen machen, da dieser aus einem unruhigen Adel ohne Vermögen und ohne Beschäftigung besteht, weil ihm alle militärischen Stellen verschlossen, und die übrigen einträglichen Aemter für Europäer oder deren Kreaturen vorbehalten sind. Der Nizam sieht sich somit in die Nothwendigkeit versetzt, seine Unterthanen mit um so gehässigeren Steuern zu drücken, da er noch seinen eigenen Lastern und Leidenschaften zu fröhnen hat, Leidenschaften, zu deren Unterdrückung er keinen Grund mehr vor sich sieht.

Warum sollte denn ein solcher schutzbefohlener Fürst suchen, die Liebe seiner Unterthanen zu verdienen, da er ihren Beistand gegen seine Nachbarn nicht mehr nöthig hat, und selbst gegen ihre eigene Rache durch fremde Bajonnette geschützt ist. „Jedes Gefühl des gemeinschaftlichen Interesses zwischen Fürst und Volk muß nothwendig verschwinden; und da dieser die öffentliche Achtung nicht braucht, behandelt er sein Land wie ein erobertes, dem die Habsucht alles, was möglich ist, auszusaugen sucht.“ (Mills.)

Seit dieser Epoche zeigt die Geschichte von Hyderabad nichts als eine Reihe von Erscheinungen einer mehr oder minder raschen Auflösung, je nach den Verhältnissen und der politischen Witterung,

so wie nach den mehr oder minder ehrsüchtigen Planen des jedesmaligen Generalgouverneurs von Indien.

Siebentes Kapitel.

Folgen dieser Schutzherrschaft. — Ernennung eines Ministers. — Charakterschilderung von Mir-Alum und Chandoulal. — Briefwechsel von Sir Henry Russel mit dem Hof der Direktoren. *)

In der langen, ununterbrochenen Reihe von Schmach und Mißgeschick ist es unmöglich, den Zeitraum fest zu bestimmen, wo der oder jener Mißbrauch einriß. Für eine Regierung ist Verlust der Ehre, immer auch Verlust der Macht; sie kann sich in erster Beziehung nicht erniedrigen, ohne in letzter zugleich zu sinken. Je schwächer, um so habsüchtiger wird sie, denn es ist natürlich, daß ein Fehler den andern erzeugt. Doch ist kein Zweifel, daß die Mehrzahl der Mißbräuche und Uebel, welche heut zu Tage auf dem Reiche lasten, ihren verderblichen Ursprung und ihre Entwickelung der schwachen und ausschweifenden Regierung Nizam-Alis und der tyrannischen, habsüchtigen und leichtsinnigen Verwaltung seines Lieblings Azim-oul-Oumrah verdankt. Die Vergnügungen Nizam-Alis, obgleich im höchsten Grade gemein, waren doch von einem unglücklichen Aufwand begleitet, und das lange Leben seines Ministers schien nur die einzige große Aufgabe zu verfolgen, seiner Vergnügungssucht Nahrung zu verschaffen und ihn von allen Sorgen der Regierung abzuziehen. Durch Englands Schutz gegen Alles und Jedes geschützt, kümmerte ihn das Elend und das Leiden seiner

---

*) Beinahe das ganze Kapitel ist ein Auszug aus einem Brief Sir Henry Russels an das Direktorium der Kompagnie.

Unterthanen wenig, so lange nur das Land, durch welche Mittel galt gleich, Geld lieferte. Das ostindische Volk ist vielleicht weniger als jedes andere geneigt, die Achtung, die man den Todten schuldig ist, zu vergessen und zu verletzen, aber doch sah man, als dieser Major-Domus im Jahre 1804 starb, wie das ganze Volk von Hyderabad seinen Charakter und die asiatische Grandezza verleugnete, und den Leichnam mit seinen Verwünschungen und Schmähungen bis an's Grab verfolgte.

Wir sahen oben, daß ein Artikel des Vertrags dem Nizam das Recht sicherte, seine fürstliche Gewalt in der inneren Verwaltung und Rechtspflege, so wie bei der Wahl seiner Minister und Beamten auszuüben. Aber seit dem Jahr 1804 (dem Todesjahr von Azim-oul-Oumrah, welcher seinen, am 6. August 1803 verstorbenen Gebieter Nizam-Ali überlebt hatte) schien dieses fürstliche Recht nur ein leeres Wort und wurde nicht mehr respektirt. Trotz des ausgesprochenen Widerstandes des jungen Nizam Sekundar-Jah, des Sohnes und Nachfolgers von Nizam-Ali, wurde doch Mir-Alum, eine von den Engländern ganz abhängige Kreatur, durch den allgewaltigen Befehl des Generalgouverneurs als Minister eingesetzt. Die Folgen dieser fremden Einmischung waren für den Fürsten wie für das Land höchst traurig. Zwar war Mir-Alum ohne Zweifel ein ausgezeichneter Mann. Unter allen Indiern jener Zeit war er vielleicht derjenige, dessen Geist an Lebhaftigkeit und Umfang der Einsicht am meisten einem europäischen sich näherte; er hatte ein unbestreitbares Talent für die Geschäfte der Politik und Verwaltung und übersah mit einem Blick das Wesen aller Verhältnisse und Geschäfte. Aber er entbehrte alle Eigenschaften des Herzens, die öfters bedeutende Geistesanlagen ersetzen. Er war ehrgeizig, rachsüchtig, ohne Mitleiden und ohne Gewissen, ohne Erinnerung an Wohlthaten und ohne Nachsicht für Beleidigungen; und obgleich er große Mildthätigkeit und Leutseligkeit affektirte und nach Popularität haschte, so hatte er doch für

seine Mitmenschen, weder als Einzelne noch als Gesammtheit, irgend ein Mitgefühl. Vermöge seiner Stellung und seiner Talente hätte er seinem Lande mehr als irgend einer nach ihm und vor ihm nützen können, und doch belastete er es mit noch größeren Mißbräuchen und hob nicht einen einzigen auf. Er vermehrte die Steuern, welche jetzt schon das Land ruinirten zu seinem eigenen Nutzen um 6 Prozent, und verbrachte die ganze Zeit seiner Verwaltung in einem unaufhörlichen Streit über seine Macht mit dem jungen Nizam, dessen natürliche, schlechte Anlagen sich durch die üble Behandlung und durch die täglichen Beleidigungen, die er nicht rächen konnte, verschlimmerten.

Diese gehässigen Leidenschaften, welche auf einen so schwachen Geist einwirkten, hatten bei dem Nizam eine völlige Zerrüttung zur Folge. Es wurde eine seltsame und wunderliche Mischung von Narrheit, Bosheit, Schlauheit, Heuchelei, Laune und Eigensinn, nur mit Konsequenz in einem Gedanken, in dem Haß gegen die Engländer, in einer blinden, instinktmäßigen Widerspenstigkeit gegen jede Maßregel, die von ihnen kam, sogar wenn sie für ihn Vortheil gehabt hätte. Diese Lage blieb bis zum Tode von Mir-Alum im Jahr 1808. Da es sich nun um die Wahl eines Nachfolgers in seinem Amte handelte, hatte die englische Regierung, die in der letztverflossenen Zeit die schlechten Folgen der ewigen Zwietracht zwischen dem Nizam und seinem Minister eingesehen hatte, den besten Willen, dieses mal ihm einen Minister ganz nach seiner Wahl zu geben. Zwei Bewerber boten sich dar, Mounere-oul-Mouluk und Schums-oul-Oumrah. Von diesen beiden Männern war der eine, Mounere-oul-Mouluk, dem Nizam in der Seele verhaßt, den andern dagegen, Schums-oul-Oumrah, liebte er; als man ihm aber die Wahl anbot, wollte er sich nicht eher aussprechen, bis er den Rath der Engländer gehört hätte. Er schrieb daher an den Generalgouverneur um seinen Rath, und da er merkte, daß dieser für Schums-oul-Oumrah günstiger gestimmt sei, entschied

er sich augenblicklich für den andern. Lord Minto, nicht der Mann, eine solche muthwillige Beleidigung nur so hinzunehmen, bestätigte zwar die Ernennung von Mounere=oul=Mouluk, fügte aber sogleich die Bedingung bei, daß dieser sich nur mit dem Titel und der Ehre des ersten Ministers begnügen, nur bei Hofe und feierlichen Gelegenheiten als solcher figuriren solle, daß aber die ganze Gewalt an Chandoulal, einen Hindu von niederer Geburt, obgleich Bramine, der früher erster Sekretär bei Mir=Allum gewesen war, und sich den Engländern durch Talente und Ergebenheit bemerklich gemacht hatte, übergehen müsse. So war der Befehl des Schutzherrn und ihm mußte gehorcht werden; der Nizam hatte nun zwei Minister, einen dem Namen, einen andern der Sache nach; die Unterhaltung derselben erschöpfte seine Finanzen noch mehr und ihre Zwietracht lähmte die Verwaltung. Der unglückliche Fürst quälte sich noch einige Zeit in vergeblichen Anstrengungen ab, den letzten Rest von Herrschergewalt wieder zu erlangen, endlich aber vergrub er sich, wie sein Vorgänger, in den Harem und der Glanz seiner königlichen Macht verschwand hinter dem Schatten des fremden Ministerresidenten.

Ich fand unter andern Notizen, die ich mir damals für die Geschichte des Reiches Hyderabad emsig sammelte, einen sehr interessanten Brief von Henry Russel (jetzt Sir Henry Russel), welcher vom Jahr 1811 bis 1820 in der stürmischen Periode der Kriege gegen die Mahratten und Pindaris, Resident an dem Hofe von Hyderabad war. Dieser Brief, an das Directorium gerichtet, ist vom 21. Sept. 1824 datirt und hat den Zweck, die Schwierigkeiten seiner Sendung vor Augen zu stellen. Ich halte ihn für ein Meisterwerk und werde einige Bruchstücke daraus anführen, um die Verderbniß und Zerrüttung, welche in den indischen Vasallenstaaten durch das sogenannte Schutzsystem herbeigeführt wurde, näher zu beleuchten.

Sir Henry Russel schildert zuerst die Verhältnisse, wie er sie

bei seiner Ankunft im Jahr 1811 gefunden hatte: „Unsere politischen Interessen mußten, sagt er, mit großer Umsicht behandelt und gewahrt werden; von allen Seiten thürmten sich Schwierigkeiten dagegen auf. Von dem Nizam hatten wir nichts zu hoffen, aber Alles zu fürchten. Dieser war, was seinen Character betrifft, unschlüssig, düster, eifersüchtig und argwöhnisch: eine Folge seiner Gemüthsanlagen sowohl, wie seiner Verhältnisse. Hie und da zeigte sich ein lichter Moment in dieser Verstandesschwäche, dauerte aber nie lange; dann fiel er in dieselbe menschenscheue Zurückgezogenheit und in denselben stummen Geistesstumpfsinn zurück. Er fühlte sich durch unsere Vormundschaft beläſtigt und begünstigte augenscheinlich jedes gegen uns gerichtete Complott; seine Familie ertrug mit dem gleichen Widerwillen und der gleichen Ungeduld seine Herrschaft und unsern Einfluß. Zwei seiner Söhne hatten sich erst kurz vorher empört, und mußten nach einem sehr lebhaften Kampfe in der Hauptstadt selbst, der einem Offizier aus meinem Gefolge das Leben gekostet hatte, eingekerkert werden; sein Ministerium war durch persönliche Eifersucht und politische Meinungsverschiedenheit zerrissen. Mounere-oul-Mouluk war Minister dem Namen nach aber ohne Gewalt; Chandoulal war Minister der That nach, aber ohne Titel und ohne Ansehen: sie waren nothwendig Rivalen, aber nicht Kollegen; dem Rath, den der Eine gab, widersetzte sich der Andere beständig, und der Einfluß des Nizam lenkte sich immer auf die Seite, welche uns feindselig war. Mounere-oul-Mouluk, ein Mann von ränkevollem Charakter, war beständig in innern und äußern Verhältnissen mit Intriken gegen Chaudoulal, den von uns aufgestellten Minister, der auch beinahe allein unsere Interessen vertheidigte, beschäftigt. Die Häuptlinge und die adeligen Familien schrieben unserm Einfluß den Verlust ihres politischen Gewichts und ihres Antheils an den Geschäften zu, und haßten uns als Räuber und als Christen. Die Bevölkerung war, wie in allen mahomedanischen Städten, unruhig, reizbar, fanatisch und bereit, sich blindlings in alle Verbrechen und Aus-

schweifungen zu stürzen. Wir hatten daher eine Regierung zu stützen, die obgleich unfähig, sich selbst zu halten, doch unsern Schutz nicht annehmen wollte, und von Seiten des Volks mußten wir alles fürchten, was Nationalhaß und religiöser Fanatismus eingeben kann. Kaum wenige Monate vorher hatte der Pöbel der Hauptstadt den Nizam aufgefordert, gegen die Ungläubigen die Fahne des heiligen Krieges aufzustecken, und sein eigener Schwager, Schums-oul-Oumrah hatte im Palast geäußert, wenn jeder Gläubige nur eine handvoll Erde auf uns würfe, so wären wir begraben. Die Folge solcher Verhältnisse war eine Schwäche, die jeden Tag schlimmer wurde, und eine Unordnung, die stündlich zunahm."

Wenn Jemand fähig war, solche Uebel zu heilen, so war es bestimmt jener vollkommene Diplomat, jener freisinnige und erleuchtete Menschenfreund, dessen Worte wir so eben anführten. Er that alles, was in einer so durchaus schlimmen Lage der Dinge möglich war: in der Ueberzeugung, daß eine einmal bestehende und anerkannte Regierung frei und unabhängig sein müsse, um Achtung und Gehorsam erlangen zu können, enthielt er sich weislich jeder Einmischung in die Verwaltung. Durch Artigkeit, durch sanftes und achtungsvolles Betragen beschwichtigte er den eifersüchtigen Argwohn des Nizam, bemühte sich, so viel wie möglich, die Uebermacht der Kompagnie und ihren geheimen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu verschleiern und vergessen zu machen; kurz, er richtete sein ganzes Benehmen nach dem Grundsatz ein, daß die beste Politik für England sei, die letzte Maaßregel, wonach das ganze Land in unmittelbaren Besitz zu nehmen wäre, so weit als möglich hinauszuschieben. Er schmeichelte sich freilich nicht mit der täuschenden Hoffnung, daß diese Entscheidung auf gar zu lange Zeit vermieden werden könnte, aber er bedauerte es. Sehen wir, wie er sich in einer andern Stelle desselben Briefes darüber ausdrückt:

„Ein Bündniß mit uns nach dem Schutzsystem trägt zwar immer ohne Zweifel zur Vergrößerung unserer Macht bei, führt

aber ebenso unvermeidlich die endliche Zerrüttung der sich unterwerfenden Regierung mit sich. Dieß ist die Folge der Entsittlichung, in welche durch diese Abhängigkeit nothwendig der Charakter des Fürsten und seiner Minister verfällt. Die Eigenschaften, die dem Minister eines freien Volkes eigen sein müssen, haben eine zu edle, kühne, patriotische Natur, als daß sie bei dem Minister eines Vasallen- und Sklaven-Volkes Raum hätten. Ein Fürst, mag sein Charakter sein, welcher er will, wird, wenn er weder seine Unterthanen noch auswärtige Staaten zu fürchten hat, nicht lange sich selbst achten; und der beste Mann von der Welt wird ein abscheulicher Staatsmann werden, wenn er seine Macht behält, auch nachdem ihm alle Verantwortlichkeit abgenommen ist. Die nämliche Ursache, welche dem Peischwa den Untergang gebracht hat, wird ihn auch dem Nizam bringen: des ersten Untergang war mit wilden Konvulsionen begleitet, des letztern Tod wird sanft sein. Die Krisis kann verzögert werden, ist aber unvermeidlich. Wenn das Uebel einen gewissen Grad erreicht hat, bleibt nur ein einziges Mittel übrig: tabula rasa zu machen, das wankende Gebäude einzureißen, das Land für uns selbst in Besitz zu nehmen."

„Sobald wir unsre Schutzherrschaft übernehmen, finden wir uns an einem verhängnißvollen Abhang, wo kein Halt mehr möglich ist: e i n Schritt nöthigt zum nächsten; der erste führt nothwendig auch den letzten nach sich, und alle führen unverrückt zu demselben Ziel, zum Ruin und Untergang des Vasallen-Staates. Und doch ist ein solches Ergebniß für uns nicht minder beklagenswerth als für den Nizam. Unsere Macht strebt unwillkührlich nach Ausdehnung, unser Interesse erheischt die Verzögernng derselben. Von außen haben wir nichts zu fürchten; bei jeder Gebietserweiterung treffen wir auf unsere eigenen Gränzen, nur da treffen wir auf Gefahr. Jede von uns verdrängte eingeborne Regierung ist ein Ausweg weniger für die Feuerköpfe, deren es unter den kriegerischen Klassen Indiens eine Ueberzahl gibt, und die den Zwang einer

geordneten Regierung nicht ertragen können. Von dem Augenblicke an, wo ein Staat in unsere unmittelbare Gewalt übergeht, überschwemmen unsere europäische Beamten alle Stellen; die höheren und mittleren Klassen der indischen Einwohner finden nirgends mehr Platz und verkümmern bald im Elend: so vermehrt sich der Nationalhaß von Tag zu Tag. Das Reich, das wir hier durch Eroberung gegründet haben, muß dem allgemeinen Gesetz der Eroberungen folgen: es kann nicht stille stehen; wenn wir nicht vorwärts schreiten, kommen wir zurück. Jeder Schritt zum Gipfel bringt uns dem darüber hinaus liegenden Abgrund näher. Unsere klügste Politik ist es daher, die eingebornen Regierungen so lange als möglich zu halten; so lange sie stehen, stehen wir zur Seite. Laßt uns die Mißbräuche verbessern, den Unordnungen Einhalt thun, aber das hundertjährige Gebäude ihrer Einrichtungen, Sitten und Gebräuche nicht freventlich antasten. Der Fehler unsers Systems war immer, daß wir an die Stelle der vielfachen Verwaltung in Indien unsere Centralisation setzen wollten. Die Mahomedaner haben sich, bei allem fanatischen Eifer für ihr Gesetz und ihre Sitten, doch vor diesem Irrthum wie durch Instinkt gehütet. Es ist nicht wahr, daß, wie man oft mit Eitelkeit sagt, unsere Regierung unter den indischen Unterthanen populär sei; diese haben dieselben Neigungen wie die ganze übrige Welt: sie sind lieber von Leuten regiert, welche dieselbe Sprache sprechen denselben Glauben, dieselben Sitten und Gebräuche haben; sie ziehen natürlich die roheste und dumpfste Verwaltung, das Produkt ihres eigenen Bodens und ihrer eigenen Natur, bei weitem den feinsten Regierungsformen vor, die nach fremdem Muster von fremden Händen ausgeführt werden. Es ist kein Zweifel, daß unsere Regierungs- und Verwaltungs-Maaßregeln die Frucht der menschenfreundlichsten und wohlwollendsten Gesinnung sind; aber unsere Gesetze und Gebräuche, unsere Rechtsideen und Formen passen so wenig zum indischen Staat und indischen Leben, als unsere Häuser und Kleider zum indischen Klima.

Die Folge davon ist, daß unser System, trotz der Tüchtigkeit und dem Eifer derer, die es ausführen sollten, mehr Uebles und ein Unheil angerichtet hat, das weniger wieder gut gemacht werden kann, als die unordentlichsten Gewaltthätigkeiten der schlechtesten indischen Regierung. Wenn ich dieses beweisen sollte, so würde ich fragen, wo die höheren und mittleren Einwohner-Klassen in den englischen Besitzungen hingekommen sind; sie sind nicht nur zu Grunde gerichtet, sondern gänzlich vernichtet; nicht eine Spur ist mehr von ihnen übrig; man möchte fragen, ob je solche existirt haben. Daher, wenn unser Lauf durch Ruinen bezeichnet ist, wenn wir nichts wieder aufbauen können, so soll Erhaltung des Bestehenden unser Losungswort, die erste Regel jedes Staatsmanns sein: Erhalten, immer erhalten, dieß ist unsere beste Politik."

Sir Henry Russel hätte allen diesen Gründen noch einen beifügen können, der für die machiavellistische Regierung (das Directorium der Kompagnie), an welche er schrieb, noch treffender und beweisender gewesen wäre; aber er gestand ihn sich vielleicht selbst nicht: so lange die eingebornen indischen Regierungen bestehen, wissen die Völker nicht, wen sie für ihr Elend verantwortlich machen sollen, und legen die Schuld willig ihren näheren Herren bei, mit welchen sie täglich in Berührung kommen, deren Laster und Untugenden ihnen bekannt sind: diese sind prächtige Blitzableiter, um das Gewitter zu zertheilen und seine Schläge abzuleiten.

Mit so umfassenden, kühnen und gesunden Ideen, mit einer so richtigen Würdigung der englischen Politik nnd ihrer wahren Interessen, mußten die Wirkungen, die Henry Russel auf seinem Gesandtschaftsposten erreichte, großartig sein: sie waren es auch in der That. Von allen indischen Staaten hatte zu jener Zeit, wo er in die Staatsgeschäfte eintrat (im Jahr 1811), keiner durch das Eindringen der Fremden und durch innere Zerrüttungen so gelitten, keiner war in eine so bejammernswerthe Unmacht versunken,

als der Staat und die Regierung des Nizam. Eine Hälfte des Gebiets war in beständigem Aufruhr, die andere Hälfte, durch die Habsucht und Gewaltthätigkeit seiner Beamten gänzlich ausgesogen, konnte die Forderungen nicht mehr lange erschwingen.

Die Zemindar's, die Gutsherrn der Dörfer, die zu viel von den Erpressungen der Verwaltung gelitten hatten, oder eine günstige Gelegenheit das Joch abzuschütteln erblickten, verweigerten die immer drückender werdenden Abgaben, gaben sich den Namen Naik (Befehlshaber), befestigten ihre Dörfer, wandelten ihre Bauern in Soldaten um und versagten den Gehorsam.

Jeder beleidigte Zemindar wurde Naik, jeder unterdrückte Bauer stellte sich unter seine Fahne, wo er Schutz, Sicherheit und Ueberfluß, sonst unbekannte Güter in den königlichen Ländern, fand. Die Naiks verdankten ihre Straflosigkeit der Schwachheit der Regierung, und ihre Vermehrung und Verstärkung der Tyrannei derselben. Unordnungen dieser Art bleiben nie stehen, sie sind von Natur fortschreitend und anwachsend; unter solchen Umständen war es ein schweres, aber ruhmwürdiges Unternehmen, nicht allein das Reich vor einer gänzlichen Auflösung zu bewahren, sondern es fähig zu machen, kräftigere, anhaltendere und wirksamere Maßregeln, als je vorher, zu ergreifen; ihm Lebenskraft und eine Stärkung einzuflößen, die es bis heute aufrecht erhalten haben, trotz der Fehler und der verkehrten Politik seiner Nachfolger.

Sir Henry Russel hatte die Ueberzeugung, daß eine einmal eingesetzte und anerkannte Macht stark sein müsse, um gerecht zu sein, und geachtet, um Gehorsam zu finden; gemäß dieser Ueberzeugung wollte er handeln. Er fing damit an, daß er ihr Einigkeit gab, indem er die Gewalt mehr und mehr in den Händen des von England eingesetzten Ministers vereinigte. Er wollte ihn in Stand setzen, für sich selbst und unabhängig von dem Beistand der englischen Armee zu handeln, weßhalb er jenem ein Heer in die Hände gab, fähig, jede Unordnung zu unterdrücken und jeden Aufstand ein=

zuschüchtern und zu verhüten, ohne jedoch der englischen Macht gefährlich zu sein. Zu diesem Ende bemühte er sich das Kontingent, die eigentliche Armee des Nizam, wieder zu organisiren. Seine Vorgänger hatten sie in gänzlichen Zerfall kommen lassen mit der offenbaren Absicht, sie ganz zu unterdrücken und an ihre Stelle englische Truppen zu setzen. Sir Henry vervollständigte ihre Organisation und Disciplin und machte das bewundernswürdige Korps daraus, das man heute noch sieht und das man noch, zum Andenken des Reformators, die Brigade Russels nennt.

Sobald dieses Korps in einem wirksamen Stande war, nöthigte er die Regierung, trotz ihrer Schwäche es mit Strenge und Kraft anzuwenden, um Ruhe und Gehorsam wieder herzustellen. Er führte nur durch seine Rathschläge, ohne unmittelbar einzugreifen, mehr Ordnung und Gerechtigkeit bei Erhebung der Abgaben ein; er gab sich Mühe, seinen wohlthätigen Einfluß so viel als möglich zu verschleiern und zu verbergen, und die Staatsmaschine, die so lange still gestanden hatte, fing wieder an zu arbeiten. Er bekehrte den Nizam, und aus einem gefährlichen Nachbar, den man mit Argwohn hatte bewachen und mit Strenge beaufsichtigen müssen, wurde dieser ein mächtiger und ergebener Bundesgenosse. Als im Jahr 1816 der Peischwah und der Rajah von Berar, beide unserer Schutzherrschaft unterworfen, ihr Joch brachen, als die Compagnie mit Holkar im Krieg war und der Scindiah nur durch die Gegenwart eines Heeres in Unterwürfigkeit gehalten werden konnte, als, mit einem Wort, alle Kräfte Indiens sich gegen die brittische Usurpation erhoben, wandten sich alle Augen mit Schrecken auf Hyderabad. Man war überzeugt, der Nizam werde gemeinschaftliche Sache mit jenen machen, und dann war es vielleicht um die Fremdherrschaft geschehen. Aber mit Nichten: so groß war der Einfluß eines Mannes, der Einfluß der bescheidenen, sanften, achtungsvollen, aber doch festen Diplomatie Russels, der Achtung und persönlichen Zuneigung, die er einzuflößen gewußt hatte, daß in diesem kritischen

Zeitpunkte die Ergebung und Treue des Nizam nicht wankte. Er erfüllte aufrichtig und freiwillig seine Bundespflicht gegen die Engländer und sein Kontingent nahm ruhmwürdigen Antheil an dem Siege von Mahidpour.

Leider wurde diese Ergebenheit schlecht vergolten, wie es immer zwischen einem herrschenden und einem Vasallen-Volke geschieht. Die von jeder Ehrsucht freie Politik Sir Henry Russels wurde getadelt: er selbst im Jahr 1820 zurückgerufen und genöthigt, sich gegen die gemeinsten und feigsten Anschuldigungen zu vertheidigen; ein neuer Generalgouverneur und ein neuer Resident, Sir Charles Montkalfe, befolgten eine ganz entgegengesetzte Politik. Dieser letztere wurde mit einer despotischen Beaufsichtigung der Regierung des Nizam beauftragt; seine Gesandtschaft wurde eine völlige Statthalterschaft; dieselben unbegränzten Vollmachten gingen an seine Nachfolger über. Seit jener Zeit erweiterte sich die Einmischung Englands immer mehr; und in dem Maße, wie sich jene offener zeigte, verschwand die Regierung des Nizam im Dunkel. Jetzt vergleiche ich dieses Reich einem alten, nach allen Seiten zerspaltenen Gebäude, das nur auf das Weichen eines kleinen Steines, des Schlußsteines am Gewölbe, wartet, um vollends in den Staub zu stürzen. Dieser kleine Schlußstein, durch Zeit und Wetter abgenützt, ist der alte Minister Chandoulal, den England schon beinahe ein halbes Jahrhundert an's Ruder gestellt hat. Er selbst ist nicht auf Rosen gebettet, und es gehörten mehr als gewöhnliche Talente dazu, das Staatsschiff bis heute zu leiten, ohne zu stranden oder an den Felsen zu scheitern. Als er im Jahr 1809 dem peinlichen und gefährlichen Ministerium von Mir-Allum folgte, fand er alle Zweige der Verwaltung in solchem Verfall, daß man eine völlige Zerrüttung als nächst bevorstehend ansehen mußte. In Folge dessen war seine Verwaltung ein System und eine ununterbrochene Reihe von Aushülfsmitteln: das Uebel war unheilbar; alles was er hoffen konnte, war, so lang als möglich die letzte

Auflösung zu verzögern, Heil- oder Linderungsmittel für die heftigsten Anfälle zu finden, so bald sie sich nahten; es handelte sich nur darum, ein Jahr nach dem andern dem Tode abzugewinnen, von Tag zu Tag das Leben zu fristen. Das Land hatte keine Zukunft mehr, er durfte nur an die Gegenwart denken; wenn Chandoulal selbst den Gedanken und den Wunsch nach einer Staatsreform gehabt hätte, würden ihm doch die nöthigsten Hülfsmittel dazu gefehlt haben; er that alles, was er in seiner Stellung als Werkzeug einer fremden Regierung thun konnte, nicht was er vielleicht unter andern Umständen vollführt hätte. Wenn das Reich von Hyderabad noch existirt, so ist es, weil er dessen Seele, dessen Leben ist; aber er ist alt, und seit einigen Jahren wäre die Last über seine Kräfte gewesen, wenn nicht die Umstände sie ihm bedeutend erleichtert hätten. Ein neuer Nizam, der Nabab Asoph-Jah, ist seit dem Jahre 1829 seinem Vater gefolgt, und hat ein weniger düsteres, unruhiges und rachsüchtiges Gemüth; Mounere-oul-Mouluk ist seinem Gebieter in das Grab gefolgt; Chandoulal, die Kreatur und der Sklave der Engländer, herrscht nun unumschränkt über dieses ungeheure Reich, das täglich ärmer und menschenleerer wird; aber seine Laufbahn ist am Ziel, er betritt das zweiundsiebzigste Lebensjahr; und wenn seine letzte Stunde schlägt, ist nicht ein Mann im ganzen Reich, der ihn ersetzen könnte; denn man muß diesem indischen Metternich Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist in seinem Privatleben ehrenhaft und persönlich uninteressirt. Er hat einen Fleiß, eine besondere Geduld und Geschicklichkeit für alle Zweige der Verwaltung, einen unermüdlichen Eifer, einen klaren Blick, so weit er reicht, und als Geschäftsmensch gibt es keinen tüchtigeren in der Welt, als ihn. Seine lange Erfahrung hat ihm eine vertraute Kenntniß der Geschäfte jedes Departements, eine ungemeine Routine verliehen: er will alles selbst sehen, alles geschieht durch ihn; auch die körperliche Anstrengung, die er erträgt, ist unglaublich. In seinem öffentlichen und häuslichen Benehmen zeigt

er die charakteristische Sanftmuth des Hindu; er ist leicht zugänglich und von leutseligen Manieren auch gegen den niedrigsten seiner Unterthanen; er hat sich weniger Grausamkeiten und Unterdrückungen als irgend ein anderer Indier in einer so hohen Stellung zu Schulden kommen lassen; von der anderen Seite geht seine Nachsicht gegen seine Unterbeamten oft bis zur Schwäche, aber man muß keinen europäischen Maßstab anlegen: man würde viele Fähigkeiten nicht bei ihm finden, die wir bei einem Vorstand der Verwaltung für unumgänglich nothwendig halten. Es fehlt ihm an Muth, Festigkeit, Energie, klarer weitumfassender Voraussicht und an wahrer Klugheit. Es wäre thöricht, von dem Sklaven eines indischen Despoten die Eigenschaften zu fordern, welche das ausschließliche Produkt der Bildung und Freiheit sind: man muß ihn mit seinen Landsleuten, mit solchen, die unter denselben Bedingungen der Erziehung und der Sitten aufgewachsen sind, vergleichen, und man wird finden, daß er diesen himmelweit voran ist: doch aber könnte er sich ohne die Stütze Englands nicht an seinem Platze behaupten. Er hat weder Rang, noch Vermögen, noch Verbindungen, die ihn gegen die Eifersucht des Nizam hielten; wenn die Compagnie ihm heute ihre Unterstützung entzöge, würde er sogleich von seiner Stelle weggejagt werden. Uebrigens würde in diesem Fall die ganze Staatsmaschine vor Schwäche und Fäulniß zusammenstürzen; der Nizam selbst wäre wahrscheinlich das Opfer eines Aufstandes seiner Unterthanen und das Land würde der Schauplatz einer fürchterlichen Anarchie; die Schaaren der Pindaris würden nicht verfehlen, diese Unordnung zu Einfällen in das benachbarte Gebiet zu benützen, und die unmittelbare Erwerbung des Landes wäre dann eine Nothwendigkeit für England.

Es wäre, wie schon gesagt, thöricht, unter den Dienern des Nizam einen Mann zu suchen, der fähig und würdig wäre, die Uebel des Reiches zu reformiren. Es ist das eine nothwendige Folge des Schutzsystems, daß Männer solchen Schlages sich nicht

erzeugen: es mangelt ihnen das Feld, wo sie ihre Talente entwickeln und üben könnten, und es ist bei den Fähigkeiten wie bei den Verbrauchsgegenständen: die Produktion ist im Verhältniß der Nachfrage. Es gibt keine Möglichkeit, die Verhältnisse der Compagnie und des Nizam günstiger zu gestalten; man kann den Staat nicht aus der Entartung, in die man ihn fallen ließ, herausziehen; ihm nicht das, was man ihm geraubt hat, wieder geben; von der anderen Seite kann er selbst gar nichts für sich thun. „Ein Reich kann nicht auf demselben Wege zur Wohlfahrt wieder emporsteigen, auf dem es einmal herabgestiegen ist; es muß seinen Lauf vollenden, und eine Zerstörung durchmachen, ehe es sich neu und besser gestalten kann." (Henry Russel.)

Die Sachen stehen nun so, daß beim Tod oder einer Entlassung von Chandoulal, Ereignissen, die stündlich eintreten können, nur zwei Lösungen der Aufgabe möglich sind: entweder muß der englische Resident selbst, wie man es im Jahr 1840 bei der Verwaltung von Afghanistan hat einrichten wollen, das Ministerium übernehmen; oder man muß ruhig vom Lande Besitz ergreifen, den Nizam absetzen, pensioniren und nach Delhi schicken, wo er seinem alten Herrn, dem Großmogol, Gesellschaft leisten kann. Diese letzte Lösung ist ohne Zweifel diejenige, welche den Vorzug erhalten wird.

Achtes Kapitel.

Betrachtung über das Regierungssystem von Hyderabad, mit Rücksicht auf Verwaltung, Gerichtspflege und Finanzwesen.

Unter einer indischen Regierung bemerkt man zweierlei Arten, die Steuern eines Distrikts beizutreiben: wenn ein Staatsbeamter den Auftrag hat, sie nach einem festen, bestimmten Betrage einzu-

ziehen, so nennt man die Art Amani; wenn dagegen ihr Ertrag versteigert und an den Meistbietenden verpachtet wird, während der Einzugsbetrag dem Ermessen des Pächters überlassen bleibt, so nennt man es Ijarah. Man begreift leicht, daß diese beiden Einzugsarten einen gerade entgegengesetzten Weg einschlagen. Der Amanidar oder Einzugsbeamte (Steuereinnehmer) ist vielleicht nicht besser als der Ijarahdar oder Steuerpächter; aber der erstere hat ein persönliches Interesse bei der Wohlfahrt des Landes, während dieß bei dem zweiten nicht der Fall ist. Wenn der Amanidar nur seine gewöhnliche Steuer aus dem Distrikt zieht, ist die Regierung befriedigt; wenn seine Untergebenen leiden und der Ertrag sich somit vermindert, hat er die sichere Aussicht, seinen Platz zu verlieren; wenn sich dagegen ihr Zustand verbessert und der Ertrag dadurch steigt, wird er nicht nur bestätigt, sondern sein Distrikt wird vergrößert werden. Der Ijarahdar aber hat nur eine Rücksicht: wie viel Geld er in kürzester Zeit aus seinem Pachtgebiet ziehen kann. Seine Stelle war versteigert worden: er hat sie dadurch erhalten, daß er mehr als seine Konkurrenten bot, sie dauert nur eine bestimmte Zeit. Er muß also in aller Eile das Land auspressen, und was er über die der Regierung zu zahlende Pachtsumme herausbringt, ist sein Gewinn. Die Folgen seiner Erpressungen sind ihm völlig gleichgültig. Wenn das Land darunter leidet, wenn die Einwohner auswandern, wenn die Ländereien unangebaut bleiben, was kümmert das ihn? Die Regierung verliert dabei, nicht er. Wenn er wieder als Pächter auftritt, bietet er weniger. Wenn das Land in schlechtem Zustande ist, wird sein nächster Pacht nur um so günstiger ausfallen. Die Wohlhabenheit eines Distrikts dagegen ist ein Grund zur Unruhe, da sich mehr Konkurrenten zeigen werden: so muß, jeder von seinem persönlichen Interesse getrieben, der Amanidar den Zustand des Landes zu verbessern, der Ijarahdar ihn zu verschlimmern suchen.

Die Wohlfahrt eines Landes, welches eine eingeborene indische

Regierung hat, läßt sich somit nach den Verhältnißzahlen der Distrikte, welche der Amani- oder Ijarah-Verwaltung überlassen sind, berechnen. Je mehr das Amani-System vorschlägt, um so wohlhabender und glücklicher wird das Land sein, je mehr das andere, um so ärmer und unglücklicher. Nun sind beinahe alle Steuerdistrikte, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, verpachtet, ein sicherer Beweis von der Schwäche seiner Regierung und von dem Elend der Bewohner. Die Steuern werden von dem Pächter hie und da **in natura**, meistens aber in Geld erhoben. Wenn die Abgabe **in natura** erhoben wird, so beträgt der Antheil der Regierung bei dem Getreide gewöhnlich die Hälfte; bei dem Reis ist das Verhältniß wechselnd: wenn die zum Anbau nöthige Bewässerung aus Wasserbehältern, welche von der Regierung erbaut und unterhalten werden, kommt, so bezieht die Regierung drei Fünftheile; wenn aber der Bauer sein Wasser aus benachbarten Brunnen schöpfen muß, wechselt der Antheil der Regierung je nach der Entfernung und Schwierigkeit der Wässerung zwischen elf und neun Zwanzigstel.

In Geld wird die Steuer auf zwei Arten erhoben: Surbustea wird es genannt, wenn man vorher, ohne Rücksicht auf die Erndte, mit dem Bauern über einen bestimmten Preis übereinkommt; Bigawani, wenn die Steuer nach dem Verhältniß des Bodens, der Witterung und des Ertrags berechnet wird. In dem letzten Fall steigt oder fällt die Abgabe mit jedem Jauchert Landes von fünf zu fünf Rupien. Wie groß auch diese Steueransätze sein mögen, nicht sie machen das Land unglücklich, sondern der gänzliche Mangel an Gesetzlichkeit und Treue in den Uebereinkünften und Verpflichtungen: denn niemals bleibt es bei den festgesetzten Verträgen. Ist das Jahr schlecht, so nimmt der Steuerpächter dem Bauern das Vieh weg, um sich bezahlt zu machen, ist es gut, so läßt er ihm kaum so viel, um mit seiner Familie nothdürftig auszukommen; jeder Verlust trifft nur den Bauern, jeder Vortheil nur den Pächter. Dieser Letztere steht in einer stillschweigenden Verabredung

mit der Regierung, daß dieselbe keinerlei Klage gegen ihn annimmt: es hat weit mehr das Ansehen, wie wenn man in einem feindlichen Lande zwangsweise Contributionen einzöge, als daß regelmäßige Abgaben durch einen Steuereinnehmer erhoben würden. Endlich um jeden Zwiespalt, jeden Streit zwischen der Gerichtspflege und der Finanzverwaltung zu vermeiden, ein Streit, der nur günstig für das Volk ausfallen könnte, hat man diese beiden Verwaltungszweige in einer Hand vereinigt. Doch müssen, bevor ich weiter gehe, einige Worte über die Gerichtsverfassung im Allgemeinen gesagt werden.

Wie es fast immer bei Gründung von Gesellschaften ist, so war die erste Idee und die erste Anordnung der Gesetzgebung gerecht und vernünftig: erst die Anwendung bringt das Verderben mit sich. In der Hauptstadt ist der Subah oder erste Minister der höchste Beamte für Civilstreitigkeiten. Der Kotwal derjenige für Kriminalsachen. Ihre Pflicht ist, alle Klagen anzuhören und die Untersuchung zu leiten; das Ergebniß dieser ersten Instruktion wird dem Kazi, dem höchsten Ausleger des Gesetzes, mitgetheilt, welcher dann das Gesetz auf den einzelnen Fall anwendet. Jene Beamte müssen auch die Aussprüche des letzteren vollziehen. Alle Kriminalsachen werden nach dem mahomedanischen Gesetz gerichtet. Bei Civilstreitigkeiten gilt für Mahomedaner ihr Gesetz und für Hindu das indische, mit dem Unterschied, daß in dem ersten Fall der Kazi entscheidet, in dem zweiten aber die Streitsache vor ein Punchayet, das heißt vor ein Schiedsgericht von fünf durch die Parteien selbst gewählten Personen gebracht wird, welche nach den lokalen Gebräuchen und Gesetzen ihren Ausspruch thun. In beiden Fällen muß, wenn es nicht die offenbarste und schreiendste Ungerechtigkeit ist, der Subah den Urtheilsspruch vollziehen.

In den Provinzen ist die hohe Verwaltung der Civil- und Kriminal-Justiz in den Händen dessen vereinigt, welcher mit dem Steuereinzug, sei es nun als wirklicher Steuerbeamter, oder nur

als Pächter, beauftragt ist. Wohl gibt es in jedem Distrikt einen Kazi, dem er alle die einen Mahomedaner betreffenden Fälle vortragen sollte; bei allen Sachen, welche einen Hindu angehen, müßte er an ein Punchayet berichten; aber alle diese Schutzwehren des Gesetzes sind längst vernachläßigt, vereitelt und in Vergessenheit gerathen. Sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen gehen alle Sachen nach Gewalt oder Gunst; man bemüht sich nicht einmal mehr, die gesetzlichen Formen einzuhalten. Die Beamten betrachten ihre Stelle nur als Mittel so schnell als möglich ihren Zweck, reich zu werden, zu erreichen, und der große Haufen des Volks wird behandelt, wie wenn die Regierung dessen Beistand und Beifall nicht nöthig hätte, wie wenn der Fürst ihm keinen andern Zweck und Nutzen beilegte, als seiner Habsucht und seinen Lüsten zu dienen. Der Beamte, welcher eine Provinz zu verwalten hat, wird nicht nach seinem moralischen Werthe, sondern nach den Summen, die er der Regierung überschickt, belohnt; er zieht daher so viel Geld als möglich in der kürzesten Zeit heraus, berücksichtigt nur den augenblicklichen Vortheil seines Herrn und den eigenen, und gibt nicht zu, daß die Unterthanen einen Anspruch auf Sicherheit für ihr Leben und für ihr Besitzthum haben. Die nothwendige Folge eines solchen Zustandes ist, daß in dem Gebiet des Nizam beständig eine Anzahl von Distrikten, bald der, bald jener, im Aufstand begriffen ist. Diese Empörungen verursachen dann einen beträchtlichen Ausfall in den Einkünften und neue vermehrte Ausgaben, die man durch vermehrte Expressungen in andern Provinzen zu ersetzen sucht. Endlich kommt es selten vor, daß die Einnahmen eines Jahrs die Ausgaben decken, nie aber wird ein Ueberschuß dazu verwendet, das Defizit des andern gut zu machen. Stellt sich durch einen glücklichen Zufall ein Ueberschuß in den Einnahmen heraus, so fließt dieser in die Kasse des Fürsten, nie in die des Staates; entsteht aber ein Defizit, so muß eine Vermehrung der Steuern dafür einstehen. Wenn in Europa eine Regierung, sei es

nun durch eine vorübergehende Ursache, durch einen Krieg oder allgemeines Unglück, oder für nützliche Unternehmungen, die erst später rentiren, einen Mehraufwand über ihre gewöhnlichen Mittel nöthig hat, so nimmt sie Kapitalien auf, wofür die künftigen Einnahmen als Sicherheit dienen; aber unter einer mahomedanischen, indischen oder gar schutzbefohlenen Verwaltung ist die Idee des öffentlichen Kredits etwas Unbegreifliches und Thörichtes. Der Minister kann auf seine eigene Bürgschaft Geld entlehnen; aber ein Staatsanlehen, mit Bürgschaft des Staats ist etwas durchaus Unbekanntes. Außerordentliche Ausgaben führen immer auch außerordentliche Erpressungen mit sich. Dieß ist die Grundursache all' dieser Verlegenheiten und Verwirrungen, und die fruchtbare Quelle der vielen Tyrannei und des zahllosen Elends. Man fordert von den Generalpächtern, daß sie dem Staat mehr zahlen, als ihre Distrikte einbringen können; sie müssen somit das Unmögliche leisten, und die Unterthanen durch Plünderung und Pfändung ausziehen. Was ist nun der letzte Erfolg? Der Landmann verläßt sein Gut, die Verzweiflung bringt ihn zur Auswanderung, das Land wird entvölkert, die Ländereien bleiben unangebaut und die Einnahmequellen versiegen. Es gibt keine öffentliche Schuld, welche die Kräfte aufzehrt, und doch erreicht das Elend den höchsten Gipfel. Ein solcher Unglückszustand pflanzt sich sich selbst fort, und wächst bei jeder Erneuerung: das Defizit führt die Erpressungen mit sich und die Erpressungen wiederum ein Defizit. Dieß der heutige Zustand von Hyderabad, und wenn der Tod nicht bald die Verlegenheiten des Ministers endigt, so wird der Zeitpunkt nicht mehr weit entfernt sein, wo seine Auskunftmittel nicht mehr zureichen, und er den Schwierigkeiten seiner Stellung unterliegen muß.

Um einen Begriff von den Mitteln zu geben, von welchen Chandoulal öfters anwendete, wird es genügen, wenn ich eine Thatsache erzähle, deren Augenzeuge ich im Jahr 1839 war: Chandoulal hatte zu verschiedenen Zeiten von einem reichen Bankier für den

Staat, jedoch unter seiner Privatbürgschaft mehrere Summen geborgt, welche mit den angelaufenen Zinsen zu 18% sich auf zwanzig Lak Rupien, 5 Millionen Frcs., beliefen. Die Schuld fing an ihn zu drücken und er wußte kein anderes Mittel, sich deren zu entledigen, als folgendes: Er ließ dem Bankier sagen, er wolle die Schuld in Richtigkeit bringen; er möchte nur seine Papiere ordnen und sich auf der Kanzlei melden. Der unglückliche Soukar verfehlt nicht zu erscheinen; gleich nach seiner Ankunft wirft man ihn in ein Gefängniß, eine Art unterirdischen Kerkers, wo man ihn so lang ohne Nahrung gefangen hält, bis er eine Quittung für das Ganze ausgestellt hat. Während dessen läßt man in dem Hause des Soukar alle Bücher verbrennen, die gegen den Minister hätten zeugen können, und bemächtigt sich alles baaren Geldes, das man in seiner Kasse vorfindet.

Man muß aber anerkennen, daß eine große Menge der Unordnungen und des Unheils in diesem Reich mehr noch von dem durch die Engländer eingeführten System, als durch die Verwaltungsbeamten selbst verursacht wird. Der Fürst ist durch die Schutzherrschaft in derselben Lage gegenüber von seinem Land, wie der Ijarahdar gegenüber von seinem Distrikt. Wie dieser genießt er nur eine prekäre Existenz, die von der Laune der Kompagie oder sogar von der des Generalgouverneurs abhängt. Er zieht daher natürlich das unselige Aussaugesystem dem der festen und billigen Taxen, bei welchen die Völker bestehen können, vor, weil für einen gewissen mehr oder minder langen, doch auf jeden Fall für seine Regierungsdauer hinreichenden Zeitraum, der Ertrag beträchtlicher ist. Diese Fürsten wissen wohl, daß sie die Zukunft ihrer Länder zerstören, aber diese Zukunft gehört nicht ihnen an, sie ist für England, das einen nach dem andern verschlingen wird. Was liegt ihnen daran, daß das Elend wie ein Aussatz sich über die ganze Oberfläche des Gebiets verbreitet, wenn sie nur in Ueppigkeit und Luxus sich der letzten Tage einer Macht erfreuen, die sie doch nicht

ihren Kindern vererben dürfen? Was liegt aber England daran? Was kümmert es eine Gesellschaft von geldsüchtigen Handelsleuten, so lange die Einkünfte ihres Vasallen hinreichen, um die Truppen, die bei ihm stehen, zu besolden, und um den periodischen Anforderungen ihrer Habsucht Genüge zu leisten? Wenn das Land eine Einöde wird, haben sie nur ihren Gewinn; wenn der Handwerker und der Landmann sein Vaterland verläßt, trägt er seine Arbeit, sein Handwerk, sein Kapital in die englischen Provinzen. Alles was der Sturm von dem Nachbarboden abreißt, ist eine Anschwemmung, eine Vergrößerung für ihr Gebiet.

Man begreift jetzt, warum die Kompagnie gegenwärtig nirgends die Auflösung aller dieser Schutzstaaten zu beschleunigen sucht. Man begreift jetzt den Grund dieser Uneigennützigkeit, welche nicht unterläßt, sich hoch zu preisen, welche gar sehr bedauert, wenn sie genöthigt ist, ein Reich dem eigenen Gebiet einzuverleiben. Mit dem Tage, wo sie vollständigen Besitz ergreift, hört sie auf, Alles zu verschlingen. Diese gekrönten Vasallen sind die Folterinstrumente, um einem Land alles Blut, alle Reichthümer auszupressen; es sind die politischen Gliederpuppen, welche den Haß der Völker auf sich ziehen. Wenn ein Reich in Staub zerfällt und englische Provinz wird, wer besoldet dann das Kontingent, dessen Unterhaltung auf die Kompagnie zurückfallen muß? Die neue Provinz kann es nicht, sie ist ausgesogen; außerdem will man den Ruhm einer liberalen Verwaltung haben: der Amanidar kommt an die Stelle des Ijaradar; eine billige Besteurung tritt statt der Expressungen ein; aber nun decken die Einkünfte kaum die Ausgaben, man kann keine Dividende mehr den Aktionären in Leadenhall-street schicken, es ist nichts mehr da, um die Ueppigkeit eines sybaritischen Kriegs- und Beamten-Heeres zu befriedigen. Man muß einen neuen Schutzbefohlenen suchen, dem man die Blutegel ansetzt, und so weitert sich der Umkreis immer mehr.

Die Geschichte, welche wir so eben geschildert haben, ist die

aller Schutzstaaten. Man darf nur die Namen der Länder, der Fürsten und Minister ändern, das übrige bleibt sich gleich: überall haben die gleichen Ursachen dieselben Folgen gehabt; alle sind von derselben Zehrkrankheit befallen, nur auf verschiedenen Stufen und in verschiedenen Stadien ihres Siechthums. Man ist vielleicht neugierig, die Liste der noch lebenden, und eine Zusammenstellung ihres Krankheits-Bülletins zu sehen.

Die unabhängigen Sikhs und einige Rajputen-Staaten stehen noch im Anfang und zeigen die ersten Symptome.

In den Staaten des Scindiah, von Sattarah und Baroda hat das Uebel schon weiter um sich gegriffen.

In Hyderabad, Indor, Nagpour, Aoude, Joudhpour, Jeypour, in Bundelkund, sind die Völker im letzten Stadium des Elends und des Todeskampfes.

Mysore, Kutsch, Travankore, Kochin existiren nur noch dem Namen nach: es sind eigentlich englische Provinzen, deren Rajahs oder Fürsten sich begnügen, die Rolle von Amanidars oder Steuereinnehmern zu spielen, und von den Einkünften einen stärkeren Sold als die gewöhnlichen englischen Steuerbeamten beziehen.

Es bleibt uns noch eine Seite des Schutzsystems übrig zu betrachten, nämlich seine Einwirkung auf das sociale Leben. Was wir jetzt von Hyderabad sagen werden, findet seine Anwendung in allen ähnlichen Staaten. „*) Der Charakter einer mahomedanischen Regierung, seien es nun Mahratten oder Rajpuden, ist wesentlich militärisch und kriegerisch. Jeder freie Mann ist Soldat; ist er nicht in dem Heer, so ist er nichts; sein Besitzthum ist kriegerisches Lehen; sein Rang, seine Würden, sind auf dem Schlachtfelde erworben; seine Umgebung und seine Diener sind die Offiziere und die Soldaten, die unter seiner Fahne kämpfen. Das Heer begreift also in Wirklichkeit den Adel des Landes in sich. Man kennt keine

*) Brief von Sir Henry Russel.

bürgerlichen Ehren und Titel. Die Einführung einer Hülfsarmee, die Bildung eines Kontingents mit nur englischen Offizieren, der dem Nizam zugesagte Schutz gegen Alle und Jedermann, enthoben ihn der Nothwendigkeit, die Waffen- und Truppen-Rüstungen seiner großen Vasallen länger zu unterhalten, und nahmen ihm auch die Mittel dazu, wenn er je die Lust gehabt hätte. Auf sich selbst beschränkt, mußten diese Vasallen nothwendig unter der durch so viele unbeschäftigte Kriegsleute verursachten Last der Ausgaben erliegen, welche sie Ehren halber nicht entlassen durften, da diese meistens erbliche, der Familie durch Geburt angehörige Diener (Khanazad) sind. Dieß ist die erste Ursache der Verarmung; aber es gibt noch eine viel grausamere: der Nizam ist nach den Gesetzen des Landes der allgemeine Erbe aller seiner Unterthanen. Wenn nun eine Person von Bedeutung stirbt, werden seine Güter durch die Regierungsbeamten mit Beschlag belegt. Gibt sie der Nizam der Familie zurück, so ist dieß eine besondere Gnade, eine persönliche Gunstbezeugung. Seitdem der Fürst nichts mehr zu fürchten, und also auch keine Ursache hat, seine Unterthanen zu schonen, kommt diese Gnade viel seltener vor. Bei dem Tode eines großen Gutsherrn fallen die Lehen der angesehensten Familien an die Krone zurück, und seit fünfunddreißig Jahren hat der Tod eines Familienhauptes immer den Untergang der ganzen Familie nach sich gezogen. So kommt es, daß man am Hofe von Hyderabad nur ein Dutzend Adelige zählt, und selbst diese geringe Anzahl hat keine Aussichten für die Zukunft, keine Hoffnung, nirgends einen Ausweg für ihren Ehrgeiz. Der Glanz des Hofes ist verschwunden; die Auszeichnungen, welche aus der Gunst des Fürsten und seinem täglichen Umgang mit dem Adel floßen, bestehen nicht mehr. Alle Zweige der Verwaltung sind in der Hand des Ministers vereinigt; und selbst diese Stelle ist nicht mehr ehrenhaft und beneidenswerth, da er nur die Kreatur und das Werkzeug der Fremden ist."

Was die Mittelklasse der Bevölkerung betrifft, die bedeutendste

und nützlichste in einem jeden wohleingerichteten Lande, so hat sie entweder gar nie existirt oder ist schon seit langer Zeit zu Grunde gerichtet. Es gibt keine Verbindung, keinen vermittelnden Grad zwischen den beiden Extremen der Gesellschaft, zwischen den ersten und den letzten Klassen: wenn wir diese genauer untersuchen, so sind sie einestheils aus sehr wenigen Bankiers und Handelsleuten zusammengesetzt; hier ist noch einiges Vermögen, doch wird es seltener und geringer, je mehr die Märkte von den Engländern überschwemmt werden; anderntheils aus Handwerkern und Bauern, welche die große Masse der Bevölkerung ausmachen, deren Lage so gedrückt und elend ist, daß man sich keinen Begriff davon machen kann. Mehr als die Hälfte des Landes ist eine Wüste, und wo Anbau ist, da sucht der Landmann nur seine nothwendigsten Bedürfnisse für das Jahr zu decken: er braucht freilich Nahrung für sich und seine Kinder, aber er weiß auch, daß man ihm darüber nichts lassen würde, was auch der Ertrag seiner Mühe und Arbeit sein möchte: warum sollte er aber arbeiten, wenn er keinen Theil am Nutzen hat? Wenn er für den Tag zu essen hat, schläft er, ohne für morgen zu sorgen. Die Folge davon ist, daß eine einzige schlechte Erndte hinreicht, um eine allgemeine Hungersnoth hervorzubringen, welche den zwanzigsten Theil der Bevölkerung wegrafft.

Neuntes Kapitel.

Kantonnirung von Bolarum. — Marktbuden bei den indischen Heeren. — Armee des Nizam. — Hülfskorps.

Wir haben uns vielleicht zu lange bei einem sehr ernsten und umfassenden Thema aufgehalten, als sich für eine Einschaltung in ein Tagebuch paßt. Aber so wenige Franzosen haben Gelegenheit

gehabt, dieß Land zu besuchen, seitdem es uns verloren ging; sein politischer Zustand ist außerdem, wie ich glaube, nicht nur der Mehrzahl unserer Leser, sondern auch in England so wenig bekannt, und so sehr ins Gebiet der Fabeln und Mythen hinübergespielt, daß ich es für meine Pflicht hielt, gestützt auf meine Skizzen und Tagebücher, die Wahrheit einmal sprechen zu lassen, um es näher zu beleuchten, und denen, die nach mir jene Straße wallen, einigen Nutzen zu bereiten. Ich sollte, wie schon oben gesagt, in dem lieblichen Dorfe Bolarum, der Kantonnirung des Kontingents oder der sogenannteu Armee des Nizam, dreizehn Monate lang bei meinem Schwager die angenehmste Gastfreundschaft genießen. Alle meine Landsleute, welche die Sucht nach Abenteuern oder meist getäuschte Hoffnung nach Hyderabad geführt hat, werden mit mir die unbegränzte Freigebigkeit und Güte des Kapitän Mottet rühmen, des Letzten und Einzigen, der noch den französischen Namen in der berühmten Brigade repräsentirt, welche durch Bussy und Raymond einst verherrlicht wurde. Wie viele haben gleich mir diesem Wohlthäter es zu verdanken, daß sie den geliebten heimathlichen Boden, den theuern Heerd wieder sahen, den sie, von ehr- oder geldsüchtigen Träumen verführt, verlassen hatten! Unter diesem angenehmen Schatten, von Freunden umringt, mit Enthusiasmus dem Studium der indischen Sprachen hingegeben, hatte ich alles, was zum Glücke nöthig ist; — ich hätte es ohne Zweifel hier gefunden, wenn eine gefesselte, verzehrende Sucht nach Thätigkeit, eine Unruhe über die Zukunft und die Ungewißheit, ob ich den Zweck, dem ich mein Leben geweiht hatte, erreichen würde, mir nicht jede Lust verbittert hätte. Dieser kleine Erdenwinkel ist in den Annalen des heutigen Indien durch seinen Luxus, seine Eleganz, seine geistige und gesellschaftliche Verfeinerung zu berühmt geworden, als daß ich ihm nicht eine Seite in meinen Memoiren widmen sollte.

Die Kantonnirung von Bolarum, in einer wellenförmigen Ebene gelegen, ist nach Art eines Dreiecks, dessen Grundlinie der Bazar,

oder die indische Markthalle bildet, angelegt. Der europäische Theil besteht nur aus dreißig Häusern oder Bungalos (so ist die technische, anglo-indische Benennung), welche mit größter Eleganz und meist in griechischem Styl gebaut, aber nach Art der englischen Ungeselligkeit auf die Fläche von einer halben Quadratstunde vertheilt sind. Der ursprüngliche und einfachste Typus des Bungalo ist eine Mauerverkleidung, welche ein Zelt, das oft noch in der festen Hülle selbst vorhanden ist, umgibt: die Mauern sind dann von Lehm und Holz, und das Dach ist von Stroh; so findet man die Bungalos noch zu Maktol und in allen neuen Kantonnirungen. Aber zu Bolarum erinnert nichts mehr an die alte Einfachheit: es sind die Villen von Rom und Athen, mit Säulenhallen und Terrassendächern. Im Innern versetzt euch all' diese Bequemlichkeit, all' dieser Luxus eines fürstlichen Lebens, Alles dieses, bis auf die kleinen Spielereien auf den Schränken, in ein anderes Klima und in die Hallen der Mode und des europäischen feinen Lebens.

Das Wohnhaus des Kapitän Mottet, unter seinen Freunden Wonneburg (Château des délices) genannt, zeichnete sich vor allen andern durch die Symmetrie seiner Bauart, durch die schönen Gärten und seine fröhlichen Gesellschaften aus. Oft frage ich mich, wo sind jetzt jene fröhlichen Herzen, so viel frisches Leben, das sich in dem schönen Salon und in den grünen Alleen bewegte? Ach! wo sind die welken Blätter, die wir unter unsere Füße traten?

Zwischen diesen Wohnhäusern, welche in weiten Abständen von einander liegen, erstrecken sich die Linien des Kontingents (dieß ist der technische Ausdruck für die Lagerungsart der eingeborenen Truppen überhaupt). Dieses Lager besteht aus drei oder vier Tausend leicht, aber nett gebauten Strohhütten, die durch ein Geflecht, wie die Wände eines Zeltes durch Pfähle, gestützt sind; sie sind in Quartiere gereiht, mit kleinen Gräben zum ableiten des Wassers umgeben, und durch hübsche, makadamisirte Straßen wie ein Schachbrett eingetheilt. Jeder Seapoy bewohnt *eine* dieser Hütten;

selten leben zwei bei einander. Das Geräthe eines jeden besteht in einem kleinen Netz, das über ein Gestell ausgespannt ist; dieß ist sein Bett; aus einem Houkah, um sich seinem Lieblings-Zeitvertreib zu überlassen; aus einem kupfernen Gefäß für seine Abwaschungen; aus einem Korb, um seine Kleider aufzubewahren, und aus zwei oder drei Küchegeschirren von gebrannter Erde.

Auf der Seite der Ebene, welche von den europäischen Gebäuden am weitesten entfernt ist, dehnt sich in einer einzigen, langen und gewundenen Straße eine Masse festerer Hütten aus: es ist der Bazar, der nothwendige Begleiter jeder Armee in Indien; es ist ein Dorf von Kaufleuten, ein Volk von Handwerkern, welche den Seapoyen alles verkaufen, was diese nöthig haben, die ihnen mit ihrem Vieh und ihren Vorräthen in den Krieg folgen; denn in Indien macht keine Regierung tägliche Austheilungen an die Truppen. Die Seapoyen sind gut bezahlt; aber in den Kantonnirungen während des Friedens, wie auf dem Marsch während des Krieges ist es ihre Sache, sich ihre Nahrung zu suchen: sie kaufen ihre Lebensmittel also bei den Handelsleuten und jeder wählt sie sich nach seiner Religion oder seiner Kaste aus, und bereitet sie nach seiner Art. Bäcker, Fleischer, Schenken, alles, was zum Leben nothwendig ist, findet sich beim Lager, „sogar solche Sachen, die man in einem andern Lande für Luxus bei den Soldaten halten würde. Es gibt Heerden von Kühen und Ziegen für die zum Thee der Offiziere nothwendige Milch, öffentliche Dirnen für die Soldaten: alles geht mit in den Krieg, wenn einer entsteht. Eine Armee hat ihren Bazar; ein Regiment, eine Kompagnie auf dem Marsch hat den ihrigen." *)

Jeder Offizier führt außerdem ein ungeheures Gepäcke mit sich: er hat zehn, fünfzehn, dreißig Bedienten, ein sehr geräumiges Zelt und die Leute dazu, um es aufzurichten, einen Tisch, ein Bett,

*) Jacquemont.

Stühle, oft einen Wagen: kurz, man sieht, daß das Kriegssystem seit Darius und Xerres sich nicht geändert hat. Diese Beiordnung so vieler Leute, die am Tage der Schlacht zu gar nichts dienen, welche man aber vor allem decken muß, weil man ohne sie vor Hunger umkommen würde, verwirrt vollkommen die gewohnten Maßregeln eines europäischen Anführers, da nur höchstens der dritte Theil seiner Leute fähig ist, ein Gewehr abzufeuern. Seine Kriegsoperationen können nicht dieselben wie in Europa sein: er muß jeden Gedanken an schnelle, kühne Unternehmungen aufgeben, so wie er mit einem Feind zu thun hat, den man nicht verächtlich behandeln darf; nichts darf er dem Zufall überlassen, nie einen Kampf wagen als mit der Gewißheit des Sieges; denn die geringste rückgängige Bewegung überläßt alle die nöthigen Lebens- und Hülfsmittel dem Feinde. Es ist klar, daß ein Anführer eine ganz neue Schule machen muß, ehe er kommandiren kann: es folgt aber auch, daß hier der Sieg nicht immer im Gefolg der großen Heere ist. „Lord Clive, als er Bengalen eroberte, Alexander und Xenophon, hatten nur eine Hand voll Leute, die lebten, wie es gerade ging, die sich aber alle schlugen, wenn es galt: sie mußten siegen.“ *) Jetzt, da die Engländer die Weichlichkeit der Besiegten, oder wenigstens ihre Bedürfnisse angenommen haben, welchen Widerstand würden sie leisten, wenn ein neues europäisches Volk ohne diese Hindernisse auf dem Schlachtfelde erscheinen würde? Dieß ist eine Frage, die ich vielleicht später vollständig beantworten werde, für jetzt aber möchte ich auf die Neuankommenden wetten.

In Beziehung auf das Kontingent des Nizam haben wir einige Erläuterungen nöthig über die dasselbe kommandirenden Offiziere, und ihre gegenwärtige Eintheilung in Offiziere der Kompagnie und Lokal-Offiziere. Wir haben gesehen, wie beim Tode Raymonds, im Jahr 1798, Marquis Wellesley bei dem Soubadar durch-

*) Jacquemont.

setzte, daß dieser die alten Truppen entließ, die französischen Offiziere fortschickte und sein Kontingent ganz nach englischer Weise unter dem Befehl des Obersten Wellesley, nachherigen Herzogs von Wellington, einrichtete. Die Armee der Kompagnie war damals bei weitem weniger beträchtlich als jetzt, und konnte nur eine sehr kleine Anzahl ihrer Offiziere abgeben; man war daher damals viel weniger streng in der Auswahl der Europäer, die man den eingeborenen Fürsten als Offiziere darbot, wenn man nur Garantie für ihre Treue hatte. Major Kirkpatrik, damals Resident, ließ daher zum Kontingent eine große Anzahl Abenteurer, die sich damals ohne Anstellung fanden, zu; dieser Umstand bewirkte, daß man den so angestellten Leuten, um sie von den Offizieren der Kompagnie zu unterscheiden, den Namen Lokal-Offiziere gab. Diese Unterscheidung wurde allgemein angewandt, waren es nun Engländer ohne besondere Anstellung im Heer des Königs oder der Kompagnie, waren es Franzosen, die unter der neuen Schutzherrschaft wieder Dienst genommen hatten, oder war es eine gewisse Anzahl von Leuten, die man wegen ihrer besseren Erziehung oder wegen einer mächtigen Begünstigung aus einer sonst ungerechterweise verachteten Klasse auswählte, aus der Klasse der Mulatten, Söhnen von englischen Offizieren und indischen Frauen. Aber die Aufnahme dieser letztern gab den Ursprung zu einem thörichten Vorurtheil, das jener Klasse der Lokal-Offiziere vorwirft, sie habe mehr oder weniger gemischtes Blut in sich aufgenommen.

Was die Seapoyen betrifft, so schreibt sich ihre gegenwärtige Organisation von dem oben oft erwähnten Sir Henry Russel her. Im Jahr 1811 mit der Residentschaft am Hofe des Nizam beauftragt, wandelte er die Armee, welche seine Vorgänger von 1800 bis 1811 durch unregelmäßige Bezahlung des Soldes hatten verwildern lassen, gänzlich um. Die Folge dieser Unregelmäßigkeit war ein Zustand des Ungehorsams, häufige Meutereien gegen die Offiziere, welche oft das Opfer der schlechten Verwaltung und der

Nachläßigkeit der Residenten geworden waren. Er verlangte, daß künftighin der Sold für das Kontingent voraus in die Kasse des Residenten abgeliefert werde, damit dieser die Truppen zu rechter Zeit befriedige; er vermehrte die schon bestehende Infanterie und Artillerie-Division um eine Brigade von fünf Regimentern irregulärer Reiterei, welche von europäischen Offizieren kommandirt wurden. Er behielt oder stellte sogar noch eine gewisse Anzahl Lokal-Offiziere an, die durch ihr persönliches Verdienst empfohlen waren, ohne sich um Farbe oder Geburt zu kümmern. Durch seinen Schwager, den Oberst (jetzt General) Sir John Doveton unterstützt, machte er aus dem Kontingent, was es jetzt ist, eines der prächtigsten eingeborenen Heere der Kompagnie, weit überlegen in jeder Rücksicht den Seapoyen der Kompagnie. Andere Residenten von weniger Einsicht kamen nach Russel; auf ihren Antrieb entschied das Direktorium, daß in Zukunft bei dem Kontingent nur Offiziere der Kompagnie zugelassen werden sollten. Man läßt nun die Lokal-Offiziere nach und nach aussterben oder pensioniren; nur bei einer Erledigung findet ein Ersatz statt. Die königliche Armee ist ebenfalls ausgeschlossen; es scheint aber nicht, daß der Dienst durch diese Maßregel gewonnen habe: die Lokal-Offiziere, deren ganze Zukunft sich um das Kontingent drehte, hatten ein viel lebhafteres Interesse, einen feurigeren Korpsgeist als die Zugvögel, die jetzt nur einige Zeit in die Armee des Nizam treten, um dort Geld zu machen und einen höheren Grad abzuwarten, mit welchem sie dann in ihr früheres Korps zurücktreten.

Der Offiziersdienst im Kontingent ist außerordentlich gut bezahlt, am besten in ganz Indien; dieß kommt von der kleinen Anzahl von europäischen Offizieren, wo nur ein erster Hauptmann mit 30,000 Frcs, ein zweiter mit 16,000 Frcs., ein Adjutant, ein Quartiermeister und ein Doktor ist. Da es außerdem noch einen Generalstab gibt, dessen Stellen ebenfalls von diesen Offizieren besetzt sind, so hat mancher doppelte Stellen und doppelte Besoldung.

Zur Zeit meiner Ankunft in Bolarum, im Jahr 1831, war die Kantonnirung vielleicht lebhafter und brillanter als jetzt. Eine kleine Gesellschaft von Offizieren, welche in Reichthum aufgewachsen, auf den besten Schulen Europas unterrichtet, an die schrankenlose orientalische Gastfreundschaft gewöhnt, vor keinem Opfer zurückschreckten, um sich in Wissenschaft und Literatur auf dem Laufenden zu erhalten, diese Gesellschaft bildete eine Oase von Luxus, Feinheit der Genüsse des Geistes und des Leibes in der Wüste des indischen Lebens. Man begreift, daß ein solcher Dienst, wo ein junger Offizier von fünfundzwanzig Jahren wie ein Marschall von Frankreich bezahlt ist, Neid erregt: es erregt oft eine gehässige Eifersucht bei den Offizieren der anderen Armeen. Alle machen die erdenklichsten Anstrengungen, um einen Platz dabei zu bekommen, und dann tritt häufig der Fall ein, wie bei dem Fuchs und den Trauben in der Fabel. Alle diejenigen, welche ihre Absicht nicht erreichen, suchen sich an ihren glücklicheren Kameraden dadurch zu rächen, daß sie eine jedenfalls lächerliche Verachtung gegen eine Uniform zur Schau tragen, an welcher nach ihrer Aussage immer der Mackel des gemischten Blutes klebt.

Wenn wir jetzt die Armee des Nizam mit dem Hülfsheer vergleichen, so finden wir, daß erstere ganz aus Eingeborenen besteht: sie hat vier Infanterie-Brigaden in Bolarum, Hungoli, Aurungabad und Ellichpour, und eine Division Reiterei, deren Stab in Mominabad liegt.

Der wirkliche Stand der beiden Heere ist folgender:

Armee des Nizam.

8 Bataillone Infanterie, jedes zu 800 Mann .	6400
5 Regimenter irreguläre Reiterei, jedes zu 700 Pferden	3500
4 Kompagnien Artillerie zu Fuß	500
1 Kompagnie Pionniers oder Sapeurs . . .	150
1 Kompagnie Trainsoldaten	100
1 Bataillon Veteranen	300
1 Bataillon Invaliden	500
Summe .	11,450

Von dieser Armee ist in der Nähe der Hauptstadt nur die Garnison von Bolarum, welche aus folgenden Theilen besteht:

3 Bataillone Infanterie	2400
1 Kompagnie Fußartillerie	125
1 Regiment irregulärer Reiterei	700
1 Trainkompagnie	100
Summe .	3325

Die Hülfs- oder Schutzarmee besteht aus 2 Divisionen, wovon die eine, bei weitem stärkere, von einem Brigadegeneral oder Generalmajor kommandirt, ihr Stabsquartier in Sekunderabad hat und somit die Verbindung zwischen der Hauptstadt und Bolarum abschneidet.

Ihr wirklicher Bestand ist:

1 Kompagnie Artillerie zu Pferd (Eingeborene) .	150
1 Kompagnie Fußartillerie (Europäer) . . .	125
1 zweite Kompagnie Fußartillerie (Golandaz, d. h. Eingeborene)	125
1 Königl. Regiment Infanterie (Europäer) . .	1000
1 Regiment regulärer Reiterei (Eingeborene) .	700
6 Bataillons Infanterie, Seapoyen	6000
1 Trainkompagnie (Eingeborene)	150
Summe .	8250

Die zweite Division hat ihr Hauptquartier in Aurungabad, der alten Hauptstadt des Reichs unter Aurungzeb; sie besteht aus:

1 Kompagnie Artillerie zu Pferd (Europäer) .	150
1 Regiment regulärer Reiterei (Eingeborene) . .	700
1 Bataillon Infanterie, Seapoyen	1000
1 Kompagnie Pionniers (Eingeborene)	150
Summe .	2000
Totalsumme der Hülfsarmee .	10,250

Bei einer Vergleichung der Garnisonen von Bolarum und von Sekunderabad sieht man, daß wenn die erstere, bei einem zwischen dem Nizam und der Kompagnie sich ergebenden Streit, die Sache ihres sogenannten Herrn vertheidigen wollte, sie die Mehrzahl der Hülfsarmee mit einer scheinbar doppelten, in der That aber zehnfachen Stärke (wegen der Europäer) vor sich hätte. Aber man sieht leicht, daß die Armee des Nizam, von ihrem Fürsten, den sie niemals sieht, bei dem sie nie Dienst thut, getrennt, von englischen Offizieren kommandirt und bezahlt, der Kompagnie ebenso ergeben ist, wie irgend ein Korps zu Madras, Bombay oder Kalkutta. Der Nizam ist eher ihr Gefangener, als ihr Herr, und auf einen Befehl des Residenten würde sie ihn zum Schaffot führen. So sehen wir den Fürsten eines Landes, größer als Frankreich, seiner Freiheit gänzlich beraubt, ganz im Schach gehalten, ohne einen Soldaten, der diesen Namen verdient; kaum nur kann er auf die Treue eines Hunderts Söldner, des Abschaums aller Länder, Sikhs, Araber und Afghanen, rechnen, die man eher für faule, herumliegende Lazzaroni halten möchte, so schlecht sind sie gekleidet und bewaffnet. Man darf sich nicht wundern, wenn er das ganze Jahr in seinem Harem sich einschließt, und da bei viehischen Orgien zu vergessen sucht, daß er Fürst ist.

Zehntes Kapitel.

Beschreibung der Stadt Hyderabad; ein Fest bei Chandoulal. — Die Bayaderen. — Die Gesellschaft in Chaderghat. — Die Familie Palmer.

Wir haben noch einige Worte über die Hauptstadt dieses Landes, das so schön und trotz allen seinen glücklichen Elementen so elend ist, zu sagen. Mehrere Monate waren schon seit meiner An-

kunft in den Staaten von Hyderabad verflossen, aber ich hatte bis jetzt meiner Lust, das neue Golkonda zu besichtigen, noch nicht Genüge leisten können. Dorthin in europäischer Kleidung, zu Fuß oder zu Pferd, auch sogar in einem Palankin ohne Eskorte zu gehen, wäre eine große Unklugheit gewesen. Kein Joghi (ein indischer Bettlerorden), der mich nicht auf meinem Wege beschimpft, kein Fakir (ein mahomedanischer Bettler) der den Ungläubigen, den Kaffern nicht der öffentlichen Verwünschung und Mißhandlung preisgegeben hätte. Es hieße sich Beschimpfungen und vielleicht wirklichen Gefahren aussetzen. Ich mußte daher eine der Gelegenheiten abwarten, die nur zwei- oder dreimal des Jahres sich zeigen, wenn der englische Resident bei dem Nizam oder seinem Minister zu einem großen Feste eingeladen wird. In einem solchen Falle unterläßt es Seine Herrlichkeit nie, es in allen verschiedenen Kantonnirungen wissen zu lassen, um den nach einem solchen Schauspiel neugierigen Europäern Gelegenheit zu verschaffen, den indischen Pomp kennen zu lernen. Der Resident findet dabei zugleich seinen eigenen Vortheil: es wächst dadurch sein Gefolge um eine durch reiche Uniformen, Waffen, Orden blendende Schaar, welche ihren Eindruck auf eine asiatische Menge, die wie Kinder alles Glänzende anstaunt, nie verfehlt. Eine solche Gelegenheit bot sich endlich dar: der Minister Chandoulal gab ein Fest in seinem Landhaus (Baghaderi); um aber dorthin zu gelangen, mußte man die Hauptstadt in ihrer ganzen Länge durchschneiden, ja man sollte sogar in dem dortigen Palaste des Ministers einige Zeit verweilen. Die ganze Gesellschaft wurde benachrichtigt, daß man sich vorher im Palast des Residenten, der in der Hauptvorstadt von Hyderabad, Chaderghat genannt, zum Frühstück vereinigen würde: von hier aus sollte der Zug sich in Bewegung setzen, dort sollten wir die Elephanten, welche der Minister zum Transport der Gesellschaft schickte, sowie die militärische Eskorte und die nöthigen Ceremonienmeister antreffen.

Am festgesetzten Tage machten wir uns wirklich morgens gegen

7 Uhr von Bolarum auf den Weg; eine schöne makadamisirte Straße, welche einen lieblichen Landstrich mit Abwechslung von Teichen, Dörfern, nackten und verbrannten Felsen, Palmen- und Dattelpflanzungen durchschneidet, führt nach Sekunderabad, der Kantonnirung der Hülfsarmee. Nachdem man dieses in der Breite durchgegangen hat, läuft eine ansteigende Fläche hinauf, und wenn nun der Gipfel erstiegen ist, sieht man sich auf der freien Fläche einer ungeheuren Kunststraße, welche quer durch ein Thal angelegt ist. Rechts dehnt sich ein hübscher, künstlicher See, dessen stilles Wasser wie der klarste Spiegel die Strahlen der Sonne zurückwirft, oder bei dem leisesten Säuseln eines Lüftchens seine lieblichen kleinen Wellen kräuselt. Links breitet sich ein Thal in der schönsten Smaragdfarbe vor euren Füßen aus und verliert sich in unabsehbare Ferne; es sind die ungeheuren Felder von Nelly oder Paddy: so nennt man den Reis in den verschiedenen Stufen seines Anbau's, Paddy, wenn die Halme noch unter Wasser stehen, Nelly, wenn man den Boden entwässert hat. Auf der andern Seite des Dammes wendet man sich links, um in das Thal hinabzusteigen und stößt hier auf eine mit Schmarozerpflanzen bedeckte Ruine, welche sich noch mit einiger Majestät erhebt: es ist die französische Stückgießerei, ein Werk Bussys, wovon einige dicke Mauerwände übrig sind. Dann kommen liebliche Gärten, besonders der des Herrn Wilhelm Palmer, des fürstlichen Kaufmanns. Das niedliche mahomedanische Grabmal, welches man zur Rechten sieht, ist das seiner Mutter Begum, einer indischen Dame von hoher Geburt, welche den englischen General Palmer nach allen Formen des mahomedanischen Ritus geehlicht hatte.

Endlich öffnet sich das Gitter einer hübschen englischen Allee, die in gewundenen Schattengängen hinzieht: die Wachen präsentiren; das Cabriolet bewegt sich unter einem Laubgewölbe, etwas Weißes erscheint hinter dem grünen Blättergitter: man dreht um das letzte Gebüsch und steht verwundert und erstaunt vor dem un-

erwarteten Anblick des edelsten Gebäudes, das man nur sehen kann. Zwischen zwei in Stein gehauenen Sphinxen führt eine breite äußere Treppe von fünzig steinernen Stufen zu dem Säulengang einer korinthischen Halle. Gigantische Säulen, die durch ihre Höhe schmal und leicht erscheinen, geben der Façade eine besondere Erhabenheit, und voll Stolz auf ihren griechischen Styl scheint jene mit königlicher Verachtung auf die orientalische Baukunst, deren Dome und Minareten von der Hauptstadt herüberglänzen, herabzusehen. Rechts und links von diesem Portikus dehnen sich ungeheure Flügel und und Gallerien, deren Säulengänge graziös von einem Stockwerk zum andern aufsteigen, über eine weite Fläche aus. Es ist dieß ein Meisterstück der Baukunst, welches Paris oder Versailles Ehre machen würde; aber trotz der ungeheuren Summen, die es gekostet hat, und trotz seines geringen Alters (es ist noch nicht fünfundzwanzig Jahre vollendet), droht es schon den Untergang: so schlecht ist das Material, das man überall im Lande zum Bauen verwendet. Das Innere entspricht dem Äußern: es ist mit einem außerordentlichen Reichthum meublirt, wie es die Paläste in Europa kaum sind. Die Eroberer, welche die Stelle von Akbar und Aurungzeb eingenommen haben, fühlten die Nothwendigkeit, die orientalische Einbildungskraft durch einen Luxus in Erstaunen zu setzen, der an den jener berühmten Herrscher wenigsteus erinnert, wenn auch ihm nicht gleichkommt.

Der Resident, damals Oberst Josua Stewart, ein kleiner Mann mit sanftem, ausdrucksvollem Gesicht, der einen Arm in einem Gefecht gegen die Seeräuber des rothen Meeres verloren hatte, empfing uns im Speisesaal, wo das Frühstück schon bereitet war; diese Mahlzeit ist immer öffentlich, jeder Offizier der Armee zu Sekunderabad oder Bolarum oder in einer andern Kantonnirung, welcher kommt, um dem Residenten seine Aufwartung zu machen, ist höflich eingeladen. Die Gesellschaft bestand aus den Attaches des Residenten, das heißt aus dem ersten Adjutanten, dem Major

Kameron, und dem Kriegssekretär, Major Moor, dem Doctor und dem Offizier der Eskorte; ferner aus vierzig Offizieren der königlich englischen Armee, des Heeres der Kompagnie und des Kontingents, und aus einigen Reisenden, darunter nur ein Nichtengländer, ein Preuße, Baron von Hügel, sich befand. Alle diese Personen reihten sich, wie wir, zu dem Gefolge des Residenten, um in dem Ceremoniell des kommenden Tages eine doppelte Rolle zu spielen, die einer handelnden Person und die eines Zuschauers.

Um elf Uhr erschienen die Chobdars, eine Art Ceremonienmeister, welche Stöcke mit silbernen Knöpfen tragen, um von Seiten des Ministers auszurichten, daß alles zu unserem Empfang in der Hauptstadt bereit sei, und zu gleicher Zeit, daß der Suwarri seiner Excellenz im Hofe des Pallastes uns erwarte: Suwarri nennt man eine Anzahl Reiter, Elephanten, Bedienten aller Art, womit sich die europäischen Gesandten, nach Art der eingeborenen Fürsten, bei solchen Gelegenheiten umgeben. Das englische Kabinet sorgt für den Suwarri des Residenten: ein Zug Elephanten, eine Kompagnie Reiterei von der Garnison Sekunderabad, gehören zur Ausrüstung der Gesandtschaft, ebenso wie eine Anzahl Diener, welche silberne Stäbe, Hellebarden u. s. w. tragen. Die Thüren öffneten sich und wir sahen wirklich am Fuße der prächtigen Treppe fünfzehn bis zwanzig Elephanten in Schlachtordnung, bedeckt mit scharlachnen goldgestickten Schabraken, auf dem Rücken bald eine Art Divan, bald ein viereckiges Gestelle mit Polstern und einem kleinen chinesischen Zelt, in dem man mit gekreuzten Beinen sitzen mußte; andere trugen, und das war das bequemste, einen Phaeton, aber ohne Räder, wo zwei Personen neben einander sitzen konnten, und hinten noch ein Sitz für den Bedienten angebracht war, der aber meist leer blieb.

Die Gesellschaft vertheilte sich in Gruppen von zwei oder drei Personen, und jede Gruppe wählte nun ihren Elephanten. Der unsrige, einer der größten, trug einen Phaeton oder Howdah, wel=

cher vierzehn Fuß hoch in der Luft baumelte: es war das erstemal, daß ich eines dieser so starken und zugleich so sanften Ungeheuer besteigen sollte; und mit einer gewissen Aufregung, halb Furcht, halb Vergnügen bereitete ich mich zur Luftfahrt. Jeder Elephant hat seinen Kutscher oder Kornak, welcher auf einem Kissen über seinem Hals, die Füße hinter die großen Ohren gestellt, hockt; ferner folgt ein Diener zu Fuß, der während des Marsches beständig mit dem Thiere spricht, es vor einem falschen Tritt warnt, ihm Klugheit anempfiehlt, und ermuntert, wenn es müde wird, ihm verbietet, mit seinem Rüssel zu spielen, oder gar etwas von den Buden am Wege zu nehmen, ihm frisches Futter verspricht, im Fall es sich gescheut aufführte, und endlich darauf Achtung gibt, daß an der Packung nichts in Unordnung geräth. Um den Elephanten besteigen zu können, muß er auf den Bauch liegen, die hinteren Füße auf den Knien, die vorderen lang ausgestreckt; so bleibt er in dieser höchst unbequemen Stellung unverrückt, bis der Diener eine Leiter an seine Seite anlegt, vermittelst welcher man aufsteigt. Man schließt dann sorglich die Kutschenthüre, hängt die Leiter an einen Riemen seitswärts am Thiere, und wenn alles gerichtet ist, sagt der Kutscher dem Elephanten, er solle sich sanft, sanft erheben (outh! haste jee, haste!). Aber wenn er sich erhebt, glaubt man in einem scheiternden Nachen zu sein; denn nur durch eine heftige Anstrengung kann das Thier den Gebrauch seiner Füße, besonders den der vorderen, wieder gewinnen: doch hat dieses Flottmachen nichts Gefährliches. Der Elephant hat nur zwei Gangarten: mit der einen, kurz und abgebrochen, ein ziemlich sanftes Stampfen, macht er eine Postmeile in der Stunde; die andere ist eine Verbindung aller möglichen unangenehmen Bewegungen: man schwankt, man rollt, man wird gerüttelt, um höchstens 2 Meilen in einer Stunde zurückzulegen. *)

---

*) Jacquemont.

Obgleich die Menschenstimme gewöhnlich hinreicht, den Elephanten zu leiten, so gibt es doch auch strenge Strafen, falls er nicht sogleich gehorcht: man unterhält nämlich auf dem oberen Theile des Halses eine immer offene Wunde, die man mit wohlriechendem Oele einreibt: auf diese Stelle läßt man nöthigenfalls das Straf- und Marterinstrument wirken. Der Kornak oder Mahout, oben auf dem Hals des Thieres, hat eine Art kleiner Hellebarde von Kupfer oder Silber; wenn der Elephant sich etwas mehr als zweimal sagen läßt, so bohrt er die Spitze in die Wunde; der Koloß stößt einen Schmerzensschrei aus und gehorcht im Augenblick. Außerordentlich ist es, daß der Elephant nie, außer etwa durch übermäßige Grausamkeit seines Kornak gereizt, das Joch des menschlichen Insekts, das ihn plagt, zu brechen sucht.

Als der Resident und sein Gefolge aufgestiegen war, setzte sich der Zug in Form einer Kolonne in Bewegung, vorn von Tamtam's und Cymbeln, auf der Seite von Dienern zu Fuß, welche die Menge auseinander trieben, und hinten von einer Schaar Reiter der Kompagnie begleitet, welche den Nachtrab des ganzen Zugs bildeten. In diesem imposanten Aufzug durcheilten wir die Vorstadt Chaderghat, an deren einem Ende sich der Palast des Residenten erhebt, während das andere Ende auf eine Brücke über die Mussa, welcher kleine Fluß die Stadt durchströmt, mündet. Dieser Bach war damals beinahe trocken; aber im Monat August und September, gegen Ende der Regenzeit, rauscht er wüthend einher, reißt alles mit sich fort und verbreitet seine Zerstörung bis an die Mauern der Hauptstadt.

So wie man die Brücke überschritten hat, sieht man sich am Fuß von Wällen und Befestigungen, deren Ruinen ein malerisches Ansehen hätten, wenn sie großartiger gebaut gewesen wären. Man darf hier keine kolossalen Steinmassen, keine Mauerstücke erwarten: alles ist mehr oder weniger zerreibbarer Staub, der sich selbst theilt und bei jedem Luftstoß in Wirbeln erhebt, oder bei einem Regen

zu einem übelriechenden Koth zerfließt. Hier ist kein Graben, wenn nicht das meistens trockene Flußbette einen solchen vorstellen soll; keine Brustwehr, kein bedeckter Gang; ein einfacher Mauermantel aus angemachtem Lehm, fünfzehn Fuß hoch und höchstens drei Fuß dick, umringt die Stadt, mit Ausnahme der sehr zahlreichen Lücken. Man möchte kaum glauben, daß man vor einer Hauptstadt stehe, und doch ziehen wir durch ihren Haupt-Triumphbogen, das Thor von Delhi. Ein massives Thor, unter einem Bogen zwischen zwei schlechten Wachstuben mit Schießscharten und Zinnen, bewegte sich auf seinen Angeln, um den Zug einzulassen. Eine Bande von Räubern, eine unbezahlbare Acquisition für das Melodram, Sikhs, Araber, in Lumpen von allen Farben vermummt, und durch eine Ueberzahl von Waffen, Säbeln, Pistolen, Dolchen u. s. w. mehr gehindert als bewahrt, standen in Front, auf ihre lange Luntenflinte gestützt, und schlugen zu unserer Ehre den Feldmarsch.

Hyderabad ist wie die meisten Hauptstädte und Dörfer Indiens in Kreuzesform gebaut: die beiden Hauptstraßen, gleichsam die Arterien des Menschenumlaufs, schneiden sich beinahe in rechten Winkeln auf einem großen Platz (Tschorae), in dessen Mitte sich die Djumaa-Musdjit oder Charminar (die große Moschee mit vier Minareten) erhebt. Die Platform dieses Tempels ist der angenehmste Ort, um das Panorama der Hauptstadt zu übersehen. Von dieser Höhe beherrscht man die Terrassendächer, deren weiße Bekleidung und Regelmäßigkeit, wunderbar durch die leichten Spitzen einer Menge von Bäumeu, die man auf der Straße kaum bemerkt, unterbrochen, ein lebhaftes und freundliches Bild darstellt. Von hier aus sind die engen und krummen Straßen alle verdeckt, der Blick dringt nur in die beiden breiten Alleen, die sich zu unsern Füßen kreuzen, und das Auge ergeht sich frei über die Menge, welche diese Straßen immerwährend belebt. Nach allen Seiten unterscheidet man Giebelfenster, Thürme, gothische Bogen, alle verschwendrisch mit Verzierungen verschiedener Art, Balkonen, Jalou-

ſten, Zinnen, Geländern, Thürmchen, Kuppeln, runden oder ſpitzen Helmdächern geſchmückt, was ein wahres, in allen Tönen der orientaliſchen Baukunſt ſich ergehendes Konzert abgibt. Dieſer Anblick hat etwas ſo Neues und Sonderbares, daß man ſich verſucht fühlt, länger dabei zu verweilen; aber es iſt ein Vergnügen, dem man ſich klugerweiſe nur einen Augenblick hingibt, denn man genießt hier buchſtäblich das immer gefährliche Vorrecht des hinkenden Teufels, einen Blick in das Innere der Familiengemächer zu thun. Die gewöhnlichen platten Dächer des Hauſes ſind von einem Geländer umgeben, das hoch genug iſt, den Frauen zu erlauben, ohne Schleier und ohne Furcht, von den Straßen oder den benachbarten Terraſſen aus geſehen zu werden, Luft zu ſchöpfen: ſie gehen daher dort gewöhnlich ſpazieren. Oft auch dient, nach einem ſonderbaren Widerſpruch, dieſes Dach auch zum Abtritt. Die Mahomedaner ſind ſo eiferſüchttg und argwöhniſch gegen jede Neugier, die in das Innere ihres Hauſes dringen könnte, daß es gefährlich iſt, ſich lange auf einem ſo alles beherrſchenden Punkte, wie die Gallerie der großen Moſchee, zu zeigen: nicht lange könnte es anſtehen, ſo pfeift euch eine Kugel, von einem übelgelaunten, eiferſüchtigen Ehemann abgeſchoſſen, um die Ohren.

Steiget alſo ſchnell von dieſer erhabenen Zinne, aber hütet euch, in die Seitenſtraßen zu gerathen: ihr würdet euch bald beklemmt fühlen; die Luft ſcheint den Lungen zu mängeln, und eine Empfindung von Trauer, Uebelbefinden und Abſcheu folgt auf die angenehme Ueberraſchung, die ihr ſo eben gehabt habt. Dieſe unordentlichen Steinmaſſen in einer ſo überfüllten Stadt, eine gegen die andere gedrängt, mit ihren nackten hohen Façaden, erinnert beſtändig an ein Gefängniß oder eine Feſtung; nie dringt die Sonne, nicht einmal das Licht derſelben, in dieſe Räume. Die Häuſer haben zwei, drei, auch vier Stockwerke; die Straßen ſind nicht nur eng, ſondern Bogengänge, unverſchämt quer über die Straße gezogen, bilden nicht ſelten ein unterbrochenes Gewölbe,

welche die gegenüberstehenden Reihen der Häuser verbindet. In einer gewissen Entfernung ist eine Mauer quer über die öffentliche Straße herübergeführt mit einem Thor, das man nur schließen darf, um jedes Stadtviertel als eine besondere Festung von den übrigen zu trennen.

Man verliert sich in diesen ungangbaren Sackgassen, Aufenthaltsörtern des fürchterlichsten Elends und der Cholera, mitten durchschnitten durch eine tiefe von einem schwarzen und fauligen Schlamm angefüllte Gosse, deren Ausdünstungen pestartig wirken. In dem Tschorae dagegen, das heißt in den vier auf den großen Platz mündenden Hauptstraßen ist alles heiter und voll von Leben und Bewegung: die Menge, die sich hier unaufhörlich drängt und erneuert, ist durch die Mannigfaltigkeit der Kostüme und der Farben äußerst malerisch; ihr langsamer Gang, ihre Sorglosigkeit ist voll von Anmuth und Würde: man trifft selten auf eine Aeußerung von Grobheit, nie eine von Brutalität: auch die roheste Haltung hat hier immer nur etwas Stolzes. Die müßige Menge erfreut sich ihrer Ruhe, als eines gewohnten Gutes, und das Elend, das daraus entspringt, scheint sie wenig zu kümmern.*) Sie hat keine lebhaften und stürmischen Vergnügungen; aber auch keine Gemüthsbewegung, keine Sorge beschleunigt ihre Bewegungen; sie geht ebenso langsam zu den Schauspielen, welche sie liebt, als zu der leichten Arbeit, welche der Existenz wegen manchmal nothwendig wird. Vielleicht liegt die Ursache des geheimen Vergnügens, das man bei ihrer Betrachtung findet, darin, daß ihre Stille und Gemüthsruhe ansteckend wirken.

Was die Frauen betrifft, so sieht man solche sehr selten auf der Straße, und die, welche man hier trifft, sind entweder Bayaderen des niedersten Ranges oder Sklavinnen. Nicht daß die Frauen eingeschlossen wären: sie können im Gegentheil unter allen Vorwän-

---

*) Jacquemont.

den, um ihre Verwandten oder eine Freundin zu besuchen, um Einkäufe zu machen u. s. w. ausgehen; aber Frauen, die auch nur den geringsten Anspruch auf Rang oder Vermögen machen, wagen dieß nicht ohne Palankin und dicht verschleiert, oder in einem Hacquerey, einem kleinen mit einem Zeltdach bedeckten Wagen, der mit Ochsen bespannt ist und in den asiatischen Hauptstädten unsere Fiaker vertritt.

Hyderabad ist eine Stadt von großer Ausdehnung und der höchsten Volksmenge im südlichen Indien; man schätzt seine Volkszahl auf zweimalhundertfünfzigtausend Menschen. Seine Bauart, von sehr geringem Alter, gehört augenscheinlich einer Epoche des Verfalls der Künste an, und es kann sich mit Ausnahme des Tscharminar, der aber nur durch seine Masse und Größe imponirt, keines merkwürdigen Bauwerkes rühmen. Unter den vielen sonderbaren und grotesken Gebäuden sind die einzigen, welche eine Spur von der Vollkommenheit zeigen, wie wir sie sonst schon, z. B. zu Sadras, bewundert haben, die kleinen, antiken, mützenförmigen Pagoden, die man in den Hinduquartieren antrifft, und deren in Stein gehauene Zierrathen bemerkenswerthe Schönheit und Feinheit zeigen. Die mahomedanische Bauart, mit ihren zierlichen, luftigen Konstruktionen, trifft man hier nur bei den Grabmälern. Sie sind sehr zahlreich; die Todten nehmen so viel Platz ein, wie die Lebenden. Jeden Augenblick stößt man auf einen Todtenacker von ausgezeichnetem Geschmack, wo die Baukunst in Spitzen, Arabesken, in phantastischen Gesimsen eine Leichtigkeit, eine Anmuth, eine Gefallsucht zeigt, die kein trauriges Gefühl aufkommen läßt. Dieß ist der Spaziergang, der Zusammenkunftsort am Abend, besonders zur Stunde des Gebets, das man öffentlich spricht; jeder neigt sich vor Allah, die Knie gebeugt auf das Grabmal seiner Väter, in dem Staub derer, die man geliebt und verloren hat. Die mit religiöser Sorgfalt gepflegten Blumen und Gesträuche stehen in einem eigenen Kontrast gegen die Grabmonumente und verbreiten rings ihre Frische, ihren Schat-

ten und ihre Wohlgerüche. Der Tod, so geschmückt, legt alle seine Schrecken ab.

Mit Ausnahme der Buden und Tempel bietet jedes Haus in seinem Aeußern nur eine Mauer von Lehm ohne Ueberwurf. Höchstens einmal eine enge Schießscharte zwanzig oder dreißig Fuß über dem Boden; alle Thüren und Fenster, mit Ausnahme der Eingangsthüre, gehen auf den inneren Hof, wohin kein Auge dringen kann. Die vier großen Straßen, die wir oben erwähnten, machen auch hier eine Ausnahme: sie sind es, die dem neugierigen Reisenden, der die Beschäftigungen, Bedürfnisse und Gewohnheiten des Volks, besonders von der Klasse der Gewerbtreibenden, kennen lernen will, das meiste Interessante darbieten. Besonders der Bazar: — hier findet am meisten Bewegung und Umtrieb statt, hier sind die meisten Buden. In denen der Schneider seht ihr die kostbarsten Produkte von Kaschmir und Delhi ausgelegt. Diese geschickten Handwerker, welche jene Stoffe mit unsichtbaren Stichen auszubessern verstehen, sitzen gruppenweise in ihren Buden, um prächtige Shawle, die von nicht ganz scharfsichtigen Käufern als neue bezahlt werden, wieder herzustellen. Alle Arten von Handwerkern beschäftigen sich ebenfalls in ihren offenen Buden mit ihrer Arbeit. Die Wohnungen der Färber zeichnen sich durch große Stücke prächtig gefärbter Stoffe aus, welche an langen Stangen aufgehängt sind; die der Kupferschmiede, glänzend durch ihre kupfernen und erzenen Geschirre, sind noch kenntlicher. In jeder Straße sitzt ein Wechsler neben einem Haufen von Cowris, einer Art Muscheln, die in einem Theil Afrikas und Indiens als Scheidemünze dienen. Diese Menschen gewinnen im Laufe eines Tages ungeheure Prozente. Bei ihrem Wechselgeschäft nehmen sie von jeder Rupie Agio, und treiben Wucher, indem sie Geld auf große Interessen ausleihen.

Nach diesen kommen die Zuckerbäcker, die, trotz unserem wohlverdienten Ruf der Leckerei, in Hyderabad wenigstens eben so wichtige Personen sind, als in Frankreich. Aber hier kann man sich in die

innersten Geheimnisse ihrer chemischen Kunst einweihen; die Arbeit steht nie still; zu jeder Stunde des Tags sind sie beschäftigt, öffentlich ihre Zuckerkuchen und ihre gesuchtesten Leckereien zu bereiten. In einem eisernen Topf, der auf Kohlenfeuer steht, sieht man den Syrupkuchen, der von Zeit zu Zeit mit einem eisernen Löffel umgerührt wird, kochen. Wenn die Mischung den gehörigen Grad von Dichtigkeit und Klebrigkeit erlangt, und eine hinreichende Menge Staubes, der in dichten Wolken vom Boden aufsteigt, eingeschluckt hat, so gießt man den Teig löffelweise in eiserne Kuchenbleche, wo man ihn protzeln und pfeifen hört. Wenn nun die Kuchen genug gebraten sind, stellt man sie auf das Komptoir oder den Tisch, worauf alle Arbeit geschieht, und hier werden sie von neuem durch Staub überpudert, bis ein Liebhaber sie wegnimmt. Nichts würde einen Franzosen weniger zum Genuß einladen.

Zu Hyderabad findet man heute noch die schönsten Edelsteine der Welt, Diamanten, Rubinen, Smaragde, Granaten und besonders Perlen; will man aber solche kaufen, so muß man geduldig abwarten, bis irgend ein Adeliger sein Geschmeide zu Markte bringt, um seine nothwendigen täglichen Bedürfnisse zu befriedigen. Eben hier sind die leichtesten Gewebe, feiner als Bienenflügel, zu suchen. „Die Schärpen von Benares, in Silber- und Goldstoffen, mit reichen Fransen besetzt; ferner die berühmten Kinkabs, die den wunderbarsten Erzeugnissen der neuen Maschinenarbeit Trotz bieten; nichts aber gleicht an Schönheit den Seidestickereien, die den Pugri, oder indischen Turban, schmücken. Dieser prächtige Kopfputz gleicht einer Gruppe von kostbaren Edelsteinen, und wenn ein Indier von schönem Gesicht und angenehmen Verhältnissen mit einer Weste und mit Beinkleidern von Karmoisin- und Gold-Brokat bekleidet ist, wenn er einen Kaschmirschawl als Gürtel, einen andern über die Schulter anlegt, mit einem Oberkleid und einem Säbel, dessen Griff Diamanten zieren, so kann sein Costüm an Luxus, Pracht

und Eleganz mit den reichsten der Welt in die Schranken treten." *) So reich gekleidet und auf Schlachtrossen, deren Geschirr mit massivem Silber belegt ist, durchfliegen hie und da gleich einem Meteor junge Adelige die Straßen der Stadt, gefolgt von einem mehr oder weniger zahlreichen Geleite, das mit Hellebarden, Säbeln und und Luntenflinten bewaffnet, aber sonst beinahe nackt, einen nicht weniger malerischen Anblick gewährt. Wir trafen mehrere von diesen Dandys, aber sie wichen uns meistens weit aus; der Widerwillen der Pferde war dabei wenigstens ebensosehr im Spiel, als der der Herrn; die Thiere können ihren Schrecken bei Anblick eines Elephanten nicht überwinden, und gehen mehr rückwärts, als zur Seite.

Inzwischen läßt, gegen die Mitte der Stadt, die Oeffnung eines ungeheuren Thores in einer starken Mauer, die als Wachthaus dient, den terrassenförmigen Hof des Palastes von Chandoulal erblicken. Außen ist es dieselbe nackte und graue Mauer; nur die kleinen Thürmchen auf den Zinnen, welche den alten Wachthürmen auf den Feudalschlössern gleichen, geben diesem Gebäude ein ungewöhnlicheres Ansehen. Der Sohn des Ministers, Raja-Bala-Poursat, verließ den Balkon, auf dem er unsere Ankunft erwartet hatte, um den Residenten zu bewillkommnen; unsere Elephanten stellten sich im Hof in eine Linie und wir stiegen ab, um von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, die Wohnung des sonderbaren Mannes zu besehen, der als Herr über die schönste Perle, welche der Großmogol aus seiner Krone verloren hatte, gebietet.

Unter einem nicht sehr hohen Säulengang, getragen von kleinen hölzernen Säulen, die auf phantastische Weise bemalt und vergoldet sind, öffnen sich mehrere kleine Pforten. Der Sohn unseres Gastfreundes eilte dem Gesandten entgegen, nahm ihn nach orientalischer Etikette bei der Hand und ließ ihn zu der Thüre rechts

*) Oriental Annual.

eingehen. Das ganze Gefolge drängte ihm nach, wie die Heerde dem Leithammel folgt. Wir kletterten eine kleine sehr dunkle hölzerne Treppe, wo sich kaum zwei Menschen ausweichen können, hinauf, und gelangten zuerst in den Balkonsaal, wo wir den ganzen Plan des Gebäudes übersehen konnten. Das Haus von Chandoulal ist der genaue Typus aller Häusern von reichen Indiern, es besteht aus einem großen viereckigen Hof, welcher auf drei Seiten von zwei Etagen kleiner Gemächer umgeben ist, die sich alle anf eine bedeckte Gallerie öffnen. Diese wird von hölzernen, abscheulich bunten Pfeilern gestützt, während auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite sich zwei Salons befinden, der Diwan e am und der Diwan e khas, der öffentliche und der geheime Salon; ersterer sieht auf die äußeren Gärten, der zweite auf den innern Hof. Was das Ameublement betrifft, so findet man hie und da kostbare, aber geschmacklose Sachen, und dabei solches Gerümpel, daß man es in keinem noch so einfachen europäischen Hause dulden würde. Das Getäfel der Decke ist gemalt, aber daneben schließt keine Thüre und kein Fenster. Man baute hier lieber ein neues Haus, als daß man ein zerbrochenes Fenster machen ließe. Was zum wahren Wohlbehagen, zur Bequemlichkeit dient, ist gänzlich vernachläßigt; das Nöthigste fehlt, daneben aber muß man sich über den sonderbaren Ueberfluß wundern, der sich dann wiederum in einzelnen Fällen zeigt: ein Clavier, das niemand in ganz Hyderabad spielen kann; französische Pendeluhren, die nie aufgezogen werden; Kronleuchter in allen Zimmern, vor welchen man beim Gehen den Kopf in Acht nehmen muß; kleine, geschmacklose Rahmen mit kolorirten Kupferstichen, wie man sie in der schlechtesten Dorfschenke sieht; Lehnsessel von vergoldetem Gestell mit prächtigem Seidezeug, aber alle von Insekten zerfressen, und keiner je, als bei europäischen Besuchen gebraucht: überall Luxus und Armseligkeit. Mitten unter diesem Allem war der merkwürdigste Gegenstand aber doch gewiß der Sohn unseres Wirths, der uns hier in der Stadt die Ehre des

Empfangs erwies, während der Vater uns in seinem Landhaus erwartete. Raja=Bala=Poursat erscheint als die eingefleischte Gefräßigkeit: es ist ein Monstrum von Fettleibigkeit, dessen Körper sich schwer bewegt, dessen dumme Augen aber beständig auf seinen Gästen herumschweifen, während seine Kinnbacken unaufhörlich Betelblätter kauen, die mit Kalk und anderen Gewürzen zubereitet werden und welche er immer in einer Büchse bei sich führt. Seine Augen verrathen mit jedem Blick die unedlen Leidenschaften seiner Seele; man fühlt, er möchte schmeicheln, kriechen, euch zu Füßen fallen, es würde ihm keine Erniedrigung zu viel sein, um euch zu gefallen, aber zu seinem eigenen Aerger kann er nicht; ein unbezwingliches Mißvergnügen, ein heimlicher Haß beseelt ihn gegen alle Europäer, die unwillkührlich seine Nichtigkeit, seine thierische Sinnlichkeit, seine Laster, seine schamlosen Sitten aus jedem seiner Züge erkennen. Von allen Unterthanen des Nizam ist er der unfähigste, um seinen Vater einst zu ersetzen. Er machte auf uns Alle einen peinlichen Eindruck: es war Widerwillen und Abscheu, wie vor der Berührung eines Reptils: deßhalb bat der Resident bald nach orientalischer Sitte um den Rukhsat (die Erlaubniß zum Gehen), und wir bestiegen unsere Elephanten wieder, um durch den übrigen Theil der Stadt hindurch wieder auf das Land zu kommen.

Eine lange Vorstadt von sonderbaren Häusern, die am Zusammenstürzen sind und ohne Ordnung zerstreut stehen, deren Anblick aber durch die Bäume und blühenden Gesträuche, die sie umgeben, doch malerisch wirkt, führt zu einem kühlen Thal mit ungeheuern Reisfeldern. Grabhügel ziehen rechts und links einen schmalen Fußpfad über dieses grüne Meer; die Bäume, welche von nun an einzeln stehen, werden seltener; ein einziges dichtes Gehölze von dunklerer Farbe erhebt sich von Ferne hinter hohen Mauern; vergoldete Spitzen und Kugeln schimmern durch die Blätter: Es ist Baghaderi, die Villa von Chandoulal, eine ausgerissene Seite aus Tausend und eine Nacht; es ist ein Labyrinth von Kiosks, Gärten,

Springbrunnen und Wasserwerken; es ist ungefähr die große Allee von Versailles gegenüber der Orangerie, wenn ihr euch statt der Eichen und Buchen den Kokosbaum, die Cypresse, die Arekapalme, die Mimose, den Banianenbaum, mit all' ihrem Reichthum und ihrer Mannigfaltigkeit an Farben denkt. Man muß auch an die Stelle der großen grünen Grasplätze sich Blumenbeete aller Art vorstellen, wo man besonders Balsaminen, Geranium und am häufigsten weißen und rothen Mohn sieht. Sonst gibt es ungefähr die gleiche Anzahl Bassins, Springbrunnen u. s. w., aber viel ärmlicher. Das mittlere Kiosk, vorzugsweise das Rangmal, oder der tausendfarbige Pavillon genannt, war zu unserem Empfang bereitet. Es ist eine Art hölzerner Sennhütte, viereckig, aus einem Erdgeschoß und einer Belletage bestehend, in Form zweier Gallerien, die durch leichte, geschlängelt-kannelirte Säulen getragen werden; die des Erdgeschosses öffnet sich nach außen, die des ersten Stockes aber, auf einen geschlossenen Hof, wo sich die geheimnißvollen Zimmer des Zenanah (Harem) befinden.

Wie wir am Fuß der Treppe vor der Hauptfaçade von unsern Elephanten abstiegen, sahen wir zu unserem Empfang einen kleinen Alten, gebeugt und dem Anschein nach auf der höchsten Stufe der Altersschwäche, von zwei Dienern gestützt, uns entgegen kommen. Sein Turban war der eines Braminen von der Schreiberkaste, auch trug er die Braminenschnur am Hals. Seine Kleidung war äußerst einfach: ein Tunika (Unterkleid) von weißem Musselin, über der Brust mit Schnüren befestigt, türkische Beinkleider von karmoisinrother Seide, Strümpfe von weißer Seide ohne Pantoffeln oder Schuhe, (er hatte sie uns zu Ehren abgelegt) endlich ein sehr schöner Kaschmirschawl machten seine Kleidung aus. Der einzige Schmuck, der an ihm zu bemerken war, bestand in Ringen von hohem Werth, wobei ein ungeheurer Diamant, mit einem außerordentlichen Feuer, ein Rubin mit persischen Charakteren, und einige Smaragde besonders in das Auge fielen. Doch

zeigt er nicht immer diese Einfachheit: bei großen festlichen Gelegenheiten schmückt er sich oft mit Perlen, mit Steinen und Brillanten, deren Werth viele Millionen übersteigt.

Nachdem er mit dem Residenten den üblichen Gruß, der darin besteht, daß man sich verneigt und dreimal die Hand mit ausgestreckten Fingern vom Knie oder oft sogar vom Boden bis an die Stirn bewegt, gewechselt hatte, nahm Chandoulal, nach dem Salem-aleikum und den gewöhnlichen Höflichkeitsfragen, den Residenten bei der Hand und führte ihn in den Empfangssaal, welcher einige Stufen höher gelegen, eine Aussicht über den ganzen Garten gewährt. Wir hatten die Vorsicht gebraucht, jeder seinen Khetmatgar oder Kammerdiener voraus zuschicken; sie standen unter dem äußeren Säulengang auf ihrem Posten, um uns vor dem Eintritte unsere Stiefel oder Schuhe abzunehmen, welche anzubehalten hier ebenso unschicklich wäre, als wenn Jemand in Europa mit dem Hut auf dem Kopfe in einen Salon träte. Die Menge der Eingeborenen lief eben so neben uns her, entweder in seidenen Strümpfen oder nackten Fußes: dieser Gebrauch scheint nicht verwunderlich, sondern ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß die Orientalen auf ihrem Stubenboden liegen, ihn immer mit der Hand, öfters beim Gebet sogar mit der Stirn berühren. Deshalb ist dabei die größte Reinlichkeit eine wesentliche Hauptbedingung. Hier bestand dieses Bodentuch aus einem einfachen Zeuge, der über den ganzen Fußboden ging. Nachdem wir der Etikette gemäß uns so entschuht hatten, stiegen wir leichten Fußes die wenigen Treppen hinauf, die uns von der Estrade trennten, wo der Minister schon an der Seite des Residenten Platz genommen hatte; nachher gingen wir hinter einander vor ihm vorüber, machten unseren Gruß und setzten uns auf Lehnstühle, die rechts und links von ihm in einem Halbzirkel, dessen Mitte er bildete, standen. Jetzt zum erstenmal hatte ich die Muße, ihn genauer zu betrachten, und ich fand bald ein besonderes Vergnügen daran. Der Kopf von Chandoulal ist höchst charakteristisch.

Während er sich persisch mit dem Residenten unterhielt und mit besonderer Anmuth und Feinheit lächelte, durchliefen seine Augen die ganze Versammlung. Das waren Augen, die man nicht ausforschen kann; ihre schwarzen Augensterne strahlten Blitze, welche durch und durch drangen und eure geheimsten Gedanken bloß zu legen schienen: es war der Blick der Klapperschlange, wenn sie einen Vogel bezaubert; man konnte sich nicht abwenden. Er hatte keine Zähne mehr und seine dunkelrothe hervorstehende Unterlippe stach grell gegen seine beinahe weiße oder eigentlich goldgelbe Haut, so wie gegen seinen Schnurrbart ab, der, nach dem übrigen Bart zu urtheilen, eine künstlich schwarze Farbe hatte.

Sobald wir saßen, ließ man die Wasser in den Bassins spielen. Die Indier haben offenbar Ansprüche auf Kenntnisse in der Hydrostatik, aber der Effekt schien mir sehr mittelmäßig in Vergleichung mit dem, was man bei uns sieht; sie vermindern den Effekt des Ganzen, indem sie sich abmühen, tausend kleine Verbindungen zu erfinden, in denen sie ihr Wasser verschleudern; das Großartige verschwindet vor der Gefallsucht. Nach einer sehr langen Zwischenzeit, während welcher die Wasserkünste in unzähligen Evolutionen, wie bei uns die Theaterdekorationen, wechselten, erschienen Diener mit Halsketten von weißen Blumen (einer Art sehr wohlriechenden Jasmin), die sie jedem Gast umlegten, und nun wurden wir in den Festsaal geführt. Hier fanden wir wiederum unsere eigenen Bedienten, jeder hinter dem Stuhle seines Herrn, mit silbernen Bestecken, die wir selbst hatten mitbringen müssen, da dieses Geräthe in keinem indischen Haushalt, nicht einmal in einem Palast, zu treffen ist, weil Alle, Fürst wie Volk, mit den Fingern essen. Massen von Fleisch auf ungeheuren Platten bedeckten den Tisch, aber alles ohne Geschmack, ohne Ordnung, kalt wie Eis, da die Speisen schon seit einer Stunde aufgetragen waren. Die massiv silbernen Platten, die schönen Kandelaber stachen sonderbar ab gegen die kupfernen Leuchter, die auf denselben Tischen standen, und die

man bei uns nur in der Küche sieht. Ungeheure Spiegel bedeckten die Wände und hätten ohne die Unreinlichkeit und die trüben verwitterten Stellen einen prächtigen Anblick gewährt; man hätte sich eben so gut in den Deckeln, womit die Zwischenspeisen zugedeckt waren, abspiegeln können. Während des Essens sang ein Sängerchor unser Lob in nngemessenen Ausdrücken und in Tönen, welche unser Ohr zerrissen hätten, wenn wir nicht zum Glück durch den Lärm der Trommeln und anderer barbarischer Instrumente, die zu gleicher Zeit im Garten spielten, taub gemacht worden wären.

Der Rajah Chandoulal und einige andere Eingeborene saßen mit uns an der Tafel; aber die Mehrzahl der Indier rührte nichts von der Mahlzeit an, und begnügte sich in den Pausen der Musik mit den Gästen, welche indisch verstanden, zu sprechen, und ihr Hukah zu rauchen. Nur ein Theil des Festes war über allen Tadel erhaben: dieß waren die Weine nnd Liqueure, die hauptsächlich aus Bordeaux, Champagner, Xeres und Madeira nebst moussirendem Wasser bestanden. Ich fühlte mich als Europäer durch die Indelikatesse und die Gefräßigkeit erniedrigt, welche die englischen Offiziere jedes Ranges und jedes Alters zur Schau trugen; man stürzte auf die französischen Weine, namentlich auf den Champagner, mit einer Gier und Unmäßigkeit los, welche den so ernsthaften, nüchternen, von der Würde des Mannes so erfüllten Eingeborenen doppelt verächtlich erscheinen mußte. In Wahrheit, die Barbaren waren wieder einmal die Eroberer, die Nordländer. Der Resident hielt bald für zweckmäßig, diesem Trinkgelage ein Ende zu machen, ehe ein Theil seines Gefolges sich in thierischen Zustand versetzt fühlte. Er erhob sich und wir folgten ihm in einen neuen Salon, der im Erdgeschoß lag und gegen den innern Hof hinauslief. Dieser Salon heißt vorzugsweise Rangmahl (die gemalte Gallerie). Die Wände sind mit Malereien im Geschmack der Kartenfiguren bedeckt, und eben so brillant in Farbenschmuck; der Stoff der Gemälde ist indische Mythologie oder Bildnisse berühmter Bayaderen. In einem

anstoßenden Kabinet hatte man die eigenthümliche Idee gehabt, die Wände mit Mustern von Porzellain aller Art zu tapezieren, so daß ganze Teller, Tassen, Präsentirteller, Malereien von Sevres, Berlin und Birmingham in den Gyps eingelassen und inkrustirt, und so alle Felder ausgefüllt waren: der Anblick war höchst sonderbar, aber gefälliger als man sich denken sollte. Eine Menge von Lampen in farbigen Gläsern waren verschwenderisch, aber mit wenig Geschmack an den vielen Säulen, welche die Gallerien trugen, angebracht, und hingen an allen Balkonen des Hofes: über diesen Hof hatte man ein ungeheures Tuch als Dach gebreitet, so daß daraus ein sehr eleganter Saal wurde; und um die indische Baukunst so viel möglich hervor zu heben, hatte man in der Mitte dieses Raumes eine Art von Baum aufgestellt, der mit Lichtern überdeckt war und einem Feuer-Obelisken glich. Zahlreiche Gruppen von Indiern hatten sich in den Hof mit einer Zuversicht gedrängt, die den Beweis von der Gutmüthigkeit der orientalischen Machthaber liefert, einer Gutmüthigkeit, welche weder Grausamkeit noch Tyrannei ausschließt, sich aber im täglichen Verkehr geltend macht; sie ließen nur den brillant erleuchteten Saal frei, wo wir saßen und wo die „Natsches" vor sich gehen sollten. Hinter uns standen unsere Diener, alle voll Begierde nach dem Schauspiele. Uns Europäern wurde dieses bald langweilig; aber die Eingeborenen werden nicht müde, die Bewegungen der Tänzer anzusehen und können eine ganze Nacht mit beispielloser Geduld sitzen bleiben, die Augen immer mit einer gewissen Verzückung auf die Gruppen geheftet, die sich ohne Unterbrechung folgen.

Doch muß ich gestehen, daß diese Natsches sehr weit über jenen standen, die ich zu Nellore gesehen hatte. Die Gruppen, welche sich im Takte bewegen, bestehen hier aus sieben Personen: zwei allein tanzen, drei andere sind die Musikanten und bleiben rückwärts stehen, endlich stellt sich auf jede Seite ein Massalchi (Fackelträger) mit seiner Fackel, welche er, den Bewegungen der Tänzer folgend,

senkt und hebt. Diese Frauen bieten dem Auge sehr malerische, obgleich durch die weiten, faltigen Kleider etwas überladene Formen dar. Die Kleidung besteht in Beinkleidern von heller Seide, mit Borden und Silberstickereien besetzt, und so lang, daß sie nur beim Gehen die reichen Glöckchen-Ringe an den Knöcheln sehen lassen. Ihre großen Zehen sind mit Ringen bedeckt, eine breite, platte silberne Kette kreuzt sich auf der Fußbiege. Ueber den Beinkleidern tragen sie einen Rock von kostbarem Stoff, der wenigstens zwölfmal die Breite hat, mit breiten Borden von Gold oder Silber und mit dicken solchen Fransen; ein kleines Kamisol schließt die Brust ein, und verbirgt sich beinahe ganz unter einem ungeheuren Schleier, der nach mehreren Windungen vorn und hinten in breiten Enden herabfällt. Die Hände, die Arme und der Hals sind mit Kleinodien, meist von hohem Werth, bedeckt, und die Haare, mit silbernen Bändern umwunden, sind durch schön gearbeitete Nadeln befestigt. Der Rand des Ohres ist ganz herum mit einer Franse von vielen Ringen besetzt; der Nasenring hat einen Umfang wie etwa ein Zweifrankenstück und besteht aus dünnem Golddraht; eine Perle und zwei oder drei andere Juwelen hängen daran, und bewegen sich auf nicht sehr ansprechende Weise über dem Munde. Mit Ausnahme dieses undankbaren Schmuckes ist das Kostüm nicht nur reich, sondern auch von guter Wirkung. Die Tänzerinnen sind zugleich Musikantinnen; von einem Tamtam und zwei Arten von Guitarren begleitet, beginnen sie gewöhnlich ihren Gesang mit einem sehr hohen Ton, den sie so lang als möglich aushalten. Man könnte sagen, nur wenn sie müde sind, steigen sie zu klagenden, oft rührenden Weisen herab; dieß ist der einzige Moment, wo sie Europäern gefallen können. Den Tanz haben wir schon beschrieben, er ist noch weniger interessant als die Musik.

Die indischen Tänzerinnen sind keineswegs auf dieselbe Linie mit den europäischen Freudenmädchen zu stellen: „es ist nicht erhört, daß eine durch Unzucht ihr Brod verdiene; sie kommen, wenn man sie

ruft, um zu tanzen und zu singen, und wenn sie noch andere Talente zeigen, so geschieht es aus reiner Gunst. Ihr Benehmen ist meistens ungezwungen, anständig und anmuthig; sie kleiden sich mit vieler Dezenz in reiche Seidenstoffe, während die ehrbaren Frauen sehr unvollkommen mit gemeinen Lumpen verhüllt sind; sie tanzen, singen, sind fähig, einige Minuten zu plaudern, während jene durch die häusliche Sklaverei verdummt, vor keinem Manne den Mund aufzuthun wagen; diese Tänzerinnen scheinen nur eine edle und elegante Gefallsucht zu besitzen. Dieß ganze Verhältniß veredelt bis auf einen gewissen Punkt den Stand der Hetären, und sie erinnern vielfach an jene griechischen Muster." *) So ist man auch weit entfernt, sie wie in Europa zu verachten; eine gewisse Verehrung begleitet sich noch über das Grab, und ihre Mausoleen können sich mit denen von Kaiserinnen und Sultaninnen messen. Anstatt ihr Laster, wie bei uns, zur Schau zu tragen, scheinen sie die Blicke der Männer zu fliehen; kaum einen Augenblick sieht man sie an den Fenstern mancher Häuser, und auch nur die unterste Klasse gibt sich zu einer solchen Erniedrigung her; die andern lassen sich hinter einer durchsichtigen Bambusmatte, welche vor der Thüre ihrer Wohnung hängt, mehr errathen als sehen.

Ich merkte bald, daß außer der sich um uns drängenden Menge noch andere Zuschauer da waren, die, obgleich unsichtbar, doch nicht weniger Interesse an dem Schauspiel nahmen, und ihr Dasein durch Flüstern und unterdrücktes Lachen verriethen. Es waren die Frauen des Harems von Chandoulal und seinem Sohn, welche, hinter den hölzernen Gittern, die auf den Hof gingen und durch einen Glasvorhang verborgen, uns sehen konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Es schien, daß die Eitelkeit einer jungen Mutter die Erörterung der Frage herbeigeführt habe, ob es schicklich sei, die Kinder von den Sahiblog (europäischen Personen höheren Ranges)

---

*) Jacquemont.

bewundern zu lassen. Wirklich öffnete sich bald eine Thüre, und es erschienen zwei Dienerinnen und zwei Kinder. Eine Ayah oder Bonne trug einen Säugling auf den Armen: auf seinem kleinen Kopfe war eine Mütze mit blendendreichen Stickereien, und sein kleiner Körper war so viel möglich mit Schmuck beladen. Dann kam ein Khetmatgar mit einem fünfjährigen Mädchen an der Hand, die wörtlich mit Steinen zugedeckt war; ihre Ohren, ihre Arme, ihre Nase, ihre Knöchel waren so voll Edelsteinen, daß alle ihre Bewegungen dadurch gehemmt schienen. Ihre Gesichtsfarbe war nicht weiß, nicht schwarz, sondern eher ein durchsichtiges Goldgelb; die Augbraunen und der Rand der Augenlieder hatten einen Schatten von Surmah (eine Antimon-Bereitung), was ihren großen, schwarzen, länglichten Augen etwas Schmachtendes gab; die Spitzen der Finger waren mit Hennah-rosa gefärbt. Sie schien nicht die gewöhnliche Lebhaftigkeit eines Kindes von diesem Alter zu haben, machte keine Bewegung aus eigenem Antrieb, sondern blieb willig sitzen, ihre Augen mit einem ruhigen Lächeln und mit träumerischen Mienen auf die Fremden oder auf die Tänzer gerichtet.

Dem Tanze folgte ein prächtiges Feuerwerk, eine Art Schauspiel, in welchem die indischen Künstler unerreichbar sind: dieß sind wahre mit Feuer geschriebene Dramen, deren Entwicklungen Explosionen sind, die mit Sternenregen endigen, und deren Vorhang die Nacht ist. Diese Feuerwerke schließen sehr angenehm jede Abendgesellschaft. Im Augenblick des Abschieds trug man auf einer lakirten Platte kleine Flakons mit Sandelöl herbei, und theilte an jeden Gast ein paar davon aus, während ein andrer Diener unsere Kleider und Sacktücher mit Rosenessenz besprengte.

Es war Mitternacht vorüber, als wir unsere Elephanten bestiegen; wir durchzogen wieder die ganze Hauptstadt in tiefster Dunkelheit, nur unterbrochen durch den Wiederschein unserer Fackeln und hie und da durch die glänzende Beleuchtung einer Pagode, wobei man den Gesang der Bajaderen aus dem Lärm der barbarischen Instrumente

herausȟörte. Der indische Gottesdienst scheint überhaupt in einem schrecklichen Getöse zu bestehen, das die Braminen erregen, indem sie auf die Trommeln und Tamtams, die immer in den Pagoden aufgehängt sind, schlagen und in verschieden gestimmte Trompeten stoßen. Das Mißgetön geht über alle Vorstellung und alle Beschreibung. Die schrecklichste ihrer Trompeten ist gerade, beinahe cylindrisch, sieben Fuß lang und unten sehr erweitert; ihr Ton gleicht dem unsers ländlichen Dudelsacks, ist aber tausendmal stärker, als ob er Mauren umwerfen wollte. Selbst zu dieser vorgerückten Stunde, ja bis zum Tagesanbruch strömt die Menge in die Tempel, und Niemand will bloßer Zuschauer sein: jeder bemüht sich, so viel Lärm als möglich zu machen, und schlägt und bläst was er kann; sie scheinen ein Ergötzen zu empfinden, je abscheulicher das Mißgetön und der Lärm ist. Wir waren schon weit entfernt, als die durchdringenden und kläglichen Töne jener furchtbaren Instrumente immer noch uns verfolgten und unsere Ohren zerrissen. Ich erinnere mich, daß auf unserer Flucht in einer engen Straße die Leiter, die an der Seite unsers Elephanten befestigt war, an dem vorspringenden Balken eines kleinen Hauses hängen blieb, und daß der Elephant ohne sich darum zu kümmern, das ganze Dach des Hauses mitfortriß. Wir bemerkten eigentlich von der ganzen Sache nichts als das Nothgeschrei der Leute, die nun plötzlich sich unter freien Himmel versetzt sahen. Gegen zwei Uhr gelangten wir in die Vorstadt Chaderghat, wo der größte Theil der Gesellschaft in dem gastfreundlichen Hause der Herren Palmer ein Unterkommen fand.

Da ich nun an Chaderghat bin, will ich zugleich eine ganz eigene Gesellschaft beschreibeu, die nur hier an diesem kleinen Ort besteht, keiner andern auf der Welt gleicht, und bald zu den vorweltlichen Versteinerungen gezählt werden wird. Der Ton, der hier regiert, hat keine Aehnlichkeit mit dem zu Sekunderabad noch dem zu Bolarum: er ist nicht die ausschließlich militärische Richtigkeit

des ersten, noch der sorglose, anmuthige und raffinirte Sybaritismus des letztern. Diese Gesellschaft von dreißig Personen repräsentirt zwei ganz verschiedene Schattirungen: in den geräumigen Sälen der Residentschaft und in den eleganten Wohnungen der Gesandtschaftsattaches findet man die hochtrabenden, kalten und abgeschliffenen Manieren, die leise Unterhaltung, die Gewohnheiten und den Ton eines europäischen Hofes: es ist Wien oder Berlin. In den gewölbten, mit Schnitzwerk und Arabesken verzierten Gallerien des Palmer'schen Hauses ist auch ein Hof, aber ein orientalischer; hier ist die Würde des Mongolen, die Feinheit des Persers, die Gastfreundlichkeit des Arabers, kurz, es ist die ganze orientalische Leutseligkeit. An der Spitze der Tafel, wo beständig zwanzig Gedecke auf zufällige Gäste warten, sitzt der Chef dieses berühmten Hauses, ein Kopf, durch die Mulattenfarbe erniedrigt, aber durch Genie geadelt. Ebenso schwarz wie der Diener hinter seinem Lehnstuhl, häßlich, leidend und elend, raucht er ruhig seinen Tschibuk, während sein Auge Papiere in persischer oder indischer Sprache durchläuft, die neben seinem Frühstück liegen, das er kaum berührt. Zwei liebenswürdige Nichten, deren nur leicht schattirte Stirne anzeigt, daß bei der zweiten Generation das europäische Blut die Oberhand behielt, machen an seiner Seite die Honneurs der Tafel. Während diese die englische Gesellschaft, die Auswahl der drei Kantonnirungen, unterhalten, empfängt Herr Wilhelm Palmer wie ein Fürst die ehrerbietigen Grüße des höchsten Adels der Stadt. Der weise Pundit, der fromme Mollah, der stolze Amir beugen sich alle achtungsvoll vor diesem altersschwachen Mann, dessen Abstammung ihren Vorurtheilen wie den unsrigen ein Greuel ist.

Die Herren Palmer dienten lange Zeit als Unterhändler zwischen der englischen Regierung und der des Nizam; sie waren die treuen Diener beider; sie waren die Rothschilde von Dekan. In allen kritischen Lagen kamen ihre ehrlich erworbenen Geldmittel den Schützenden wie dem Beschützten zu Hülfe. Was war der Dank dafür?

der, den man von der Welt immer zu erwarten hat: beide Regierungen sind übereingekommen, jene Schätze zu plündern. In den politischen und finanziellen Wirren nud Verlegenheiten der Zeit vou 1816 bis 1820 forderten die Engländer den vertragsmäßigen Beistand des Nizam gegen die Pindaris und Mahratten; der Minister kontrahirte bei dem Hause Palmer ein Anlehen von 60 Lac Rupien (15 Millionen Frs.), die zum Sold und zur Ausrüstung neuer Truppen dienten, und die Wagschale des damals noch unentschiedenen Kampfes zu Gunsten der Kompagnie niederdrückten. Als die Gefahr vorüber war, verweigerte die Kompagnie die Bürgschaft für das Anlehen und jede Beihülfe, um die Regierung des Nizam zur Anerkennung der Schuld zu vermögen: der Nizam und sein Minister schützten Zahlungsunfähigkeit vor und — die Herren Palmer waren um ihr Geld betrogen und ruinirt, hauptsächlich durch Unredlichkeit der Kompagnie. Es bleibt ihnen nur eine lebenslängliche Pension durch die Gnade von Chandoulal, von dessen Laune auch die Größe und regelmäßige Bezahlung derselben abhängt; es bleibt ihnen ihr tadelloser Name und Ruf: die Achtung und Verehrung der Weißen und Eingebornen wird ihnen bis ins Grab folgen.

Was übrigens das innere Leben dieser Herren anbetrifft, so ist es ein offener, ungeheuchelter Epikurismus. Doch ist dieß nicht sowohl ihr eigener Fehler, als vielmehr ihr Unglück, es ist die unglückliche Folge ihrer geächteten Abstammung. Deisten durch die philosophische Erziehung, die sie in Europa bekommen hatten, gewöhnt an den freien Ton der höchsten Bildung, in deren Mitte sie ihre erste Jugend verlebten, die Unmöglichkeit, sich europäische Frauen von dem Stande zu verschaffen, wo sie allein hätten ihrer würdige bekommen können, alles führte sie zu der einfachen und reinen orientalischen Sinnlichkeit hin. Beide haben daher ihren Zennanah oder Harem, voll von Frauen aller Altersstufen, nach ihren eigenthümlichen Konfessionsvorschriften verehlicht, die, nacheinander begünstigt, später Nachfolgerinnen bekamen, aber immer mit Rücksicht und

Freigebigkeit behandelt wurden. Aus diesen Verbindungen entstand eine wahrhaft priamische Nachkommenschaft, und ich sah bei Herrn W. Palmer Kinder von jedem Alter und von allen Schattirungen. Bis jetzt hält sich diese Familie noch gegen das fatale Vorurtheil, das sie ächtet, sie behauptet noch ihre Stellung in der Gesellschaft; aber wehe ihr, wenn sie ihr Haupt verliert; er allein kann jener ungünstigen Meinung die Spitze bieten, ihr durch seinen Geist, seine Bildung, seine liberalen und unabhängigen Gesinnungen, seinen langen wohlerworbenen Ruf, das Andenken an seine unbegränzte Freigebigkeit, an die unbeschränkte Gastfreundschaft imponiren, die er in den Tagen seines Reichthums übte, und die ihm den Namen „Fürst der Kaufleute" zu Hyderabad verschaffte, wie sein Bruder (von dem gleichen Vater, aber einer europäischen Mutter) zu Kalkutta denselben schon zuvor erworben hatte. Aber er ist schon alt, gebrechlich, durch Klima, die orientalischeu Sitten und Sorgen aufgerieben; seine Lage wird immer schwankender. *) Er kann den Gedanken nicht fassen, daß er arm ist: er kann den Anregungen seines großmüthigen Herzens nicht widerstehen: so dringt, während er die Armen um sich her unterstützt, das Unglück und Elend in sein eigenes Haus. Seine prächtigen Gärten sind beinahe verlassen; in ihren symmetrischen Feldern wächst Unkraut, andere sind ganz ausgerottet; die alten Bäume fallen und werden nicht ersetzt; die Bassins sind ohne Wasser, in den zierlichen Bau-

---

*) In dem Augenblicke, wo der Druck des Buches beginnt, erfahren wir, daß Chandoulal, durch die allgemeine Erschöpfung der Staatsquellen erschreckt, seine Entlassung genommen hat. Die Pension der Familie Palmer ist somit gefallen, und diese befindet sich in der schrecklichsten Entblößung, da die Kompagnie, die sie hat berauben lassen und von dem Raube ihr reiches Theil gezogen hat, ihr auch das geringste Almosen verweigert. Dieß ist nicht selten die Dankbarkeit der englischen Regierung für fremde Dienste und fremde Treue.

ten von weißem Marmor, womit diese Gärten geschmückt sind, findet man nur Unreinlichkeit; das Haus selbst zerfällt, und wird kaum so lange dauern als sein alter Gebieter. Als ich das letztemal, am Ende des Jahres 1839, und im Begriff, Indien für immer zu verlassen, durchkam, mußte ich vor den Cypressen des früher so fröhlichen, nun so traurigen Aufenthaltes mir seufzend den horazischen Vers wiederholen:

Eheu! Posthume, quas colis arborum
Nulla praeter invisas cupressus
Brevem Dominum sequetur.

Armer Palmer, es wird nichts von dir übrig bleiben, als deine Cypressen; und diese Engländer, die du so freigebig an deiner Tafel bewirthetest, werden deine Güte reichlich durch Beleidigung und Verachtung deiner Kinder, denen sie jede Stelle in der Gesellschaft und in der Welt abschneiden, vergelten. Dieß ist die Liebe, dieß das Mitgefühl des civilisirten Europa gegen seine schwarzen Brüder auf beiden Seiten des Oceans. Gerne gebraucht man sie zu unzüchtigen Umarmungen, aber sogleich darnach wirft man sie mit Abscheu weg und verleugnet die Früchte seines Ehebruchs. Dieselbe Gesinnung, welche die „Halfcastes" (Mulatten) in Indien ächtet, läßt sie in Amerika schlachten.

Eilftes Kapitel.

Das Ramlila-Fest. — Die Gesellschaft von Sekunderabad. — Bider; Aurungabad; Ellore.

Ein Tag nach dem andern verstrich: ich hatte meine Studien mit Eifer fortgesetzt und das Ourdu, das heißt eine Art lingua franca, das man gewöhnlich hindoustani nennt, war mir so

geläufig geworden, daß ich schon über Alles, was um mich her vorging, Rechenschaft geben konnte. Der Oktober kam herbei und mit ihm die Festzeit, welche jedes Jahr die ganze, dem Bramakult zugehörige Bevölkerung in Bewegung setzt. Dieses Fest, das ich als höchst charakteristisch in Beziehung auf die Sitten und Gebräuche des Landes nicht mit Stillschweigen übergehen könnte, bezieht sich auf eine Episode der indischen Mythologie, auf die sechste und berühmteste Inkarnation von Wischnu, deren Tradition ich hier kurz angeben will. Wischnu sah sich, aus welcher Ursache weiß ich nicht, von Naada, dem Sohne des Brama, gezwungen, auf die Erde herabzusteigen und Menschengestalt anzunehmen: er wurde nun unter dem Namen Rama von der Frau des Königs von Siam geboren. Fünfzehn Jahre alt, verließ er das elterliche Haus mit seiner Gemahlin Seeta und ihrem Bruder Lukman, ging über den Ganges und predigte in ganz Hindostan die Lehre der Seelenwanderung. Im Lauf seiner Reisen fand Ravana oder Ravanou, damals König von Ceylon, Gelegenheit, ihm seine Frau Seeta zu entführen, und nur nach einem langen Kampf und nach einer Belagerung, die ganz im entstellt-homerischen Ton erzählt wird, gelang es ihm, besonders durch den Beistand eines Affenheeres, das unter Anführung eines berühmten Affenkönigs, Namens Hanouman, mitkämpfte, seine Gattin wieder zu bekommen.

Die Ceremonien des Ramlila-Festes sind nichts als eine theatralische Darstellung dieser Mythe; und diese Gelegenheit wird mit Eifer ergriffen, da alle Asiaten eine wahrhaft kindische Vorliebe für solche Schauspiele haben. Insofern überall die gleiche Vorstellung ist, so genügt es, wenn ich diejenige, welche ich zu Hyderabad gesehen habe, beschreibe, um meinen Lesern einen deutlichen Begriff davon zu geben.

Die Vorbereitungen dauern mehrere Wochen, während welcher die Sepoyen ohne aufzuhören in der großen Ebene, die zwischen

Alwall und Bolarum liegt, an Errichtung einer Festung arbeiten, die von Rama und Lukman belagert werden soll.

Gegen den 1. des Monats sieht man in diesem Umkreis mehrere kolossale Götzenbilder nebst dazu gehörigen andern Figuren, z. B. Pferden und Elephanten ꝛc. sich erheben, die aus Thonerde und Stroh gemacht und hohl sind, damit man sie mit Pulver füllen kann. Die Ebene wird nun der Schauplatz eines kleinen Krieges, der mehrere Tage mit unaufhörlichen Explosionen von Petarden, mit dem schrecklichen Getön der schon oben erwähnten Trompeten, Tamtams, Naobuts, die weder Tag noch Nacht eine Pause machen, fortdauert. Jeden Abend gegen Sonnenuntergang kommt irgend eine neue Gottheit, auf ungeheuren Wagen von der ganzen Hindubevölkerung der drei Kantonnirungen gezogen, an, um das eine oder andere Heer zu verstärken. Der Lärm vergrößert sich immer mehr, bis endlich Ravanou selbst (in Gestalt eines ungeheuren Riesen von dreißig oder vierzig Fuß Größe) erscheint, ebenso wie die andern Gottheiten gearbeitet, aber im Innern ein ganzes kunstreiches Feuerwerk enthaltend. Ich weiß nicht, wie viel Köpfe die Mythologie diesem Monstrum eigentlich zuschreibt; ich habe gewöhnlich acht oder neun gesehen und zwar, was nur die menschliche Einbildungskraft und Technik scheußliches ausdenken und ausarbeiten kann. So versieht ihn auch der Künstler mit einer beliebigen Anzahl von Armen und Händen, wovon jede irgend eine schreckliche und phantastische Waffe hält. Wüthende Anfälle werden von Rama und Lukman gemacht, aber immer zurückgeschlagen, bis am letzten Tag des Festes, wo die zwei Schwäger unter dem Beistand des Hanouman und seines Affenheeres die Festung nahmen. Dieses Heer, von einigen Hundert immer scheußlicheren Masken dargestellt, trägt Schwänze, macht Luftsprünge, heult, miaut, bellt, kreischt wie tausend Teufel. Auch sie werden mehreremal zurückgewiesen, endlich aber entscheidet sich der Tag für sie. Beim stärksten Gewehrfeuer ergreift die Flamme auch den Hauptriesen Ravanou, der mit einem fürchterlichen Krachen

in die Luft springt. Dieß ist ungefähr das Programm des Stückes, welches jedes Jahr gleichförmig aufgeführt wird. Man macht sich keinen Begriff von dieser Menschenmasse, welche dazu von überall herbeiströmt, namentlich aber am letzten Tag und in der letzten Nacht, vom 8. bis 9. October, der dann mit einem wahrhaft majestätischen Feuerwerk endigt.

Mit einer meiner Schwestern, die dem Schauspiel beiwohnen wollte, bestieg ich einen Elephanten. Dort an Ort und Stelle glaubte man ein ungeheures Lager von Zigeunern zu sehen. So weit das Auge reicht, sieht man nur Zelte, Wimpel und Wagen aller Art, Menschengruppen von allen Farben und Kostümen, mit Waffen aus allen Zeiten, Lanzen, Schilden, Panzerhemden, Luntenflinten, Donnerbüchsen. Alle diese Menschen rennen, gestikuliren, lachen, rauchen, singen und schreien. Es ist ein wogendes Meer von Menschen- und Thier-Köpfen. Wir konnten nur mit äußerster Mühe und sehr langsam vorwärts kommen, und manchmal hob der Elephant einen, den er hätte nothwendig erdrücken müssen, sachte mit seinem Rüssel aus dem Wege.

Die Sonne war längst untergegangen als wir an dem Platze ankamen, der den Europäern für den Anblick des letzten Aktes aufbewahrt worden war. Ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer hatte schon begonnen und dauerte noch einige Stunden, indem es sich immer verstärkte. Die Arme des Ravanou, seine Pferde, seine Elephanten sprangen nach und nach zur großen Befriedigung der Menge in die Luft; endlich kam die lange, ungeduldig erwartete Katastrophe, die Krone des Festes: eine außerordentliche Anzahl von dem schönsten Kunstfeuerwerk sprüht plötzlich aus dem riesenmäßigen Körper; seine Köpfe, Arme, Waffen werden mit Krachen nach allen Richtungen hingeschleudert, und in dem dicken Rauche, der alles verhüllt und in dem die Festung selbst verschwindet, unterscheidet man endlich nur die schrecklichen Göttergestalten, welche durch die Dunkelheit und den trüben Schein, der sie umgibt, ein noch grauenvolleres

Ansehen bekommen: es ist eine von den Scenen, die ungemein lebhaft die Einbildungskraft anregen, nie aus dem Gedächtniß entschwinden, aber auch unmöglich genügend beschrieben werden können.

Den andern Tag wird Seeta, von einem jungen, etwa achtjährigen Mädchen dargestellt, im Triumph herumgeführt, während sie in einem herrlichen Palankin neben ihrem Gatten sitzt. Die armen kleinen Kreaturen haben eine der ermüdendsten Rollen; es fehlt wenig, daß sie nicht in den Staub- und Rauchwolken ersticken, die sie in diesen Tagen einathmen müssen.

Das indische Jahr hat nicht dieselbe, durch die Temperatur bedingte Abtheilung, wie das in unserem nordischen Klima. Man kann dort eigentlich nur von drei Jahreszeiten reden: die heiße Jahreszeit, vom 1. Februar bis zum 15. Juni; die Regenzeit bis zum 1. Oktober, und endlich der Winter vom 1. Oktober bis zum 1. Februar. Diese letzte Jahreszeit ist in der Breite von Hyderabad äußerst lieblich. Die Nächte sind oft recht frisch und von einem leichten Reif begleitet. Man kann dann den ganzen Tag, höchstens Mittags 2 Uhr ausgenommen, ausgehen; daher kommt es, daß man zu dieser Zeit am meisten Bewegung im gesellschaftlichen Leben bemerkt, am meisten Visite macht, so daß dieß die Jahreszeit der Vergnügungen genannt werden könnte; aber die Mode bindet sich in Indien hiebei an keine Regel. Das, was man gewöhnlich Vergnügungen nennt, nämlich Bälle, Gesellschaften, Essen, hängt hier von ganz zufälligen Umständen ab, die in gar keiner Verbindung mit der Jahreszeit stehen: wie die Ankunft, Abreise oder der Durchmarsch eines Regiments; eine neue Zufuhr junger, heirathsfähiger Engländerinnen, die man sobald als möglich, ehe sie ihre Frische verloren haben, an Mann zu bringen sucht, und solche Veranlassungen mehr.

Natürlich war ich bei allen Einladungen, die meine Freunde zu Bolarum für die Gesellschaften in Sekunderabad erhielten, mit einbegriffen. Doch, gestehe ich, hatten diese Einladungen, mochte

es zu einem Ball, Essen oder zu einer Abendunterhaltung sein, nur wenig Reiz für mich. Die Engländer haben keine Anlage zum gesellschaftlichen Leben: sie sparen ihren Geist, ihre guten Eigenschaften, für ihr home, für ihr Zuhausesein. Es hat die ganze sanfte Wärme des Kamins nöthig, um die Eisrinde, mit der sie sich in der Welt umgeben, zu schmelzen: dort findet man sie ohne Zweifel gut und liebenswürdig; in ihrem Arbeitszimmer, die Feder in der Hand, können sie rühren und unterhalten, aber in der Gesellschaft plaudern können sie nicht. Nie lassen sie sich in Gegenwart eines Fremden gehen, höchstens nach Tisch bei der Flasche; aber dieß sind dann meistens die hohlen Köpfe, bei denen nichts zu finden ist. Sie sind immer durch den Riegel der englischen Lebensweise, die Mode, die Furcht, gegen das „Fashionable" zu fehlen, die unzähligen geschlossenen Cirkel gebunden. Wenn ihr mit einem Engländer plaudert, lest ihr immer auf seinem Gesicht, daß er noch einen Gedanken im Hinterhalt hat, den er nicht sagen will: und dieß ist bestimmt sein bester, tiefster, geistreichster Gedanke; diesen spart er auf für seinen Freund, seine Frau, seine Geliebte, oder nur für sich selbst, sehr selten aber erweist er damit der Gesellschaft die Ehre. Die Achtung, die schmeichelhafte Auszeichnung, welche man in Frankreich dem persönlichen Verdienst, sei es nun in welcher Hülle es wolle, erzeigt, beweist, daß man es mehr schätzt. In einer englischen Gesellschaft dagegen werden Geist und Witz fast wie eine Ungezogenheit, wenigstens wie eine eitle Einbildung angesehen, und sehen sich selten ermuthigt. Auf jeden Fall dürfen sie sich nur unter einem Rock von feinem Tuch und unter tadelloser Wäsche zeigen. „Jungen Leuten," sagt Jacquemont, „zeigen wir Wohlwollen, wenn sie bescheiden sind. Die jungen Engländer haben dieß nicht nöthig, denn sie haben den Vorrang vor den Alten; sie werden, es ist wahr, früher Mann als bei uns; sie werden es ohne Prüfungs-, ohne Lehrzeit: daher die ungefällige Steifheit so vieler unter ihnen: anstatt sich dem liebenswürdigen Frohsinn ihrer Jugend hinzugeben,

suchen sie ein männliches und ernstes Wesen anzunehmen: es ist nichts Natürliches in ihnen, sie spielen immer eine Rolle und zwar eine sehr schale und sehr unliebenswürdige." Nach jedem großen Essen beklagte sich jeder der Gäste, mit denen ich sprach, über die Langeweile und das kalte Benehmen der Gesellschaft, während er selbst sein gutes Theil dazu beigetragen hatte, und gewiß das nächstemal durch die affektirte Zurückhaltung, die Keiner zuerst aufgeben will, wieder beitrug.

Was die Frauen betrifft, mit denen man ißt oder plaudert, so geht nichts über die entweder einfältige oder lästersüchtige Unterhaltung, zu der man bei ihnen verurtheilt ist. Nicht, daß es ihnen an Geist und Fähigkeit fehlte, sie sind im Gegentheil häufig besser unterrichtet, als unsere Frauen; aber es ist wiederum diese verdammte Mode, die sie nöthigt, sich uns durch ein Prisma, das sie häßlich macht, sehen zu lassen.

Eine englische Dame, welche auch nur die Fähigkeit zeigte, mit einem Manne von Verdienst über ernste Gegenstände zu plaudern, würde für gelehrt, für einen „Blaustrumpf" gelten: der größte Schimpf, den man ihr anthun kann. Will man ein wenig ernsthaft über Politik oder Literatur mit ihr reden, so scheint sie beleidigt; aber sie wird sich ihrer ganzen Redseligkeit überlassen und kaum aufhören können, wenn es sich von der Nahrung, der Entwöhnung und ärztlichen Behandlung der Kinder handelt, oder noch mehr, wenn der gute Name der Nachbarinnen durchzuhecheln ist. Die Stellung der jungen Mädchen ist noch übler. Sie haben nur zwischen zwei Rollen zu wählen. Entweder affektiren sie eine unmögliche, unglaubliche Unschuld (um so unbegreiflicher, da sie von Jugend auf die ganze Bibel in den Händen haben), oder sie benehmen sich so neckisch, so ungeregelt als möglich. Die Einen zeigen bei allem ein einfältiges Erstaunen, und haben nur die einzige Antwort: oh dear me! (Ei wahrhaftig ?!); die anderen stellen sich mitten unter die Männergesellschaft, und ergießen sich in lautem Wortschwall und

übelanstehendem, schallendem Gelächter. Beide Extreme können einen vernünftigen Mann nur schnell verscheuchen, denn die Prüderie der Einen ist einfältig, und die Aufdringlichkeit der Andern ist gefährlich, so wie man nicht bei Zeiten sich zurückzieht.

Es ist ein wahrhaft tragikomisches Schauspiel, wenn man die Laufbahn einer jungen Engländerin in Indien von Anfang bis Ende betrachtet. Sie vegetirt in England ohne Heirathsgut, ohne bedeutende Familienverbindung und ohne besondere Schönheit, also ohne Aussicht auf Versorgung; glücklicherweise erinnert man sich, daß sie in Madras oder Kalkutta eine Tante oder sonstige Verwandte, oder auch nur eine entfernte Freundin der Familie hat, welche sie für einige Zeit aufzunehmen geneigt ist; von der Erziehungsanstalt weg wird sie voll Gesundheit, Hoffnung und Frohsinn eingeschifft, um die Entdeckungsreise nach einem Ehegemahl zu unternehmen. In Wahrheit ist es nicht schwer, einen zu finden, sie wird nur eine schwierige Wahl haben, alt oder jung, einen Offizier oder Civilisten, einen Adeligen oder einen Emporkömmling, einen alten General mit seinen periodischen Gallenanfällen und seinem pergamentnen Gesicht, das, von der Sonne ganz ausgedörrt, in zehn Jahren nie transpirirt, oder einen jungen Fähndrich mit weißrothem Antlitz, der sie mit den Augen verzehrt, während er große Schweißtropfen von der Stirne wischt. Kaum ist sie ans Land gestiegen, so wird sie nach der ersten Woche schon mit Heirathsanträgen bestürmt.

Das arme junge Mädchen wird so von all' den Schmeicheleien, mit denen man ihr Ohr umlagert, betäubt, daß ihr der Kopf, schon vorher keiner der stärksten, völlig schwindelt. Sie glaubt bald, daß sie in Wahrheit alle die Vollkommenheiten besitze, mit welchen man sie ausschmückt, und man sagt ihr so oft, sie sei ein Engel, daß sie endlich nicht weiß, was für Ansprüche sie nur, im Fall einer Zusage, machen will. Ihre Tante predigt ihr jeden Morgen und jeden Abend, daß sie sich nicht heruntergeben soll mit einem zu tanzen, der nicht ein Civilist vom ersten Range oder ein Oberoffizier mit

großem Sold ist, damit sie von ihrem Zukünftigen jene drei, als für eine glückliche Ehe in Indien nothwendig erachtete Zubehörniße fordern könne: das massiv-silberne Theezeug, den Palankin mit seinen Trägern für Ausflüge den Tag über, und ein Kabriolet für den Abend. So läßt man sie aus Uebermuth einige Monate lang Partien ausschlagen, die wirklich sehr vortheilhaft wären, und an welche sie in England nicht hätte im Schlafe denken dürfen, während sie sich außer Athem tanzt, um in ihrem Netz irgend einen alten Nabob mit spindeldürren Beinen, der keinen Blutstropfen mehr in seiner Mumie hat, und dessen Geist seit zwanzig Jahren nur mit seinen Rupien beschäftigt ist, zu fangen.

Dieses Scharmützel mit dem ausgetrockneten Herzen, oft mit zwei oder drei auf einmal, kann ein Jahr oder achtzehn Monate währen. Dann geschieht entweder das Eine oder das Andere: entweder gelingt es ihr, ihn zu fangen.... um es alsbald zu bereuen, mit einem Liebhaber durchzugehen und sich scheiden zu lassen; oder sie merkt, daß der alte Stockfisch zwar gerne mit dem Köder spielt, ohne aber in den Angel beißen zu wollen. Unterdessen jedoch wird die liebenswürdige Mathilde täglich gelber, gallichter, interessanter; sie spürt von Zeit zu Zeit ein Stechen in der Seite, welches andeutet, daß ihre Leber angegriffen ist, und ihre Freunde, besorgt um ihre Gesundheit, rathen ihr, einen Luftwechsel ins Innere des Landes, zum Beispiel eine Reise nach Hyderabad zu machen, deren Hauptzweck aber ist, daß sie einen neuen Markt für ihre Waare suchen soll. Die Engländer haben ein gemeines, aber kräftiges und wahres Sprüchwort, um auszudrücken, daß die heirathsfähigen Mädchen sich nicht halten, und wenn sie nicht bald heimgeholt werden, als verlegene Waare zu betrachten sind.

Ferner sind die guten Partien außer der Hauptstadt sehr rar; alle Oberoffiziere, die man im Innern des Landes trifft, sind meist schon verheirathet; die junge Miß muß also zu einem Kapitän herabsteigen; aber selbst diese sind nicht immer zu haben; man fängt

an zu erfahren, daß sie nicht mehr ganz frisch ist, und sie nimmt zuletzt, in einem Moment der Verzweiflung, irgend einen armen Subalternoffizier, welcher, unglücklich in seinem Avancement, seit zwanzig Jahren Lieutenant, von Schulden gepeinigt und mit Krankheit behaftet, ohne Hoffnung, sein Vaterland je wieder zu sehen, wenigstens einige Glücksmomente genießen will, und deßhalb eine Frau nimmt: aber anstatt dessen hat er nur eine Last mehr, und beide machen eine schlechte Spekulation. Sie ist nicht, wie bei uns, eine thätige und kluge Hausfrau, welche die Schulden abbezahlen, und in Geduld das bescheidene Haus des ehelichen Glückes und eines mäßigen Vermögens auferbauen hilft.

Auch hier wiederum tritt die Mode (the fashion) als böser Dämon dazwischen, um ihr Wesen zu verderben. Es ist nicht anständig und schicklich, daß eine junge europäische Frau sich persönlich um die Einzelnheiten der Haushaltung kümmert, und selbst die Rechnungen führt; ihre Aufgabe und Rolle ist nur, die Kinder einzuwickeln und Visiten zu empfangen, so daß ihr Mann einen Diener mehr, einen eingeborenen Hausmeister annehmen muß, der ihn betrügt und bestiehlt. Seine Frau, dem Beispiel ihrer Freundinnen und ihrer eigenen Gefallsucht folgend, stürzt ihn immer tiefer in Schulden; und wenn endlich die Stunde des Avancements schlägt, hat er keinen Vortheil mehr davon, sondern nur seine Gläubiger, und er bleibt zeitlebens in Elend versunken.

Und doch, wenn beide klug wären, wenn sie beide übereinstimmend sich der abscheulichen Herrschaft der Mode entzögen, könnte dieses militärische Nomadenleben in Indien recht angenehm und poetisch seyn; aber die englische Kälte und Prosa läßt es nur sonderbar und originell werden. Die Engländer rühmen beständig ihren Comfort: aber diese Bequemlichkeit, diese Art Luxus ist ihnen zu einer Lebensnothwendigkeit geworden; sie sind die Sklaven ihrer Gewohnheit. Nie bequemt man sich nach Ort und Zeit, oder macht diesen zu lieb eine Ausnahme: selbst auf der Reise lassen die Frauen

kein Band an ihrem Putz nach. Anderes Klima, veränderte Vermögensumstände, nichts bestimmt einen Engländer, seine einmal angefangene Lebensweise zu ändern. Er wird fortleben, wie er begonnen hat, und sich lieber durch Schulden ganz zu Grunde richten, als gestehen, daß er arm ist, und ärmlich leben.

Um auf den Winter zurückzukommen: wenn Sie, meine lieben Leser, so wenig Geschmack an den Bällen und Abendgesellschaften, wo jeder sich in seine Vertheidigungslinie zurückzieht, wie ich finden, wenn Sie Künstler, Alterthumsfreund oder Jagdliebhaber sind, so wollen wir miteinander einen Ausflug in das nördliche Dekan machen; in den Theil von Hyderabad, der, eine wahre Oase in der Wüste, sich vom Jaulnah längs der Gränzen von Kandeish bis nach Aurungabad und Ellura (Ellore) ausdehnt. Wer diese zauberischen Gegenden nicht gesehen hat, für den ist freilich jede Beschreibung davon frostig und kann ihm keine genügende Idee geben. Ich setze voraus, daß man die Reise nur in den lieblichen Monaten November, Dezember und Januar unternimmt: dann durchschneidet man einen unermeßlichen Landstrich voll der reichsten Erndten, wo Gerste, Mais, Tabak, das anmuthige Zuckerrohr, an Ueberfluß wetteifern. Hie und da kündigt ein Getreidefeld ein milderes Klima an; auch der Weinstock zieht hier seine Ranken über den begünstigten Boden und gibt eine fleischige und schmackhafte Frucht, die den Trauben von Malaga ähnelt, aber in zu geringer Menge vorkommt, um Wein davon zu machen. Dieser ist durch einen anderen, aber nicht so unschuldigen Sorgenbrecher ersetzt, der euch glänzend und blendend in die Augen fällt: es ist der Mohn, dessen weißes und purpurrothes Gewand sich über die reichen Hügel hindehnt; die langen Stengel bedecken die Felder und wogen bei jedem Lüftchen wie die Wellen des Meeres. Endlich hat die Hand des Schöpfers auf derselben Fläche Bambus, wilde Dattel- und Feigen-Bäume gepflanzt, die jeden Schritt ein wunderschönes Bild darstellen.

Wir sprechen nicht von dem ersten Theil des Wegs, der nur

eine verzweiflungsvolle Einförmigkeit bietet; diesen durcheilen wir schnell mit unsern Pferden. Nach fünftägigem Marsch, ungefähr fünfundzwanzig Meilen von Hyderabad, treffen wir die Stadt Bider, die nach dem Eindringen der Mahomedaner in Indien Sitz einer afghanischen Dynastie in Dekan wurde, welche Dynastie den Namen Bhamenie trug, nach dem Stifter Allah-Ouddin-Houssein-Kourgah-Bhamenie, welcher sich im Jahr 1347 hier niederließ. Diese Dynastie herrschte in Bider bis Aurungzeb, am Ende des 17ten Jahrhunderts, als die Mongolen die Eroberung Indiens vollendeten. Nizam-oul-Mouluk nahm im Jahr 1717 festen Besitz von diesem Gebiet, welches seitdem zu den Domänen des Nizam von Hyderabad gehört. Die Stadt hat ungefähr zwei Meilen im Umfang, ist auf einem Hügel erbaut, und muß früher sehr fest gewesen sein, als sie noch von einem tiefen, in Felsen gehauenen Graben umringt, und durch hohe Mauern und Thürme mit Zinnen vertheidigt war. Jetzt liegt alles dieß in Trümmern. Bider hat einen Namen in der Fabrikation von Waaren, welche aus Kupfer und Zink bestehen und übersilbert sind; sie führt eine ungeheure Menge davon nach allen andern Theilen Indiens aus. Der Maler wird hier in den prächtigen Grabmälern einen schönen Stoff für seinen Pinsel finden. Es ist eine allgemeine Beobachtung in Indien, daß kein Gebäude, für Lebende bestimmt, sich in massiver Größe, Ausführung der Einzelheiten und Reichthum des Stoffes mit den Wohnungen der Todten messen kann. Die Form dieser Mausoleen ist überall die gleiche: es ist eine rechtwinkliche Gallerie auf einer Plattform, wohin man auf einer breiten Treppe von Granit gelangt, und terrassenförmig bedeckt durch ein Geländer und einen Kranz, die reich mit Stuckaturarbeiten von Chenam verziert sind. Dieser Stoff, aus gepulverten Muschelschalen bereitet, wetteifert an Härte, Politur und blendender Weiße mit dem parischen Marmor. Jene Gallerie wird von gewölbten Arkaden getragen, und umgibt einen viereckigen Saal, den eine ungeheure, beinahe sphärische Kuppel mit sehr kleiner, ver-

goldeter Spitze bedeckt. Mitten in diesem Saal, der nur durch die Eingangsthüre einiges Licht empfängt, erhebt sich, einen Fuß vom Boden, ein sehr einfacher Sarkophag von schwarzem Marmor, auf welchem eine Reliefschrift in arabischen Buchstaben mit pompösen und metaphorischen Ausdrücken die Tugenden des Verstorbenen rühmt. Tausende von Waldtauben, die hier in den Einschnitten der Arabesken und in den Zwischenräumen des Geländers ihre Nester haben, lassen ihren lauten Flug in diesen düstern Bogen hören, und vermehren noch durch ihre kläglichen Töne den melancholischen Eindruck des Ortes.

Von Bider bis zu dem heiligen Ufer des Godavery dehnen sich wellenförmige Steppen, das wahre Eldorado für den Jäger, aus. Hier, mitten in dieser üppigen Vegetation, weiden unzählige Heerden von Damwild, Hirschen, Wildschweinen; hier springt die Antilope, erhebt der Florikan und die Trappe ihren schwerfälligen Flug, begrüßen Millionen von Wachteln, Rebhühner, besonders die köstlichen farbigen Rebhühner, den Tag. Ganze Schwärme von Kriech-Enten, Enten, wilden Gänsen, Reihern, Seeraben lassen sich auf den Teichen nieder; jeder Sumpf, jedes Reisfeld wimmelt von Schnepfen. Wenn ihr dem schattigen Rande eines Waldbaches (Nullah) folgt, läßt sich durch die blühenden Zweige, die über eurem Kopfe schweben, ein rauschender Flug hören; es ist ein Pfau mit seinem glanzvollen Gefieder, der euch die Nähe eines nicht weniger schönen, aber gefährlicheren Wildes anzeigt, und euch räth, eine Kugel in den Lauf der Flinte zu laden. Wirklich werdet ihr in dem Sande des Waldbaches die sehr deutliche, vielleicht noch ganz frische, tiefe Fährte des Königs der Wüste finden. Es ist ein sonderbares, aber unfehlbares Zusammentreffen, daß immer, wo der Pfau sich findet, auch der Tiger nicht weit ist. Sie lieben ohne Zweifel dieselben Oertlichkeiten, und das dichte Gebüsch, welches dem Vogel behagt, dient seinem schrecklichen Nachbar zum Schlupf-

winkel, wo er seinem Opfer bis zum tödtlichen Sprung verborgen bleibt.

Verweilt euch ein wenig an dem lieblichen Ufer des Godavery, es ist der Fluß der Liebesmythen: bald werdet ihr junge Mädchen kommen sehen, mit Blumen in einem großen Bananenblatte, das sie sachte auf das Wasser legen und im Fortströmen mit den Augen verfolgen. Sie knüpfen eine abergläubische Furcht oder Hoffnung an das Schicksal ihres Opfers. Wenn die kleine Barke, welche das Zeichen ihrer Liebe trägt, in wenigen Augenblicken untergeht, so entfernen sie sich mit Thränen in den Augen; wenn sie aber, so weit das Auge reicht, oben bleibt, gehen sie leichten Fußes und Herzens zum mütterlichen Herd zurück. Wie lieblich und zierlich sind die indischen Mädchen! Die heilige Schrift beschreibt uns, wie die Frauen jeden Abend an den gemeinschaftlichen Brunnen gehen, um dort Wasser zu schöpfen; die patriarchalische Sitte besteht noch im ganzen Orient, besonders aber mitten im Lande; und wie oft habe ich, am Abend eines brennenden Tages auf den Stufen des Wasserbehälters sitzend, die fliehenden Stunden vergessen, während ich die schlanken und zierlichen Formen, die wie gegossen schöne Büste, von welcher das Doupettah, die antike Kleidung, welche über die linke Schulter fallend nur die eine Hälfte euch verhüllt, während sie die schlanke Taille und die runden Lenden umschließt. Wahrlich, die junge Indierin in ihrem einfachen und unverfänglichen Kostüm, wie der Vogel in seinen Federn, hat unsere Salondamen um ihre prächtige und künstliche Toilette nicht zu beneiden.

Wenn man so ruhig von Etape zu Etape der Jagd obliegt, braucht man einen Monat nach Jaulnah, wo die leichte Division der englischen Hülfsarmee von Hyderabad ihre Kantonnirung hat. Diese Division wird immer als im Felde stehend betrachtet, und ganz auf dem Kriegsfuße gehalten. Die Zelte, die Kameele, alle Transportmittel sind vollständig und immer bei der Hand: man ist

jeden Augenblick zum Aufbruch bereit. Die Linien des Lagers sind in geringer Entfernung von der alten befestigten Stadt Jaulnapour, von der sie nur durch einen kleinen Fluß getrennt werden, angelegt. Diese Stadt wurde, sammt ihrem etwa vier Quadratmeilen umfassenden Gebiet, im Jahr 1803 von den Mahratten an die Engländer abgetreten. Sehr in Verlegenheit über diese Erwerbung, welche an den Gränzen der wilden Bheels-Stämme liegt, überließen die Engländer dieselbe an den Nizam gegen andere Abtretungen, wobei sie ihren Vortheil wohl zu wahren verstanden. Doch blieb es ebenso nothwendig, ein kleines Truppenkorps an diesem Ort aufzustellen, um jenen Wespenschwarm in seinem Neste zurückzuhalten. Die ganze Bevölkerung der Bheels nährt sich vom Diebstahl, wie von einem Gewerbe; es ist ihr Handwerk und sie verstehen es vortrefflich. Um ihr Land ohne Gefahr zu durchreisen, ist es das klügste, sich eine Eskorte von den Räubern selbst auszubitten. Indem man so eine kleine Abgabe von seinem Eigenthum bezahlt, ist man sicher, denn sie halten ihre Verbindlichkeiten treulich; sonst aber wird keine Schildwache und kein Wächter irgend einer Art ausreichen, und die angestrengteste Wachsamkeit hilft gegen ihre Geschicklichkeit nichts. Sogar in einem Zelt wird man sicher bestohlen, und die Diebe finden immer Mittel, unbemerkt dort einzudringen. „Sie kriechen in den Gräben, in den Furchen der „Felder, ahmen hundert verschiedene Stimmen nach, verdecken durch „den Schrei eines Schakals eine ungeschickte Bewegung, die Lärm „verursacht hätte, und ein anderer ahmt in einiger Entfernung das „Kläffen eines Thieres nach. Sie stören den Schlaf durch ihr „Geräusch, das sie absichtlich machen, und wissen ihrem Körper „jede Stellung und Lage zu geben, die ihrem Zweck dienlich ist. *)"

Sie werden Euch, ohne euren Schlaf zu unterbrechen, sogar das Tuch stehlen, in welches eingehüllt ihr euch niedergelegt habt:

---

*) Jacquemont.

dieß ist kein Scherz, sondern eine oft erprobte Wahrheit. Die Bewegungen eines Bheel sind die einer Schlange: schlaft ihr in eurem Zelt, mit einem Diener an jedem Eingang, so kauert sich der Dieb außen in einem Winkel nieder, wo man ihn nicht bemerkt, wo er aber das Athemholeu eines Jeden vernehmen kann. Sobald der Europäer eingeschlafen ist, ist er seiner Sache sicher; der Asiate wird nicht lange dem Drange des Schlafes widerstehen. Ist der Augenblick zur Ausführung gekommen, so macht er an dem Ort, wo er sich befindet, einen vertikalen Schnitt in das Zelttuch, und dieses genügt ihm, einzudringen. Er schleicht wie ein Gespenst, ohne nur ein Sandkörnchen zu bewegen. Sein Körper ist ganz nackt und eingeölt; ein Dolch hängt an seinem Halse. Er kauert sich an eurem Bette nieder, und faltet das Tuch in sehr kleine Falten, ganz nahe am Körper, damit es den kleinsten Raum einnähme. Dieß gethan, geht er auf die andere Seite und kitzelt den Schläfer, der wie in einer magnetischen Betäubung liegt, leicht, so daß er sich instinktmäßig zurückzieht und endlich sich umkehrt, während das zusammengefaltete Tuch hinter ihm bleibt. Wenn jener aber erwacht, und den Dieb ergreifen will, so faßt er einen glitschenden, glatten Körper an, der ihm wie ein Aal entwischt; sollte er ihn aber doch zu fassen bekommen, dann wehe ihm, der Dolch durchstößt sein Herz, er liegt in seinem Blute und der Mörder verschwindet. Um diese unbändige Menschenraçe zu zähmen haben die Engländer keine Mühe und kein Opfer gescheut; sie nehmen einen Theil dieser Diebe in Sold, geben ihnen Offiziere, die unter ihnen leben, ihr Zutrauen und ihre Liebe zu erwerben suchen, um sie so zu einem geregelten Leben zu führen und einige Ordnung im Lande zu erhalten. Aber die Civilisation ist nur die Frucht einer langen Zeit, und die Resultate, die man bis jetzt erzielt hat, schreiten langsam vorwärts, kosten viel, und sind noch sehr wenig bemerkbar.

Ohne uns in diese wilden Gegenden zu wagen, wenden wir

uns links nach Aurungabad: Aurungabad der stolzen, einst so blühenden Stadt. Durch Aurungzeb gegründet, der ihr auch seinen Namen gab, verdunkelte es einige Zeit lang die Kaiserstadt Delhi, und war während der letzten Jahre des Eroberers die Hauptstadt seines ungeheuren Reiches. Aber ach! Die Verödung und Raubsucht einer antinationalen Regierung beschleunigen mehr als die Unbilden der Zeit ihren Untergang. Die Bevölkerung von Aurungabad belief sich im Jahr 1832 höchstens auf sechzigtausend Seelen, und vermindert sich jedes Jahr; die prächtigen Paläste und die edeln Gärten dieser Königsstadt der Mongolen zerfallen in Staub, und machen traurigen Heiden Platz. Selbst das prächtige Grabmonument, von Aurungzeb dem Andenken seiner Tochter nach dem Muster von Tajmahl erbaut, unterliegt dem allgemeinen Schicksal. Eines der marmornen Minarete wankt schon in seinem Grund; noch etliche Jahre, und die Hyäne, der Schakal, alle diese häßlichen Thiere, welche in den benachbarten Bergen hausen, werden ihr wildes Geheul unter den Cypressen dieses Mausoleums erschallen lassen. Unter andern bewundernswürdigen Werken unterscheidet man den Palast des Gründers der Stadt und die allerliebste Moschee des Schach Sahib Tukeah. Es ist ganz dieselbe Bauart, wie ich sie schon beschrieben habe, und ich will mich deßhalb nicht dabei aufhalten; aber in den herrlichen Azur des Himmels eingerahmt, von der prächtigen Sonne Indiens bestrahlt, läßt diese köstliche maurische Architektur die geraden Linien der griechischen Baukunst kalt erscheinen.

Aurungabad ist eine Kantonnirung der Armee des Nizam, und die Offiziere sind durch ihre Gastfreundlichkeit bekannt: eine Tugend, die in dieser Station so oft auf die Probe gestellt wird, da sie auf der Heerstraße zwischen den Hauptstädten Kalkutta, Bombay, Madras und Hyderabad liegt und sich also die Reisenden hier in raschem Fluge folgen.

Man bekommt hier auch unter andern Zugvögeln Abenteurer

zu sehen, wie sie in der ersten Zeit der englischen Eroberungen häufig waren, jetzt aber schon im Süden Indiens seltener werden, da der Zug der Eroberung sich nach Norden gewendet hat. Diese Leute arbeiten für ihre eigene Rechnung oder für die der Regierung; es sind Menschen, die oft Jahre lang kein europäisches Gesicht erblicken, denen der lange Aufenthalt unter den Bheels und andern wilden Stämmen an den Ufern des Tapty, Nerbudda, Mahamuddy oder Indus in ihrem Aeußern einen solchen Anstrich von Wildheit gegeben hat, wie es die Sitten ihrer Lebensgefährten sind. Man bemerkt hie und da ein solches Individuum, das einen mehrere Jahre ungeschornen Bart und eine Kleidung trägt, die nur noch wenige Spuren der europäischen Tracht an sich hat, deren Gesichtsfarbe durch das Klima gänzlich verändert ist, und deren Auge das Feuer dieser Himmelsstrich in sich eingesogen zu haben scheint. Nach dem dichten Schnurrbarte, der die obere Lippe bedeckt, nach dem ruhigen, aber strengen und finstern Ausdruck, der seine Züge charakterisirt, zu urtheilen, hat man Mühe, ihn für einen Engländer zu erkennen; er hat mehr etwas von einem Spanier oder Araber. Seine gewöhnlich kahle Stirne ist breit und stolz, die dichten Locken seiner Haare sind leicht gebleicht; man liest auf seiner Stirne die drei wesentlichen, zu seiner Aufgabe unentbehrlichen Eigenschaften: Unternehmungsgeist, Kühnheit, politische Klugheit. Es ist etwas ungemein Anziehendes in der Betrachtung eines solchen Lebens. Es erwacht in unserer Seele ein heroisches Gefühl, eine Empfindung von Eifersucht und Bedauern, nicht auch an irgend einer Episode dieses Nomadenlebens unsern Antheil gehabt zu haben, nicht auch auf eine an Erinnerungen so reiche Laufbahn zurückblicken zu können; welche großartige, mannigfaltige und schreckliche Scenen muß er vor Augen gehabt haben! Welche genaue und tiefe Einsicht in das menschliche Herz muß ein solcher Mann erwerben! Wie viel Gefahren, abenteuerliche Katastrophen und Jammer muß er durchleben! Dann fragt man sich unwillkürlich,

wie mag ein solcher Lebenslauf endigen! Mit Belohnung, mit dem Dank seines Vaterlandes, oder mit dem Märtyrertod? Wie schrecklich ist vielleicht sein Ende! Wird er je das niedrige Dach seiner väterlichen Wohnung wiedersehen, oder unterliegt er fern von den Seinigen dem Dolche und dem Gift? Dieß sind die Schanzgräber der englischen Größe. Ein Pottinger, ein Stoddart, ein Konolly, ein Alexander Burnes! Es sind die neuen Kolombe, Entdecker neuer Welttheile, welche der Industrie neue Wege, dem Handel ihres Vaterlandes einen neuen Markt öffnen; Werkzeuge, die eine geschickte und freigebige Regierung immer hervorbringt, wenn man ihrer Vaterlandsliebe die zwei Siegespalmen, Ruhm und Gold, am Ziele der Laufbahn zeigt.

Etwas weiter entfernt, aber gerade in derselben Richtung zeigt sich die berühmte Festung Dowlutabad (Ort des Reichthums), ohne Zweifel so benannt, weil ès den Herrschern als Geldkiste diente, um hier den Raub des Landes in Sicherheit zu bringen; diese Festung auf einem Berggipfel, mitten in der Ebene erbaut, gleicht einem Bienenkorb von fünfhundert Fuß Höhe. Denke man sich einen vollkommenen Kegel, dessen untere Abhänge so abschüssig sind, daß sie eine erste unangreifbare Mauer von achthundert Fuß senkrechter Höhe bilden. Eine Zugbrücke, welche über den Graben führt, erschließt die einzige künstliche Oeffnung dieser Böschung: es ist dieß der Eingang zu einer in Granit gehauenen Gallerie, wo nur ein Mann nach dem andern mit gebücktem Körpor vorwärts schreiten kann. Diese Gallerie durchschneidet dann einen Waffenplatz oder ein gewölbtes Wachhaus, das nur durch Fackeln beleuchtet wird. Von hier aus steigt der Weg wiederum ungefähr 700 hundert Fuß, um in ein zweites Gemach zu führen, wo der einzige Zugang von der Festung her eine Fallthüre in dem Gewölbe ist, das die Decke bildet; diese Fallthüre ist durch ein eisernes Gitter verschlossen, und so eingerichtet, daß man im Fall der Noth einen Scheiterhaufen darüber anzünden kann, für den die Zugluft in der Gallerie als Blasbalg

dienet, und der den Belagerern, wann sie bis dorthin sollten vorgedrungen sein, den längern Aufenthalt daselbst unmöglich macht. Wenn man endlich diesen unterirdischen Gang verlassen und das Tageslicht erreicht, so bleibt noch, ehe man die den Gipfel krönende Citadelle erreicht, eine lange, schmale Treppe übrig, die von Kreuzfeuer bestrichen wird, und mühsam zwischen den in den Felsen gehauenen Schluchten, die der Besatzung das Wasser liefern, hinaufzieht. Eine solche Festung sollte uneinnehmbar sein, und doch hat sie schon oft, beinahe ohne einen Schuß zu thun, ihre Herren gewechselt. Es ist merkwürdig in der Geschichte Indiens, daß gerade die ärmlichsten Erdwälle es sind, z. B. Arkot und Bhurtpour, welche die schönsten Belagerungen ausgehalten haben. Der Nizam, der nie den Muth hätte, sich nach Dowlutabad zu werfen und dort sein Banner aufzustecken, hält sehr viel auf seine Festung. Dennoch zählt die Besatzung kaum hundert Mann, und der Platz ist gänzlich unbewaffnet. Die einzige Kanone, die sich daselbst befindet, ist ein ungeheures Stück noch von Aurungzeb her, heut zu Tage aber ganz oxidirt und beschädigt; doch werden außerordentliche Fabeln von ihr erzählt. Man behauptet unter Anderm, daß man aus ihr eine steinerne oder eiserne Kugel nach Aurungabad, ungefähr drei Stunden weit, habe schießen können. Mittelst eines Houkum, oder Einlaßpasses von Seite des Ministers, den wir dem Kommandanten oder Kelladar einhändigten, empfing er uns mit einer Menge von Salams (Begrüßungen), und überreichte uns bei unserm Weggehen einen Korb der delikatesten Trauben, die ich je gekostet habe; ein eigenthümliches Erzeugniß dieses Ortes, das nach allen Theilen Indiens, mehr als hundert Meilen weit, verschickt wird.

Endlich das letzte Sehenswürdige, der eigentliche Zweck der Reise, sind die unterirdischen Tempel von Ellore. Eine gepflasterte Straße, die von Aurungabad aus mehrere Meilen weit einen stark ansteigenden Abhang hinaufgeht, öffnet sich

auf ein Plateau, wo man das Dorf Rozah gerade in senkrechter Linie über den berühmten Höhlen findet, die mit Recht als eines der merkwürdigsten Wunderwerke der Welt betrachtet werden. Wenn aber auch die Reise noch so sehr eilt, muß man doch im Vorbeigehen einen Blick auf das Grabmal von Aurungzeb zu Rozah werfen. Eine ganz einfache Marmorplatte, bei der einige Fakire abwechslungsweise beten, ist das Ganze, was heute noch das Andenken dieses Eroberers von Indien, der so viele Paläste erbaut und Reiche zertrümmert hat, in ehrendem Andenken erhält. Wenige Schritte davon schiebt sich der Bungalo, in welchem der Reisende weilt, ganz auf den Rand des Abhanges hinaus, dessen Seiten ausgehöhlt sind, und die ungeheuren Ebenen von Kandeish dehnen sich vom Fuß des Säulenganges an bis zu der entferntsten Gränze des Horizontes.

Nun sind wir im Angesichte dieser Riesenschöpfungen, welche so viele Federn vergebens zu beschreiben versucht haben, und die man kaum als ein Werk der menschlichen Hand und des menschlichen Geistes zu betrachten wagt, so klein erscheint derselbe neben diesem seinem Werk. „Das Erstaunen von Bruce, sagt der englische Rei„sende Seeley, wie er zum erstenmale die Quellen des Nils vor „Augen hatte, kann nicht lebhafter und stärker gewesen sein, als „das meinige war, wie ich mich plötzlich in den Tempeln von El„lore fand. Ich stürzte mich auf einmal mit allen Kräften meiner „Seele in die erhabenen Wunder dieser unsterblichen Werke; aber „es ist durchaus unmöglich die Gefühle der Bewunderung und des „Staunens zu beschreiben, denen man beim ersten Anblicke beinahe „erliegt. Das Auge ist geblendet, das Gehirn verwirrt, der Ver„stand wirbelt. So wunderbar ist die erstaunenswerthe Mannig„faltigkeit der interessanten Gegenstände, die auf einmal von allen „Seiten sich darbieten, daß der erste Eindruck eine anfangs pein„liche Mischung von Schauder, Staunen und Freude ist, und man „lange Zeit nöthig hat, bis die Empfindungen ruhig genug sind,

„um mit aufmerksamer Fassung die uns umgebenden Wunder zu betrachten.“ Die Ruhe, die Todtenstille, welche da herrscht, die Einsamkeit der umherliegenden Ebenen, die romantische Schönheit der Landschaft, der Berg selbst, auf allen Seiten durchbrochen, Alles trägt dazu bei, dem Reisenden ganz neue Gefühle einzuflößen, durchaus verschieden von denen, die man bei der Betrachtung der prächtigsten Gebäude, mitten in dem Gewühle der Menschen gelegen, empfindet. Alles an diesem Orte reizt zur Betrachtung, jeder Gegenstand führt unsere Seele zu einer längst vergangenen Zeit und zu mächtigen Völkern zurück, die den höchsten Gipfel der Civilisation erreicht haben müssen, als die Eingebornen von Europa noch im rohen Zustand der Natur in ihren Wäldern, Sümpfen und Wüsten lebten.

Denke man sich das Erstaunen, das uns wie ein Blitzstrahl überfällt, wenn wir plötzlich im Schooß der Erde selbst, am Ausgange einer tiefen Höhle, einen kolossalen Tempel bemerken, der in den lebendigen Felsen, stolz auf seinem eigenen Boden ruhend und bis zum Himmel aufsteigend, eingehauen ist, von dem Berg, der ihn geboren, abgetrennt durch einen Vorplatz oder ein Vieleck, das auf jeder Seite zweihundert und fünfzig Fuß lang und hundert und fünfzig Fuß breit ist. Der so getrennte Felsblock hat nicht weniger als fünfhundert Fuß Umfang und erhebt sich in einem Stück hundert Fuß von seiner Grundfläche in die Höhe, mit einer Länge von hundert fünf und vierzig und einer Breite von zwei und sechszig Fuß. Daneben sind seine Einzelnheiten ebenso bewunderungswürdig als seine Masse: die unzähligen Skulpturen von Menschen- und Thiergestalten, die Friese, die Säulen, die beinahe in der Luft hängenden Kapellen, die ungeheuren Säle mit glänzend polirten Wänden, Alles athmet den feinsten Geschmack, und unbegreiflich! nichts fehlt hier trotz der zerstörenden Hand der Zeit und der Menschen; die Treppen bis auf die obern Gallerien, die Thore, die Fenster, die Bogengänge, alles findet sich und alles ist vollkommen.

Nicht aber in einem einzigen Meisterwerk hat sich das Genie des Bild-

ners erschöpft: drei Reihen von unterirdischen Gallerien durchziehen noch den Granitsaum, welcher den oben beschriebenen Vorplatz umgibt, durchdringen den Felsen zwei Stunden Weges lang und eröffnen ein ganzes Pantheon der indischen Götterwelt. In der Mitte dieses Hofes, vor der einfachen Gallerie, bilden zwei und vierzig gigantische Figuren der indischen Mythologie gleichsam eine Ehrenwache, hier ruht der Tempel des Koylas majestätisch auf seiner ewigen unzerstörbaren Grundmauer, ein Felsen, der in einer Zeit Leben empfing, zu welcher die Geschichte nicht hinaufreicht, und der keine andere Reliquie des Alterthums gleichkommt.

Zwölftes Kapitel.

Die heiße Jahreszeit; die Regenzeit. — Religiöse Feste; das Dourgah-Poujah; das Mohorrumfest.

Nachdem wir eine oder zwei Wochen damit hingebracht haben, auf den Riesenfußtapfen jener Urzeit uns zu ergehen, müssen wir eilen, umzukehren. Die Sonne ist nicht mehr die wohlthuende Gottheit; Apollo, der Vertilger, herrscht jetzt. Suchen wir so schnell als möglich ein Unterkommen vor dem unversöhnlichen Himmel unter dem milden Schatten von Bolarum, unter seinen Banianen, Cypressen, und besonders am Fuß seiner anmuthigen Kassuarinas, deren vom Winde bewegte, leichte Blätter klagende Laute, lind wie das Murmeln der Meereswellen am seichten Strande, von sich geben. Aber das verzehrende Element wird uns bald auch in dieses Asyl nachfolgen. Es kommen nun drei Monate, wo das Leben eine Last ist, wo das Studiren keinen Reiz, wo der Müssigang keine Träume hat, wo die Unterhaltung eine Anstrengung und die Einsamkeit unerträglich ist. Man möchte sagen, die Welt brenne und glühe.

Man hat nur einen Instinkt, ein selbstsüchtiges Verlangen, sich und seine Person vor dem allgemeinen Brande der Natur zu retten. Es ist ein allgemeines: „Rette sich, wer kann;" man liebt weder sein Buch mehr, noch seine Freunde, noch seine Frau, man würde vielleicht keinen Schritt aus dem Hause wagen, um sein eigenes Kind zu retten. Die Empfindung ist immer, als ob alles Blut sich in den Kopf drängen wollte; die vernünftigsten Leute lassen sich nur zum Vergnügen, nicht weil sie krank sind, Blutegel an den Kopf setzen; es ist wie ein Gelüsten bei einer schwangern Frau, dem sie nicht widerstehen können. Das Athemholen ist kurz und keuchend. Wenn man morgens erwacht, fühlt man eine allgemeine Müdigkeit und Schlaffheit: die Glieder, namentlich die Lenden, erliegen beinahe unter dem Gewicht des Körpers. Vor Allem fühlt man das Bedürfniß, diesem Lichtmeere sich zu entziehen, das die Augen blendet und das Gehirn aufzehrt; von nun an ist man zu einer vollkommenen Dunkelheit verdammt: die Häuser der Europäer öffnen sich nur Nachts, sobald die Sonne erscheint, wird Alles festgeschlossen. Vor jedes Fenster, das gegen den Wind sieht, vor jede Thüre, wo man einen Luftzug machen kann, spannt man eine Tattie, eine Art sehr grober, sehr offener Strohmatte, aus der Wurzel des Vetyver bereitet, welche auf leichten Bambusrahmen gespannt ist, die ganz genau auf die Oeffnung passen. Auf allen Seiten stehen große irdene Gefäße, welche der Behihti oder Wasserträger unaufhörlich aus seinem, am nächsten Brunnen, gefüllten Schlauch vollgießt. Zwei bis drei Bearers (Träger) oder Boyhis, nackt bis auf das Langouti, schwarz und glänzend wie Schmelz, triefend von Schweiß und Wasser, begießen von Zeit zu Zeit die Tatties auswendig. Die durch jenes Gewebe in die Zimmer strömende Luft dünstet das von den Wurzeln träufelnde Wasser aus, kühlt sich dadurch bedeutend ab, und bringt mit der frischen Kühle zugleich den angenehmen Duft des Vetyver in das Zimmer.

Jeder läßt den ganzen Tag mit der so zugeführten frischen

Luft über seinem Haupt einen Windzug durch das Punkah, die ungeheure, an der Zimmerdecke befestigte Windfuchtel, machen. „Dieser Wind kommt dem Schweiß zuvor oder nimmt ihn sogleich beim Entstehen; er mildert sich oft bis zu einem kaum fühlbaren Zephyr; wenn ihr mit Lesen oder Schreiben beschäftigt seid, setzt ihr vielleicht einige Zeit eure Arbeit fort, bis ihr erschöpft, die Stirn voll Schweiß, mit einem unangenehmen Gefühl von Schwäche euer Buch oder eure Feder weglegt: ihr seht euch um, der Punkah ist unbeweglich, der Bahi hält noch die bewegende Schnur in der Hand (sie ist daran festgebunden), aber er liegt zusammengekauert am Boden und ist eingeschlafen, während euer Körper glüht. Ein kräftiger Ruf weckt ihn, er erhebt sich und zieht das Punkah mit aller Macht an . . . . . ihr fühlt euch erleichtert und erfrischt." *)

Es ist wie ein heftiger Anfall und darauffolgendes Wohlbefinden im Wechselfieber. Man schläft Nachts bei offenen Fenstern, beinahe nackt, über, nicht unter dem Decktuche; aber der gasene Schleier, der euer Bett gegen die Muskitos schützt, hemmt die Gewalt des Luftzuges, welcher euer Zimmer durchweht.

Es gibt so ruhige Nächte, daß nicht ein Blatt des Jasmins, der sich um eure Fenster rankt, an seinem Stengel zittert, daß der Bettschleier in steifen unbeweglichen Falten um euch fällt, wie wenn er eine gemeißelte Grabverzierung wäre; Nächte von solch ängstlicher Beklemmung des Athems, daß die Luft den Lungen auszugehen scheint. Um dann einige Augenblicke Ruhe zu genießen, muß der Punkah auch die Nacht über euren nackten Körper anfächeln; zu diesem Zweck geht die bewegende Schnur durch den Vorhaug in ein benachbartes Zimmer, wo ein Diener wachen muß, damit sein Herr schlafen könne. Diese erstickende Ruhe ist der Gipfel und das Ende der heißen Zeit; sie ist gewöhnlich der Vorläufer des Regens. Ferner Donner läßt sich schon von Zeit zu Zeit hören, die Sonne geht in

---

*) Jacquemont.

einem Saum von Wolken unter, und Blitze erleuchten jeden Abend den Horizont. Mit Ende Mai erscheinen die ersten Gewitter, kurz, aber von ungemeiner Heftigkeit. Der Regen fällt während einer halben Stunde in Strömen; von Tag zu Tag verlängert sich seine Dauer und gegen die Mitte Junius herrscht er ausschließlich; wenn es nicht regnet, so ist doch der Himmel mit einem dichten und drohenden Wolkenvorhang bedeckt.

Es regnet manchmal, besonders im Juli, dreißig und vierzig Stunden in Einemfort, und zwar nicht in feinen, unzusammenhängenden Strichen, wie bei uns, sondern meistens geradlinig, parallel, oft wie ein breiter Wasserfall, der mit Wuth auf die Erde niederfällt.

Die ärmlichen Lehmhütten der unglücklichen Eingeborenen erweichen unter dieser Wasserlawine; die Dächer stürzen ein und begraben die Bewohner, oder diese gehen, allen Unbilden der Witterung preisgegeben, elend zu Grunde. Dieß ist die Zeit eines unsäglichen Elends, das nicht einmal die Reichen und die Eroberer verschont; die abscheulichsten Reptilien, in ihren Nestern überschwemmt, kommen auf die Oberfläche der Erde und suchen in den Wohnungen der Menschen Schutz und Obdach. Mannigfache Arten von Schlangen, Tausendfüßen, Skorpionen kommen die Treppen herauf und dringen in alle Zimmer. Es ist unmöglich, Nachts ohne Licht einen Schritt in seinem Zimmer zu thun, ohne sich einem vielleicht tödtlichen Biß auszusetzen. Alles rührt man mit Mißtrauen an: in einem Stiefel oder im Aermel eines Kleides ist vielleicht der mörderische Stachel verborgen, der euch verwundet. Dieß ist eine Zeit der Unruhe und der unsaubern Berührungen; aber sie dauert zum Glück nicht lange: der Mousson neigt sich schon mit dem Monat August zu Ende, und erlischt in den ersten Tagen des Septembers. Die fünf folgenden Monate sind köstlich und machen alles Vergangene vergessen: schon die bloße Existenz ist ein Glück, so frisch ist die Luft und so schön die Natur.

Nach diesen schönen Tagen kommt die Frühlings-Festzeit, wo der arme Hindu alle seine Leiden in dem Eifer vergißt, mit dem er sich seinem Aberglauben und seinem Vergnügen überläßt. Das merkwürdigste und außerordentlichste dieser Feste ist das Dourgah-Poujah, zu Ehren der Göttin des Mordes und der Unzucht, der grausamen Kali, die sich an den Qualen der Menschen weidet. In solchen Momenten wird der Charakter des Hindu geradezu unbegreiflich: es ist ein unaufhörlicher Kontrast der widersprechendsten Erscheinungen. Derselbe, der, so weit die Beine ihn tragen, vor einem Peitschenhieb flieht, der wie zum Tode bereit den Kopf senkt und schreit, wenn ein Europäer nur die Hand aufhebt, eben dieser läßt sich mit stoischer Unempfindlichkeit von dem Wagen der Jagarnauth zermalmen. Ohne alle sittliche Aufregung läßt er sich um eine kleine Summe martern und erträgt mit unglaublicher Gleichgültigkeit die härtesten Qualen. In welchem andern Lande würde man arme Schelme treffen, die sich für eine kleine Belohnung pfeilschnell in der Luft umschwingen ließen, aufgehängt an einem Seile, das mit zwei eisernen, angelförmigen Hacken in das Fleisch des Rückens eingreift? Und doch sieht man dieses Schauspiel jährlich am Dourgah-Feste. Es ist keine Stadt so klein, daß sie nicht einen solchen Fest-Marterbaum errichten würde; „und überall findet man Leute gutwillig genug, sich dieser Qual zu unterziehen, bezahlt von reichen Heuchlern, die ihr Heil durch Kreuzigung eines andern erreichen wollen; und diese Armen leiden ohne eine Klage, manche sogar singen dabei. Von ihren Wunden geheilt, unterwerfen sie sich das nächste Jahr den gleichen Martern. Doch sind es keine Märtyrer; sie erfreuen sich bei ihrem Leiden nicht der Aussicht auf himmlische Freuden, sie wissen wohl, daß ihre ganze Belohnung in hundert Rupien (250 Frks. oder 117 fl.) besteht.“ *)

Bis jetzt war nur von indischen Festen die Rede. Die Mahome-

---

*) Jacquemont.

daner haben auch solche Feste, welche, obgleich weit weniger gräßlich und auf eine reinere und erhabenere Religion gegründet, doch immer durch die Vermischung mit den Indiern mehr oder weniger von der Sonderbarkeit und der Farbe des Landes in sich aufgenommen haben. Ich will nur eines derselben beschreiben, das gerade zu der Jahreszeit, bei welcher wir stehen blieben, gefeiert wird: es ist das Mohorrum-Fest, welches die Schiiten, die Anhänger der Sekte Alys, am 7. Juli feiern. Um nun das religiöse Drama, das den Inhalt des Festes ausmacht, zu verstehen, muß man wissen, daß bei dem Tode Mahomeds das Kaliphat oder die Thronfolge über die Gläubigen ungewiß war, und von vier Bewerbern in Anspruch genommen wurde.

Erster Bewerber: Aly, Schwiegersohn des Propheten, Mann seiner einzigen Tochter Fatime; zweiter Bewerber: Abubekr, Freund und Schwiegervater Mahomeds, Vater der Ayscha, seiner jüngsten Frau; dritter Bewerber: Othman, Mahomeds Sekretär; vierter Bewerber: Omar, einer der ausgezeichnetsten Heerführer.

Nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten folgte Abubekr als der erste Kaliphe und starb eines natürlichen Todes.

Nach ihm bestieg Omar, später Othman, den Thron; beide wurden ermordet.

Endlich erhielt Aly, als der vierte, die Krone.

Diese Thronfolge war die Ursache des berühmten Schismas (Kirchentrennung) zwischen Sunniten und Schiiten. Die Hauptuneinigkeit besteht darin, daß die Sunniten die vier ersten Kaliphen als gleichberechtigt und legitim annehmen, die Schiiten dagegen den Abubekr, Omar und Othman für Thronräuber ansehen und nur Aly, den Neffen und Schwiegersohn des Propheten, als den einzigen von Gott erwählten Kaliphen verehren.

Beim Tode Othmans hatte ein neuer Bewerber den Gedanken gehabt, sich zu melden; aber das Glück und die Macht Alys fürchtend, verschob er sein Vorhaben: es war Moawiah, einer der Kriegs-

gefährten Mahomeds. Er hatte von Omar, dem zweiten Kaliphen, das Gouvernement Damaskus erhalten, das er zuerst als Statthalter, später fast als unabhängiger Fürst vierzig Jahre lang beherrschte, bis der Tod Alys seinem Ehrgeiz die lange geduldig erwartete Gelegenheit darbot, sich der Krone zu bemächtigen und dieselbe in seinem Hause erblich zu machen. Die Umstände begünstigten sein Vorhaben: Aly hatte mehrere Söhne hinterlassen, von welchen die beiden ältesten Hassan und Hussein hießen. Der Aeltere, Hassan, verzichtete, man weiß nicht, aus Charakterschwäche oder Charaktergröße, auf den Thron (auch mag Moawiah seine Hand im Spiel gehabt haben), und zog sich in eine niedrige Einsiedlershütte am Grab seines Großvaters zurück. Da Hussein, der zweite Sohn, damals noch zu jung war, um ein gefährlicher Mitbewerber zu sein, so kam das Kaliphat an Moawiah, der es sterbend seinem Sohn Yezid hinterließ. Unterdessen war Hussein älter geworden und hatte durch seine Frömmigkeit und Tapferkeit die allgemeine Liebe erworben. Als Haupt seiner Familie mußte und wollte er sein Recht gegen Yezid geltend machen. Unkluge Freunde beredeten ihn, er dürfe sich nur zeigen, um eine allgemeine Erhebung zu seinen Gunsten hervorzubringen: man übergab ihm sogar ein Verzeichniß der Familien, die nur auf seine Ankunft warteten, um sich an ihn anzuschließen. Auf diese Nachrichten, die durchaus alles Grundes entbehrten, wagte sich Hussein mit nur sehr geringer Begleitung, welche noch dazu meist aus Kindern und Frauen, darunter seine Schwester Fatime, bestand, über die Gränze von Irak (Persien). Entweder war der Plan noch nicht reif, oder war das Ganze, und dieß ist das wahrscheinlichste, eine Verrätherei, denn plötzlich sah er sich auf der Ebene von Kerbelah durch eine Reiterschaar von fünftausend Arabern umringt.

Das Gefolge von Hussein zählte nur zwei und dreißig Reiter und vierzig bewaffnete Fußgänger. Da er die Ungleichheit des Kampfes vor sich sah, beschwor er die Seinigen, ihn zu verlassen

und ihr Heil in der Flucht zu suchen; aber diese kleine heldenmüthige Schaar verweigerte es einstimmig und drängte sich um ihn, dem edelsten Märtyrertod geweiht. Durch einen tiefen Graben, den sie nach arabischer Sitte mit brennendem Holz anfüllten, geschützt, leisteten die Fatimiden einen verzweifelten Widerstand. Die Angreifenden entfernten sich, da sie nicht Mann gegen Mann siegen konnten, und bedeckten sie nun mit einem Hagel von Pfeilen, unter welchem alle Begleiter Husseins nach und nach erlagen. Bedeckt mit Wunden, blutend und erschöpft, der Einzige noch übrige, setzte sich Hussein vor sein Zelt, wo er in den Armen seiner Schwester Fatime ermordet wurde.

Der 7. Juli, als der Todestag, wird von allen Sekten durch das Fest Mohorrum gefeiert, wozu man sich durch sehr strenges Fasten vorbereitet. Dieses Fasten dauert mehrere Tage und gibt sich bald an den abgemagerten Zügen und den langen Gesichtern der Bevölkerung und eurer Diener kund. Während dieser Zeit werden kleine Buden an jeder Straße und jedem Winkel errichtet: hier reicht der Reiche mit eigener Hand den Armen und Reisenden den Sorbet, einen frischen nicht gegorenen Trank, den man besonders bereitet hat, um den Durst während des peinlichen Fastens zu dämpfen.

Am Abend des letzten Tages (7. Juli) bemerkt man eine ausserordentliche Bewegung: die Tazis oder Kenotaphien, welche die Gräber Hassan's und Hussein's darstellen, sollen in Prozession herumgetragen werden. Alle gläubigen Schiiten müssen dabei thätigen Antheil nehmen, und die andern Mahomedaner erscheinen auch dabei in ihren unterscheidenden Stammes-Trachten. Die Reichen begleiten die Prozession auf ihren Kameelen oder Elephanten, eine zahlreiche Musikbande geht an der Spitze, und die wiederholten Ausrufe, Hassan, Hussein, entströmen unaufhörlich allen Lippen mit einem Jammergeschrei. Aller Augen vergießen Thränen und Jeder scheint in den heftigsten, tiefsten Schmerz versunken. Von Ort zu

Ort, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Kreuzwegen, in den Höfen großer Häuser, überall, wo es Raum genug hat, sind runde Gruben mit Feuer angefüllt; dieß sind ebensoviel Ruhepunkte, wo die Prozession halten muß: ein Priester tritt aus der Menge hervor, fängt an den Tod des Hussein zu beschreiben und alle seine Wunden mit sich immer steigender Betrübniß und Verzweiflung herzuzählen. Er rezitirt und singt abwechslungsweise und seine Mimik ist so heftig erregt, wie der Ton seiner Stimme. Die Umstehenden antworten bei jeder neuen Wunde Hussein's mit Schreien und Seufzern, Lauten, welche die Schmerzenstöne eines zum Tod verwundeten und die letzten Seufzer eines Sterbenden nachahmen. Der Priester zerschlägt sich die Brust; der umstehende Haufen ihm nach, und man hört endlich nichts als das unaufhörliche Geschrei Hussein, Hussein, dem die taktmäßigen Schläge auf die Brust antworten.

Unterdessen hat sich das niedere Volk in verschiedene Banden organisirt, die eine wahre gymnastische Uebung anfangen, indem sie wüthend gegen ihre nackte Brust schlagen und schwerfällig im Takt um die Feuergruben herumspringen: das Licht der Flamme läßt alle Bewegungen ihrer bronzenen Körper deutlich hervortreten; man möchte sie für Teufel halten. Die religiöse Aufregung erreicht oft einen solchen Grad, daß die Schiiten, welche in den Sunniten die Mörder des frommen Märtyrers erblicken, über dieselben herfallen, und daß es so zu Blutvergießen kommt. Dieses Fest ist immer ein kritischer Zeitpunkt, der die volle Aufmerksamkeit der Regierung erfordert, um so mehr, da es ein Denkmal des religiösen Fanatismus und der feindseligen Gesinnung gegen alle Ungläubigen, und namentlich gegen die Christen, folglich ein passender Moment zum Ausbruch einer Verschwörung gegen die brittische Macht ist.

Dreizehntes Kapitel.

Der Verfasser wird zum Fähndrich im 55sten Regiment Sr. Majestät des Königs von England ernannt. — Abreise von Hyderabad. — Die Festung und das Bergwerk Golkonda. — Reise nach Bellary.

Bis jetzt war ich in Indien nur Zuschauer gewesen; nun kam der Moment, daß ich eine neue Laufbahn anfangen, eine neue Existenz beginnen sollte; von jetzt an bin ich selbst Schauspieler, zwar nur in einer Nebenrolle, aber das Buch liegt offen vor mir, und indem ich meine eigene Rolle lerne, kann ich das ganze Stück studiren.

Im Monat April des Jahrs 1832 war mir erlaubt worden, eine Unterlieutenantsstelle im 55. Regiment um die gewöhnliche Taxe, das heißt um 11,000 Franken (etwas über 5000 fl.) zu kaufen; eine außerordentliche Gunst, da um dieselbe Stelle wenigstens 5000 Bewerber, alle das Geld in der Hand, mit mir konkurrirten. Von jetzt an redet der englische Offfzier, zwar mit Unpartheilichkeit, aber, wie ich hoffe, mit der nöthigen Achtung, mit Anhänglichkeit und Erkenntlichkeit gegen das edle Banner, das mich so lange unter seinen Schutz nahm, das meinem Schiffchen in neun Jahren voll Abenteuern und Glück als Segel gedient, und mir zuletzt eine bescheidene Unabhängigkeit verschafft hat. Ich grüße dich, meine alte ehrwürdige Fahne! Mein Haupt wird sich bei deinem Anblick jedesmal achtungsvoll beugen, und nie wird dein Adoptivsohn eine frevlerische Hand gegen dich aufheben. Ruhm, Glück und Erfolg begleite dich bei allen deinen gesetzlichen Unternehmungen, in jedem gerechten Kriege, der nicht die Erniedrigung Frankreichs, meines Vaterlandes, zum Zweck hat! Dieß sind meine Wünsche, die dich immer begleiten. In den Privatstand zurückgekehrt, im

Schoße meiner Familie, habe ich keine andere Absicht bei Veröffentlichung dieses Werks, als der Wahrheit die Ehre zu geben, dieser Wahrheit, die zu erforschen ich an jene entfernten Gestade, den Ort meiner Geburt, die Pilgerschaft unternahm. Ich wollte meinen Mitbürgern und den Engländern selbst, beide beinahe gleich unwissend in dieser Rücksicht, einen Abschnitt aus dem gegenwärtigen Lebenszustand eines Gliedes der großen Menschenfamilie zu lesen geben. Ich möchte, wenn es möglich ist, für meine indischen Landsleute eine weniger kalte, weniger unerbittliche und egoistische Verwaltung erlangen, als die ist, welche heutzutage ihr Hab' und Gut verzehrt, um die Drohnen von Leadenhall-street zu mästen, um die unersättliche Hauptstadt zu sättigen und den Ausgaben für andere mehr begünstigte Kolonien Genüge zu leisten. Wahrheit vor Allem sei mein Wahlspruch: diese ist die erste Pflicht des Menschen gegenüber von der Welt; sie soll auch, ich hoffe es, mich entschuldigen, wenn ich die Verwaltung und Regierung eines Volkes anklagen muß, dem ich persönlich eine tiefe und innige Achtung und Erkenntlichkeit schuldig bin.

Das Regiment, dem ich zugetheilt war, hatte damals seine Garnison zu Bellary, dem Hauptorte der ceded-districts, das heißt des von dem Nizam der Compagnie abgetretenen Gebietes. Die Jahreszeit war zum Reisen günstig, und man sprach von einer baldigen Truppenbewegung, vor welcher ich mich beeilen mußte, einzutreffen. Ich beschloß also, so bald als möglich abzureisen. Meine Vorbereitungen waren bald gemacht. Gemäß der Freigebigkeit, die den Engländer in Indien charakterisirt, wollte Jeder zur Ausrüstung des jungen Lieutenants etwas beisteuern. Meine kleine Schwester, eine verständige Haushälterin, besorgte meine Leibwäsche; ein alter Major schenkte mir ein kleines Zelt, das ihn auf allen seinen Feldzügen begleitet hatte, und nun mich begleiten sollte; ein anderer verehrte mir meine erste Uniform; und mein Schwager endlich gab mir einen kleinen arabischen Pony, der mein erster

Renner war, auf dem ich so viele Reisen zurücklegte und dem es bestimmt war, ruhmreich auf dem Felde der Ehre zu sterben. Ich meinerseits bemühte mich, mein Gefolge so ökonomisch als möglich einzurichten, wie es sich für einen armen Offizier schickte. Doch mußte es aus folgenden Personen bestehen:

Erstens aus einem Khetmatgar oder Kammerdiener, der zugleich die Dienste eines Kochs versah; zweitens aus einem Gehülfen (Maity) des vorigen, von niederer Kaste, der meine Stiefeln putzen, die Teller reinigen mußte u. s. w.; drittens einem Laskar, um mein Zelt aufzuschlagen; viertens einem saice oder Ghorewala, um mein Gewehr zu tragen, neben meinem Pferd herzugehen, es nach dem Marsch zu striegeln und ihm sein Fressen zu kochen, (denn man nährt dort zu Lande die Pferde hauptsächlich mit einer Art Linsen, die zuvor gekocht werden müssen; fünftens aus einem Futterknecht oder Ghanswala, welcher auf der Reise das für das Pferd nöthige Futter auftreibt; sechstens einem Couly, um an einem Bambusstock auf seiner Schulter zwei Weidenkörbe (petarah) zu tragen, in welchen sich mein Küchengeschirr und mein Wein befand; siebtens und achtens aus zwei Ochsenknechten (Bailwala), um meine zwei Paar Ochsen zu führen. Drei Ochsen trugen mein Zelt und die Zeltstangen, der vierte meine Koffer. Endlich sollte ein Naik (Unteroffizier) mit drei Seapoyen mein Gepäck eskortiren, mich gegen Tiger und Räuber beschützen und auf der Reise von Ort zu Ort die Führer requiriren.

Wenn man alle genannten Personen zusammenzählt, so sieht man, daß bei der größten Einfachheit das Reisegefolge eines Europäers, die Eskorde ungerechnet, sich auf acht Menschen beläuft.

Alle diese Leute schickte ich den 1. September 1832 auf den Marsch, mit dem Befehl, mein Zelt bei der kleinen Stadt Schumshabad, ungefähr sieben Stunden von Bolarum und drei von Hyderabad entfernt, aufzuschlagen, indem ich mir vornahm, sie dort den andern Abend zu treffen, und inzwischen den Tag und die Nacht

mit meiner Familie bei den Herrn Palmer zu Chaderghat zuzubringen. Wir benützten unser letztes Beisammensein, um mit einander die Ruinen des alten Hyderabad oder Seroonaggar, zwei Stunden von der jetzigen Stadt, und die Gräber der Dynastie Kootubsbah anzusehen, welche ausgedehnter, aber vielleicht nicht so schön wie die zu Bider sind, und ein weites Feld am Fuß der Festung Golkonda einnehmen, die wie ein Adlersnest auf einem Felsblock liegt. Diesen berühmten Ort, der allein noch den alten, in allen orientalischen Mythen gefeierten Namen des Reichs führt, durften wir nicht in der Nähe durchforschen. Obgleich Golkonda gar keinen Anspruch auf den Werth einer Festung hat, da sie nur eine einfache Schutzmauer mit Brustwehren ist, die sich auf die Felsen stützt und allen Krümmungen derselben folgt, so wird sie doch mit solcher Eifersucht bewacht, daß der Zutritt nie, unter keinem Vorwande, einem Europäer gestattet werden soll; es ist sogar nichts seltenes, daß der neugierige Beschauer, der sich zu nahe wagt, von einer Schildwache mit einem Flintenschuß empfangen wird. Dieß ist die Schatzkammer, wo der Nizam all' sein Privat-Vermögen und die Renten seiner Civilliste aufbewahrt, und wo sie einst auch die Engländer wohl aufzufinden wissen werden. Hieher verlegte die Volkssage die berühmten Diamantgruben; wahrscheinlich ist dieß aber ein Irrthum, gegründet auf die wirklich in dem Schatze des Nizam befindlichen vielen Edelsteine; die wahre Lage dieser Diamantgruben ist in der benachbarten Provinz, auf der Küste Koromandel, etwas nördlich von Mazulipatam.

Man ist vielleicht begierig, etwas über diese Gruben und ihren heutigen Bestand zu erfahren. Die aber, welche das Wunderbare lieben, werden ohne Zweifel sich arg getäuscht finden, wenn sie hören, daß dieselben beinahe aufgegeben und verlassen sind, und, der Privatspekulation anheimgegeben, von Tag zu Tag weniger ertragen. Die Eingeborenen schreiben diesen geringeren Ertrag der Diamantgruben der Verminderung ihrer Erzeugung zu. Dieß aber

kann nicht die wahre Ursache sein. „Es ist kein Grund vorhanden, „daß nicht dieselbe Anzahl Menschen, welche mit denselben Mitteln „die schon seit einem oder zwei Jahrhunderten bearbeiteten Gänge „der den Diamant enthaltenden Schicht ausbeuten, nicht die gleiche „Quantität liefern sollten, wie ehemals; der Reichthum der Erz= und „Diamantgänge erschöpft sich zwar, aber jener der Schicht bleibt, „so lange diese fortdauert. Die gleiche Quantität Diamanten aber „hat nicht mehr den früheren Werth, da die Edelsteine von Jahr „zu Jahr im Preise fallen.*) Dieß ist der Grund, warum der Ruf der Diamantgruben von Golkonda abnimmt; darum wird ihre Bearbeitung, die jetzt kaum noch einigen Gewinn abwirft, endlich mit Verlust betrieben werden.

Die Gräber in der Nähe der Festung sind ein Lieblingsplatz für die Picknick und Jagdpartien während der heißen Jahreszeit. Diese ungeheuern Kuppeln, diese mächtigen Gewölbe bieten einen undurchdringlichen Schutz gegen die drückende Gluth der Sonne, und dienen zahlreichen Waldtauben zum Aufenthalt, unter welchen die Neulinge der Jägerei immer große Zerstörungen anrichten. Man muß schon einige Zeit in Indien gelebt haben, um mit dem Gedanken vertraut zu sein, daß man heitere Tage und ruhige Nächte unter dem düstern Gewölbe eines Grabmals zubringen könne; um mit gutem Appetit auf einem Sarkophag von schwarzem Marmor zu speisen, auf dem herrlich gearbeitete arabische Zeilen die Tugenden und Thaten eines Fürsten preisen, dessen Gebeine unter euren Füßen modern, während die Fledermäuse über euren Köpfen unermündlich ihre Kreise beschreiben, und das Echo der ungeheuern Kuppel, alle Töne mit einer betäubenden Erschütterung wiedergebend, euer ungehöriges Lachen mit Donnergebrüll schilt. Doch gewöhnt man sich an diese Gegenstände mit all' ihren Erinnerungen

*) Jacquemont.

an den Tod: einige meiner schönsten, meiner tollsten Tage habe ich in diesen Grabeshallen verbracht.

Aber unter allen diesen Mausoleen war uns das von Raymond das interessanteste. Auf einer Anhöhe des leicht gehobenen Bodens, gleich weit von der Hauptstadt und von Chaderghat entfernt, nahe bei einigen einstürzenden Mauerstücken, die eine Fläche, heute noch frenchgardens (französische Gärten) genannt, einschließen, wo einige Fruchtbäume mühsam zwischen dem Gestrüppe vegetiren, bemerkt man eine ziemlich reinlich gehaltene Umzäunung. Eine gemauerte Pyramide, mit dem früher beschriebenen Gypsmörtel (Chenam) beworfen, erhebt sich dreißig bis vierzig Fuß über dem Boden. Ein sorgsam gepflegtes Blumenbeet mit Immortellen umgibt ihren Fuß. Gegenüber dem Monument bemerkt man einen steinernen Pfeiler aus einem Granitblock, mit einer dreieckigen Nische, in welcher eine ärmliche Lampe brennt. Ein Fakir reinigt hie und da die umzäunte Fläche. Die Pyramide trägt keine Inschrift, aber jener Fakir oder der nächste Bauer, der vorübergeht, sagt euch, daß hier ein guter Mensch, ein Heiliger und Held aus Frangistan, moonsa (Herr) Raymond, begraben liege, dessen Andenken das dankbare Volk, ohne geschriebene Geschichte, nur nach den Erzählungen der Väter und Großväter, obgleich seitdem mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen ist, heilig verehrt.

Shumshabad, den 2ten September 1832. — Ich nahm Abschied von den Meinigen und bestieg Abends acht Uhr den Elephanten des Residenten, der mich zu meiner ersten Reiselagerstätte bringen sollte: es war schon dunkel, als ich längs den Mauern der Stadt hintrabte, deren verwirrtes Getöse noch mein Ohr traf, untermischt mit dem Gebell der Paria-Hunde *), welche den kläffen-

*) So nennt man eine Art von Hunden, die beinahe wilden, reißenden Thieren gleichen, mit kurzen Haaren, aussätziger Haut und langen geraden Ohren. Sie leben meist vom Aas und irren herrenlos um bewohnte Oerter.

den Schakalen im Gebirge antworteten: die Frösche quackten in den Bächen, die Insekten brummten, die ganze Natur musizirte im Chor. Doch hatte diese Symphonie von Mißlauten nichts Unangenehmes oder Trauriges; um mich her und in meiner Brust war zu viel Leben und Aufregung, als daß ich mich bei mürrischen, trüben Gedanken hätte aufhalten können. Alles war klar vor meiner Seele; die Sterne strahlten ein Meer von Licht, die Leuchtkäfer schimmerten in der milden und angenehmen Atmosphäre. Plötzlich ertönt das Wer da? einer Schildwache, das Wiehern eines Pferdes und das Geklingel von Ochsen läßt sich hören. Kleine Lichter bewegten sich wie Irrlichter unter einer Tamarinden-Gruppe hin und her, ein tüchtiges Feuer flammte unter freiem Himmel vor einem Zelte: es waren meine Leute; eine Tasse Thee erwartete mich nach englischer Sitte; ich betrat meine Nomadenhütte mit freudigem Beben. Vergebens warf ich mich auf mein Bett, vergebens versuchte ich zu schlafen; ich war zu glücklich, zu ungeduldig, meine neue Laufbahn anzutreten.

Um drei Uhr Morgens kam der Laskar, um die Außenwände meines Zeltes abzuschlagen. Während ich mich wasche, ist alles in weniger als einer halben Stunde zusammengerollt, eingepackt und aufgeladen. Der Talari oder Führer, den meine Seapoyen den Abend vorher in Shumshabad requirirt hatten, hielt sich vor meinem Pferde und trug eine angezündete Fackel; ich wartete, bis meine ganze Kolonne sich in Marsch gesetzt hatte, dann erst stieg ich zu Pferde. Jetzt betrachte ich, während es im Schritte vorwärts geht, meine kleine buntscheckige Truppe, die sich ganz malerisch macht. Meine Eskorde, meine Garde, die vorgestern in voller Uniform, rothem Rock und blauen Hosen mit dem Gepäcke ausgezogen war, hatte auf ihre Beinkleider verzichtet, und trug auf der Reise die landesübliche früher beschriebene Bedeckung der Lenden. Alles trug seine Beinkleider wie einen Schmuck auf der Schulter, und manche trugen sogar ihre Schuhe in der Hand.

Shumshabad ist ein netter Ort von zweitausend Seelen, umgeben von einer mit Zinnen versehenen Mauer in arabischem Styl, die anmuthig durch das Gebüsch schöner Bäume hervorblickt; man sah hier Babuls, zierliche Mimosen und einige Riesen-Banianen. Jetzt wandte ich mich südwestlich, frühstückte bei Palmakul, einem elenden, fünf Stunden weit entfernten Nest, und blieb über Nacht zu Faraknaggur, einer Stadt wie Shumshabad, welche vier und eine halbe Stunde noch weiter hin lag. Die ganze Reise quälte mich der Maity und der Khetmatgar mit ihren unaufhörlichen Klagen wegen ihrer Kasten. Der letztere, welcher einer der höchsten Kasten anzugehören behauptete, fand sich äußerst beleidigt, daß sein Gehülfe, ein Paria, sich beim Einpacken erlaubt hatte, die Flaschen anzurühren, in welchen jener die Gewürze und sonstigen Kücheningredienzien aufbewahrt hatte. Er betheuerte, daß diese Flaschen durch eine solche Berührung unrein und verpestet seien. Der Maity verbat es sich, zu dieser unreinen Kaste gerechnet zu werden, und behauptete, er gehöre der nächsten, anders benannten, Kaste an. Wenn ich den Seapoyen glauben sollte, so waren die Ansprüche beider gleich schlecht begründet; die Menge Kasten bilden aber ein wahres Chaos, und es ist unmöglich, sich darin zurecht zu finden. Es gibt keine allgemeine anerkannte Rangordnung, und dieß ist in jeder Sprache und jeder Provinz wieder anders.

Ich schlichtete den Streit, indem ich drohte, sie beide, wenn er nicht aufhöre, fortzuschicken; eine Maßregel, die mich, wenn ich dazu genöthigt gewesen wäre, sehr in Verlegenheit gesetzt hätte; doch lassen es die Eingeborenen selten zu solchem Aeußersten kommen: sie erdulden sogar lieber eine körperliche Züchtigung, als daß sie ihren Dienst verlassen und sich dem Hungertode aussetzen. Strafen Sie meinen Rücken, aber nicht meinen Magen, war die beständige Bitte und Antwort, als ich einmal im Sinne hatte, einen Diener fortzujagen; diese Bitte erneuerte der Arme während mehrerer Tage, und warf sich, so oft er vor

mich gelangen konnte, auf den Boden und umfaßte meine Knie. Nicht daß sie besonders gut bezahlt wären; ich gab ihnen nur ihr nöthigstes Auskommen; aber die gewöhnliche Lage eines Proletariers in diesem Lande ist ein so auf den höchsten Grad gestiegenes Elend, daß unter meinem Dach oder Zelt eine Unterkunft zu finden, ein einziges Kleid zu besitzen und mit vollem Magen nach des Tages Arbeit einzuschlafen, diesen Leuten als ein verhältnißmäßig sehr großes Glück erschien.

Den 4ten September. — Die erste Etape führte mich nach Balanaggar (vier Stunden entfernt), die zweite Abends nach Juddcherla (vier und eine halbe Stunde). Diese zwei Dörfer führen den Namen Festungen, und sind wirklich mit einer Ringmauer versehen, die aber weder Festigkeit noch Dicke hat; auch findet man im Innern weder eine Garnison, noch Kasernen und Magazine, nicht einmal Häuser, sondern kaum einige Lehmhütten mit Strohdächern; das Land, von Hyderabad an, ist einförmig und entvölkert. Was Anbau und Wohnungen betrifft, so gibt es gerade genug, um der Landschaft das Malerische und Einsame einer Wildniß zu nehmen; es sind kleine, einander ganz ähnliche Hügel, mit weit hin ziehenden Dschungeln von elendem Gestrüppe bedeckt, hie und da durch ein amaranthgrünes Reisfeld unterbrochen, das zum nächsten Dorfe gehört; noch öfter aber sieht man alte verlassene Reisfelder, die man an den grasigen Wegen dazwischen erkennt. Hie und da erscheinen einige einzeln stehende Bäume; viele kleine Weiher glänzen wie Spiegel; alles zusammen bildet ein buntscheckiges, aber nicht angenehmes Bild. „Die Kultnr scheint einmal hier durchgekommen aber „weiter gegangen zn sein, Gott weißt wann; das unangebaute Land „ist meistens ein erschöpfter und von seinen Bebauern verlassener „Boden. Die Natur hat hier ein altes, aber nicht edles Ansehen, eine gemeine Armuth, die traurig macht" *). Ich habe diese

*) Jacquemont.

Empfindung in allen Theilen Indiens, sowohl auf dem Gebiet des Nizam als auf dem der Kompagnie gehabt.

Ehe ich nach Juddcherla kam, bemerkte ich rechts auf der Seite ein sehr ansehnliches Lager: dieß gehörte Shums-oul-Oumrah, dem Vetter des Nizam, der einige Zeit Hoffnung gehabt hatte, erster Minister zu werden. Er war hieher zur Tigerjagd gekommen und hatte ein Dutzend Elephanten und hundert Kameele, Pferde und Lastochsen bei sich. Ich hatte anfangs sein Lager für ein Dorf angesehen; rings herum gab es einen Bazar von vielleicht hundert, freilich ärmlich ausgestatteten Buden. Diese rothen, in der Nähe betrachtet zerlumpten und elenden Zelte machten doch von Ferne eine hübsche Wirkung. Ich war vorübergezogen und hatte mich schon für die Nacht in einer verfallenen Moschee einquartiert und hoffte, sie werde nicht gerade über meinem Haupte zusammenstürzen, als ein Diener von dem Nuwab eine sehr höfliche Einladung brachte, den Abend bei seiner Hoheit zuzubringen und einige Erfrischungen anzunehmen, die er habe für mich bereiten lassen. Ich kannte Shums-oul-Oumrah schon länger und war während meines Aufenthalts zu Hyderabad mehreremale bei Festen gewesen, die er theils in der Stadt, theils auf seinem Landhause gegeben hatte. Ich nahm daher die Einladung mit Vergnügen an, da ich auf ein sehr angenehmes Beisammensein rechnen konnte. Er ist für einen Eingeborenen ausgezeichnet unterrichtet, besonders in der Mathematik, Chemie, Astronomie und Astrologie. Er ist beinahe der letzte große Vasallenhäuptling, den man noch zu Hyderabad trifft, aber er ist alt: er muß ungefähr so alt wie Chandoulal sein. Shums-oul-Oumrah hat jährlich seine Million zu verzehren, und man erlaubt ihm eine Armee von tausend Mann, Infanterie, Reiterei und Artillerie zusammen genommen, zu unterhalten. Diese haben ein Lager neben seinem Landhaus, und sind ungefähr wie die Truppen der Kompagnie vertheilt und eingerichtet; er läßt jeden Morgen und jeden Abend eine Kanone lösen, und seine Soldaten verpuffen beim

Exerziren viel Pulver. Ein Mestize (halfcast) ist der Oberanführer, Exerziermeister und Unternehmer dieser kleinen gut aussehenden Armee, welche ganz aus des Nawabs Beutel bezahlt wird.

Ich fand Letzteren an dem Eingang seines Zeltes, bis wo er mir entgegengekommen war, um mich zu begrüßen; seine Kleidung bestand einfach in einem Rock von weißem Wollenzeug und einem Turban von weißem Musselin. Es wurden Stühle herbeigebracht, worauf wir uns nach europäischer Sitte niederließen und sogleich eine sehr angenehme und lebhafte Unterhaltung anfingen. Ich sprach mit ihm per ap (das italienische ella, im deutschen: Euer Hoheit wird u. s. w.), ohne aber den Titel zu wiederholen, und er antwortete ebenso. Untern anderen Gegenständen, welche die Geschichte des Landes betrafen, sprach er auch von Sir Henry Russel und seiner Verwaltung, und spendete ihm solche Lobsprüche, daß ihre Aufrichtigkeit nicht zu bezweifeln war. Nach Bussy und Raymond ist Russel vielleicht derjenige Europäer, dessen sich die höheren Klassen der Eingeborenen mit der größten Verehrung erinnern: er wußte sich nach ihren Sitten und Gebräuchen zu richten und in den Kreis ihrer Ideen einzugehen. Wenn es einen Ort in Indien gibt, wo sich die Europäer leichter mit den Indiern sollten vermischen können, so ist es gewiß Hyderabad. Eine große Anzahl der Einwohner besitzt, was die Engländer so hoch schätzen, Geburt, Reichthum und sogar einige Kenntnisse. Dennoch sind die socialen Beziehungen zwischen der Hauptstadt und den Kantonnirungen gleich Null. Seit vierzig Jahren ist hier kein Schritt vorwärts geschehen. „Man muß sich nicht darüber wundern: die Engländer unter sich kommen nie, außer bei einer Mahlzeit, zusammen; sie verstehen sich so wenig auf Konversation, daß sie ohne das Eßgeräthe, dessen Benutzung sie der Unterhaltung überhebt, in der größten Verlegenheit wären. In Gegenwart von Fremden verdoppelt sich ihre Zurückhaltung und dann wissen sie vollends gar kein Wort mehr vorzubringen. Der Stoff der Unterhaltung wäre, wegen der groben Unwissenheit auch

der unterrichteten Eingeborenen sehr beschränkt, und Essen und Trinken müßte beinahe verbannt sein" *), da, mit Ausnahme der Mahomedaner, die Indier kein Glas Wasser bei einem Europäer anrühren dürfen.

Den 5. September, zu Paulmoor (vier Stunden). — Die Landschaft verschönert sich ein wenig, die Natur ist wilder und die Vegetation kräftiger; die Dschungeln haben schönen Bäumen Platz gemacht, zum Ersatz ist aber die Straße abscheulich: es ist nur ein Fußpfad, dessen Steine uns den eben verlassenen Sand und Schmutz vermissen lassen. Ich schickte mein Zelt voraus auf die nächste Station, um meinen Leuten die Mühe zu ersparen, zweimal am Tage abzupacken. Da Paulmoor ein Dorf von beinahe dreihundert Hütten war, hatte ich ein Karavanserai zu treffen gehofft; aber dieser erste Versuch, mich eines Theils meines Gefolges zu entledigen, fiel unglücklich aus. Ich fand als Unterkunft nur einen Schoppen, dessen Dach ganz durchlöchert und dessen Wände von Schmutz und Ungeziefer bedeckt waren. Um das Unglück voll zu machen, hatte schon ein Joghi, ein religiöser Fanatiker aus einem indischen Bettlerorden, davon Besitz genommen. Dieser elende Mensch war, wie alle seiner Klasse, mehr als halbtoll: er war ganz nackt, aber sein ganzer Körper war mit einer dicken Kruste von Kuhmist und Asche bedeckt; seine Haare waren lang, verwirrt und mit Unflath untermischt; ein langer, dichter und durch vieljährige Vernachlässigung borstiger Bart bedeckte die Brust. Er betrachtete mich eine Zeit wie ein wildes Thier, dann fing er an, mich wie ein Besessener mit einem Wortschwall zu überschütten. Ich ließ ihn ohne viele Umstände hinauswerfen.

Diese armseligen Schwärmer wohnen oft in den abgelegensten Winkeln der Dschungeln, in Ruinen oder am Rand der Straße, wo sie von Wurzeln und Früchten, oder von zufälligen Geschenken

---

*) Jacquemont.

vorübergehender Reisenden leben. Sie gehen ganz nackt, den Körper nur mit Kuhmist und Asche bedeckt, und schneiden sich weder Nägel noch Haare, noch Bart. Diese häßlichen Ungeheuer, denn diesen Namen verdienen sie in körperlicher und geistiger Rücksicht, unterziehen sich oft den unerträglichsten Qualen, in der Aussicht auf die ewigen Freuden des Paradieses. Ihre Martern sind oft so grausam, so schrecklich, daß man sie für unmöglich und erdichtet halten würde, wenn nicht jeder Tag von der Geduld, mit der sie ertragen werden, Probe ablegte. Manche verurtheilen sich dazu, ihre Glieder so lange in besonderen Lagen zu halten, bis sie den Gebrauch davon verlieren: sie geloben z. B. ihre Arme eine gewisse Zeit lang senkrecht über den Kopf zu halten; aber wenn die festgesetzte Zeit abgelaufen ist, sind die Muskeln zusammengeschrumpft oder verknöchert, der Arm ist lahm und behält nun seine Stellung. Andere halten die Hand geschlossen, bis die Nägel, zu einer ungeheuren Länge anwachsend, durch und durch gehen. Es gibt auch solche, die jede Nacht auf Eisennägeln liegen, welche nur so weit abgestumpft sind, daß sie nicht ganz in das Fleisch eindringen. Andere lassen sich in einem Loch in der Erde, das gerade die Größe ihres Körpers hat, lebendig begraben, und nur eine kleine Oeffnung bleibt, durch welche die Vorübergehenden ihnen die nöthige Nahrung zuschicken. Freilich müssen sie einen Gehülfen dabei haben, aber doch ist das gewiß, daß sie ganze Jahre in diesem engen Grabe, vor der Zeit begraben, bleiben.

„Der Pöbel umringt solche Leute und hört mit Erstaunen die Ausbrüche ihrer religiösen Tollheit an. Heuchler oder Besessene, leben diese von des Pöbels Almosen und flößen ihm jenes Mitleid und jenen abergläubischen Respekt ein, den die unteren Volksklassen auch in Europa oft gegen die Blödsinnigen (z. B. die Kretinen in den Alpen) hegen.“ *) Je bewährter ihre Tollheit ist, um so

---

*) Jacquemont.

größer wird der Respekt: dieses Heiligsprechen der Geisteskranken ist eine merkwürdige Sonderbarkeit, findet sich aber bei allen unwissenden oder barbarischen Völkern; den höchsten Grad aber erreicht sie in Indien. Ich habe arme Narren, sogar alte kindische Frauen auf dem Schauplatz ihrer Thorheiten eine begeisterte Menge um sich versammeln sehen, die ihnen, wie übermenschlichen Wesen, die unterwürfigsten Ehrenbezeugungen erwies. Aehnlich war es auch bei dem delphischen Kultus.

Ich fand mein Zelt Abends zu Dewarkudra (vier und drei Viertelstunden). Nicht weit hinter Paulmoor geht der Weg über eine lange Kunststraße, 45 bis 60 Fuß hoch, welche, quer über ein Thal gelegt, einen kleinen künstlichen, äußerst malerischen See bildet; der Wald steigt von allen Seiten bis an das Ufer des Sees; man glaubt eine Landschaft aus den Vogesen zu sehen. Kaum einige Minuten vor einem tüchtigen Regen kam ich an, und hatte das dem Galopp meines Pferdes zu danken. Meine Leute brachten eine sehr unruhige Nacht zu, indem ihre Vorurtheile das Mißgeschick des Regnens noch verschlimmerte. Nachdem sie ihren Reis einsam gekocht hatten, glaubten sie sich auch verpflichtet, denselben im Verborgenen zu essen. Sie verlassen den besten Ruheplatz, den besten Winkel am Feuer, um lieber in einem Straßengraben, mitten im ärgsten Regen, zu essen, als bei der Mahlzeit von einem Andern überrascht zu werden. „Einer der unterscheidenden Züge, die der Mensch vor dem Thiere voraus hat, ist das Vergnügen, das jener im gemeinschaftlichen Essen findet. In Indien findet dieses Vergnügen, Dank sei dem unseligen Kastengeist, gar nicht statt. Der Mensch ißt hier wie das Thier, einsam, schweigend; und die unteren Klassen, also die ungeheure Mehrheit des Volkes, nähren sich auf dieselbe Weise wie das Vieh, und von demselben Stoffe.“ *) Dicke Fladen von Korn oder Mais, mit mehr oder weniger ab-

*) Jacquemont.

scheulicher Butter gekocht, getrocknete und leicht geröstete Linsen, sind ihre gewöhnliche Nahrung. Dasselbe ist die Nahrung der Pferde, denen man jene Linsen aber nicht gibt, ohne sie vorher im Wasser einzuweichen. Nur an großen Festen, oder wenn der Herr ihnen ein Geschenk (inam) machen will, haben sie ausnahmsweise den Genuß einer Platte Reis, stark mit Zimmt, Pfeffer, Safran und Kardamom gewürzt.

Der Regen hörte vor dem andern Morgen nicht auf; glücklicherweise gab es in der Nachbarschaft Holz im Ueberfluß. Meine Leute machten ein großes Feuer, bei welchem nach und nach jeder sich niederkauerte: es war der Sammelplatz für diejenigen, welche die kalte Nacht nicht schlafen ließ. Jacquemont hat Recht, wenn er sagt, die Indier scheinen von Salz oder Zucker zu sein: sie zerschmelzen ordentlich unter dem Regen; er nimmt ihnen alle Spannkraft, und sie erliegen, wenn sie demselben nur wenige Tage ausgesetzt sind. Dieß rührt natürlich von ihrer wenig nahrhaften Kost und von ihrer mangelhaften Kleidung her.

Den 6. September, Markol (drei und eine halbe Stunde). Ich hatte viele Mühe, meine Leute in Marsch zu bringen; die Kälte hatte sie ganz erstarrt gemacht. Es kostete nicht weniger Mühe, sie von ihrem kalten und harten Boden, auf welchem sie in ihrem dicken Musselintuche liegen, aufstehen zu machen, als uns von unserem warmen und weichen Bette. Gegen Sonnenaufgang hörte ich sie während des Marsches klagen und vor Frost zittern; doch litten sie dieses lieber und marschirten langsam, als daß sie die Geschwindigkeit ihrer Schritte verdoppelt hätten, um sich zu erwärmen. Ich verließ wie gewöhnlich die Station zuletzt, um nachzusehen, ob nichts vergessen war, und zu verhindern, daß kein Nachzügler zurück blieb, und kam gegen eilf Uhr nach Markol. Es ist dieß ein großes Dorf, das mehr darbietet, als man sonst in diesem Lande antrifft. Einige prächtige, rautenförmige Gruppen von Mangobäumen, die ich auf meinem Marsche weit von jeder

menschlichen Wohnung antraf, bezeugen, wie sehr das Land seit einem oder zwei Jahrhunderten zu Grund gerichtet und verödet ist; denn dieser Baum scheint nirgends in Indien wild zu wachsen, zeigt also überall, wo er sich findet, die frühere Nähe von Menschen an. So oft eine solche Pflanzung an einem Orte angetroffen wird, ist sie somit einem Grabmonument einer ausgestorbenen Familie zu vergleichen.

Den 7. September, Maktal. — Dieß ist ein Marsch von sechs Stunden quer durch einen unerträglich einförmigen Landstrich. Immer neue Anhöhen zeigen sich am Horizont, aber ihr Anblick ist ewig der gleiche. Wälder und sogar die Dschungeln sind meist verschwunden: unaufhörlich folgen sich einzelne Felsen und wellenförmige Ebenen, letztere mit speargrass (Spitzgras) bedeckt, einem scharfen, spitzen Grase, das die Füße meiner Leute verwundete und mein Pferd und meine Ochsen hinken machte. Maktal ist eine beträchtliche Stadt, wo ein lebhafter Handel mit Tischzeug und groben Tüchern getrieben wird. Sein ominöser Namen (Mordstadt) kommt von den vielen Verbrechen, die in der Nachbarschaft verübt wurden. Es war noch nicht vor langer Zeit das Hauptquartier der freimaurerischen Mördergilde, Thugs oder Phansegars (Erdroßler) genannt. Jetzt ist es eine Kantonnirung der Armee des Nizam.

Die Garnison besteht nur aus einem Bataillon von Eingebornen, das von vier europäischen Offizieren eingeübt und kommandirt wird, nämlich von einem kommandirenden Hauptmann, einem Hauptmann zweiter Klasse, und zwei Lieutenants, welche auch die Stelle eines Adjutanten und Quartiermeisters versehen; außerdem hat es auch einen Stabs-Arzt. Drei Tage verlebte ich sehr vergnügt in diesem Kreise, für welchen meine Ankunft ein glücklicher Fund war. Die Offiziere sind sehr gut besoldet, und könnten sich in wenigen Jahren ein hübsches Vermögen sammeln; aber die Langeweile und das Heimweh macht ihnen das Leben unerträglich. Die Langeweile wirft sie an zwei Klippen: entweder ergeben sie sich dem Wein, oder

einem sinnlichen ausschweifenden Leben. Denke man sich eine Kolonie von vier oder fünf jungen Männern, wovon der erste 30,000 Frcs., der zweite 20,000 Frcs., die andern aber 15,000 Frcs. jährliches Einkommen haben, ohne die Möglichkeit, diese Summe zu verbrauchen und ganz auf sich selbst beschränkt, da auf vierzig Stunden in der Runde keine Gelegenheit zu gegenseitigen Besuchen ist; wenn man aber zum Lesen, als einzigem Unterhaltungsmittel, genöthigt ist, bekommt man endlich einen Abscheu davor. Ist Einer darunter verheirathet, so vermindert dieß, anstatt zum allgemeinen Vergnügen beizutragen, nur die Gesellschaft, und hindert das tägliche Beisammensein. Die Steifheit und Sprödigkeit der englischen Sitten machen das eheliche Leben zu einer Art ewigen Quarantaine, die man nicht zu überschreiten wagt. Und was soll man mit einer anglo-indischen Dame sprechen, wenn nicht von Putz, von Moden, von skandalösen Anekdoten, da sie sich beharrlich hinter ihre Abgeschmacktheit verschanzt und mit Leidenschaft auf die einzige Rolle sich beschränkt, die ihr von der englischen Sitte angewiesen ist, nämlich ein Meubel für das Schlafzimmer und eine Kindsmagd zu sein? Was werden nun unsere vier Einsiedler anfangen? Bald werden sie die Mühe aufgeben, eine solche Puppe zu unterhalten, den Tag, auf dem Sopha liegend, mit Hukah-Rauchen zubringen, und thun als lesen sie einige Journale oder Romane; auch trinkt Einer oder der Andere Branntwein und Wasser dazu. Abends werden sie ausreiten, zum Essen zurückkommen, und nach einer mehr oder minder langen Unterhaltung mit Hukah und Grog zu Bette gehen. Dieß ist ihr gewöhnliches Leben; aber sie sind mitten in einer faulen Civilisation, wo alle Laster auf der Oberfläche wimmeln, wo sich alle Knie vor dem goldenen Kalbe beugen. Die indische Mutter verkauft euch ihre Tochter und macht sich eine Ehre daraus; der glühende Himmel macht alle Leidenschaften gähren: bald werden sie den Lockungen nachgeben, sich ein kleines Serail anlegen und jeden Tag weiter in den Schlamm der Lüste versinken.

Es entsteht nach und nach eine kleine Mulattenfamilie, für welche sie unvermeidlich eine väterliche Zuneigung fassen, und nun ist jede Rückkehr zu einem geordneten, bessern Leben unmöglich. Jede Hoffnung, einmal eine wahrhaft sittliche Ehe zu schließen, das älterliche Haus, das Vaterland wiederzusehen, ist für immer verloren. Unmuth und Reue erwachen, wohl übertäubt ihr sie mit Wein oder Opium, sie reden immer lauter, und tödten euch endlich: und ein edles Herz hört auf zu schlagen, ohne die ihm vom Schöpfer angewiesene Bestimmung erfüllt zu haben. Man glaube nicht, daß diese Beschreibung nur die damalige Garnison von Maktal, oder überhaupt nur die Offiziere des Nizam treffe; es ist die Geschichte von drei Viertheilen der Offiziere auf allen Binnenstationen, wo dieselben Verhältnisse der Isolirung stattfinden.

Den 11. September. — Nachdem ich eine neue Eskorte von der Garnison zu Maktal genommen, und die Dienerschaft und meine Thiere hatte ausruhen lassen, setzte ich mich wieder in Marsch, um keinen Halttag mehr vor Bellary zu machen. Um drei Uhr Morgens trennte ich mich, nicht ohne Bedauern von diesen aufrichtigen und gastfreundlichen Offizieren. Das Städtchen Maktal bietet gar nichts Merkwürdiges dar: nur eine gemeine, unendliche Reihe von Hütten, außen und innen Schmutz und Koth. Eine Viertelstunde entfernt fand ich einen Fluß, Kirahully, den ich in Ermanglung einer Fähre durchreiten mußte. Ich fand keine Furth, setzte auf gut Glück hinein und würde ertrunken sein, wenn mein gutes Pferd mich nicht schwemmend an's andere Ufer getragen hätte; meine Leute waren glücklicher und ohne Hinderniß hinübergekommen. Vier Stunden weiter traf ich meinen alten Bekannten, den Krishna, welcher zu dieser Jahreszeit mit reißendem Strom sein ganzes Ufer füllte und eine Wasserfläche von ungefähr 1500 Fuß Breite darbot. Wir überschritten ihn in oben beschriebener Weise in Körben, und schlugen auf seinem rechten Ufer unser Lager bei Kirah, einem Ort von ungefähr 6 Hütten, in einer ganz

unbewohnten und von Bäumen entblößten Gegend. Hier mangelt dem Boden nur Bevölkerung und Anbau, denn nirgends wäre er fruchtbarer; es ist ein schwarzer, fetter, leichter Grund, cotton ground (Baumwolle-Boden) genannt, der sich im Regen auflöst, in der Trockenheit aber in weite und tiefe Furchen spaltet, welche für die Füße des Viehes sehr gefährlich sind.

Eine Abtheilung des englischen Linienregiments Nr. 46 setzte zu gleicher Zeit, wie wir, über den Fluß, aber in entgegengesetzter Richtung. Es waren Rekruten, welche zu dem Regiment, das damals in Sekunderabad lag, stoßen sollten. Bei dieser Gelegenheit sah ich zum erstenmal, mit wie viel Umständen der Uebergang über einen Fluß für ein anglo-indisches Korps wegen der Menge Wagen und Lastthiere verknüpft ist. Die Kameele verursachten den meisten Aufenthalt: die Thiere haben eine außerordentliche Furcht vor dem Wasser, und es war unmöglich, sie mit Gutem in die Körbe zu bringen; man mußte ihnen die Füße unter dem Bauch binden und sie dann von einem Dutzend starker Grenadiere wie einen Pack in den Korb werfen lassen. So war es nicht bei den Elephanten; diese haben kein Transportmittel nöthig; aber obgleich sie vortrefflich schwimmen, geben sie sich selten die Mühe. Sie steigen ganz kaltblütig in den Fluß und gehen auf dem Grund hinüber, während der Führer oben schwimmt, und sie mittelst eines Seiles, das am Rüssel befestigt ist, führt; diesen Rüssel strecken sie von Zeit zu Zeit über das Wasser empor, und athmen so frische Luft. Wenn aber die Tiefe fünfzehn bis zwanzig Fuß übersteigt, und das Wasser durch die Oeffnungen des Rüssels eindringt, so setzen sie ihre plumpen Füße in Bewegung und schwimmen, aber ohne ganz nach oben zu kommen, sondern unter dem Wasser, nur so, daß der Rüssel die Luft erreicht.

Da in dem armseligen Neste nur ein einziger Kornladen, wenige Schritte von meinem Zelte entfernt, war, so machte ich mir das Vergnügen, die Einkäufe meiner Leute zu beobachten, und die

Ausgaben für ihren täglichen Unterhalt zu berechnen. Ihr Frühstück besteht gewöhnlich in einem halben oder ganzen Pfund Reis, leicht geröstet und zerrieben, mit einer Art Erbsen gemischt, die, angefeuchtet und ihrer Haut entledigt, einige Augenblicke am Feuer kochen. Auf dem Wege nun kauen sie dieses Gemenge ganz trocken. Von beiden zusammen kostet das halbe Pfund 4 Centimes; hie und da setzen sie ein wenig Zucker bei, der 16 Centimes (4½" kr.) das Pfund kostet.

Eine mittlere Mahlzeit kostet 16 Centimes; sie besteht aus anderthalb oder zwei Pfund in Wasser gekochtem Reis, einigen Kräutern und spanischem Pfeffer, die man am Wege gesammelt oder gestohlen hat, und ein wenig Salz und abscheuliche Butter. Wer noch besser leben will, fügt Safran und Tamarinden bei, was ein ganz gutes Gemenge gäbe, wenn nicht der übermäßige Beisatz von Pfeffer Mund und Kehle den ganzen übrigen Tag feuern machen würde. Die Ausgabe dafür beträgt dann wohl 20 Centimes (5½ kr.). Zwei und eine halbe Rupie (6 Franks und 25 Centimes, ungefähr 2 fl. 54 kr.) monatlich sind also zum leiblichen Unterhalt eines Menschen nothwendig. Fleisch ist etwas, was man sich nur an großen Festen erlaubt, oder wenn der Herr der Dienerschaft ein Geschenk damit macht. Es ist ihnen das angenehmste; nach einem besonders ermüdenden Dienst, oder wenn der Herr schon lange nichts mehr gespendet hat, versammeln sie sich vor dem Zelt, und bitten jenen um ein Bukra (Schaf oder Ziege) indem sie dieses Wort als gleich bedeutend mit Geschenk brauchen. Der Preis dafür ist beinahe überall der gleiche, eine Rupie *) für das Schaf, das sie unter gewissen Gebräuchen schlachten und dann theilen, damit es jeder nach seinem Belieben kocht.

---

*) Die Rupie gilt 2 Franks 50 Centimes, (1 fl. 10 kr.) und theilt sich in 16 Anas.

Wenn wir obige Berechnung der Lebensbedürfnisse eines Proletariers fortsetzen wollen, so müssen wir auch seine jährliche Kleidung anschlagen, wo sich Folgendes herausstellt:

Ein Turban, im mittlern Preis	2 Rup.		5 Frs.	
Ein gefüttertes und wattirtes Kottunkleid	2 Rup.		5 Frs.	
Ein Paejama (türkische Beinkleider) auch von Baumwolle, aber von anderer Farbe als das Unterkleid, oben weit, unten eng, von ganz unförmlichem Schnitt, kostet	1 Rup.	10 Anas.	4 Frs.	10 Cts.
Ein Stück groben Mousselin, als Gürtel um den Leib gewickelt, und über die linke Schulter gelegt . . .	1 Rup.	12 Anas.	4 Frs.	40 Cts.
Ein Paar Pantoffeln . .		12 Anas.	1 Frs.	90 Cts.
Endlich ein Comli, ein grober wollener Mantel . .	1 Rup.	6 Anas.	3 Frs.	44 Cts.
Die Unterhaltung der Kleidung beträgt also jährlich . .	9 Rup.	8 Anas.	23 Frs.	84 Cts.

oder 2 Franks monatlich. Rechnen wir Nahrung und Kleidung zusammen, so findet man, daß der Taglöhner oder Arbeiter für seinen allernothwendigsten Bedarf monatlich 8 Francs 25 Cts. nöthig hat; doch übersteigt der Lohn, welchen die Verwaltung den Arbeitern bei den Salzwerken, Straßen, oder den der Bauer seinem Taglöhner zahlt, selten 7 Francs 50 Cts., während die Frauen nur 3 Francs 75 Cts. erhalten.

Wenn man bedenkt, daß Korn und Reis in den vereinigten Staaten wohlfeiler als in Indien sind, und daß der amerikanische Arbeiter täglich 3 bis 4 Franken erhält, so kann man sich einen

Begriff von der verhältnißmäßig schlechten Lage der indischen Einwohnerschaft machen. Obgleich hier der Unterschied der Jahreszeiten nicht weniger charakteristisch und fühlbar ist, als doppelt so weit vom Aequator entfernt, so ist das Elend der unermeßlichen Mehrzahl der Einwohner und die Einförmigkeit ihrer ärmlichen Existenz doch so groß, daß in ihrem Zustand allein nichts ändert, wenn auch sonst um sie her Alles ändert: die gleiche Nahrung, dieselbe Kleidung muß für jede Zeit genügen; ihre Hütten schützen sie weder vor der übermäßigen Hitze des Frühlings, noch vor dem Regen des Sommers, noch vor der Kälte des Winters. Von einer Jahreszeit zur andern handelt es sich nicht um den Wechsel des Vergnügens, sondern nur um den Wechsel des Leidens. *)

Man wirft vielleicht ein, der indische Arbeiter trägt selbst einige Schuld daran. Allerdings arbeitet er nicht eben viel; ohne Kraft und ohne Verstand sorgt er nicht für die Zukunft, und wird manche Gelegenheit, sich für spätere schlechte Tage im voraus etwas zu verdienen, vorübergehen lassen; aber nicht hier liegt die Grundursache des Uebels. Auch nicht die Verwaltung ist es, die mit ihren Steuern das Volk in solchen Jammer bringt: das Uebel liegt in der Art der Verwaltung, wodurch das Land wie von einem Krebsfraß aufgezehrt wird! Es ist dieß das System, welches wir unter dem Namen Ijarah schon bei den Staaten des Nizam beschrieben haben, und dessen Wirkungen wir später bei den Staaten der Kompagnie kennen lernen werden, wo es unter dem Namen Zemindari die meisten Distrikte zu Grund richtet, um einen Mann auf zwanzig tausend zu bereichern. Dieses System ist es, welches die Anzahl der Armen ins Unendliche vermehrt und somit die Arbeit des Menschen zu der wohlfeilsten Waare macht, weil bei solcher Concurrenz und im Angesicht einer so unmittelbaren Noth, des ungeduldigsten Hungers, der Arbeiter nie wagen wird, einen Lohn zu

---

*) Jacquemont.

fordern, der mit seiner Anstrengung und seinen Bedürfnissen im Verhältniß steht.

Die glücklichste Menschenklasse ist noch die der Diener, seien sie bei bei Indiern oder bei Europäern; doch sind sie bei den Letztern noch besser bezahlt. Mein Kansaman oder Khetmatgar (Kammerdiener) bekommt 8 Rupien (20 Frs. = 9 Fl. 20 Kr.) monatlich, aber ohne Kleidung und Kost; damit unterhält er eine Frau und Kinder und führt sie sogar mit sich. Ebenso hat mein Ghorewala und mein Laskar monatlich 7 Rupien; der Maity und Ganswala bekommen nur 5 Rupien. Die Diener der Eingebornen haben einen weit geringern Lohn, aber ihr Dienst ist auch milder und weniger anstrengend. Dort haben sie nichts zu thun, als in der Nähe des Herrn sich aufzuhalten und Sahib (Heer)! zu antworten, wenn jener Koee hae (he da, Jemand)! ruft. Sie haben nur um ihn zu sein und ihn zu begleiten. Die Eingebornen haben auf der Reise auch ebenso viel Leute zur Bedienung wie die Europäer, aber bei ihnen ist kein Wagen abzupacken, kein Zelt aufzuschlagen, kein Bett zu machen, nichts als seine Decke in einem Karavanserai auszubreiten, wenn es regnet, oder unter einem Baum, wenn es schön Wetter ist, und sein Kaleioun anzuzünden. Auf der Reise geht Jeder mit seinem Säbel, seinen Pantoffeln und seinem kleinen Päckchen in der Hand, während unsere Leute tausend Sachen für uns zu tragen und unaufhörlich unsern Anforderungen und Bedürfnissen Genüge zn leisten haben.

12. September, Rachore (vier Stunden). Rachore ist die Hauptstadt eines kleinen mahomedanischen Nuwab, der ein Vasall des Nizam ist, und dessen Erblehen sich bis hieher zwischen den Krishna und Tombuddra erstreckt. Der Bazar ist außerhalb der Stadt und von ihr, die nach maurischer Weise befestigt ist, getrennt. Sie ist von einem in Felsen gehauenen Graben umgeben, aber die Brustwehren sind in ganz schlechtem Zustand, und eine sehr zugangbare Anhöhe, welche auf eine halbe Kanonenschußweite die Stadt

beherrscht, ist unbefestigt. Die Garnison besteht aus dreitausend Pathanen: so nennt man eine Menschenklasse, deren Väter Araber, die Mütter aber Indierinnen sind, und die Anspruch darauf macht, für Araber angesehen zu werden. Die Waffen und das ungestüme Wesen haben sie von ihren Vätern, aber nicht deren Muth. Ich habe nie begreifen können, warum die Regierung der Kompagnie so lange die Existenz dieses Wespennestes zugegeben hat; man muß es doch einmal zerstören, vielleicht wann die Umstände es schwieriger machen, und dann wird es manches theure Menschenleben kosten. Alle Räubereien, die auf mehrere Meilen im Umkreise geschehen, und alle Empörungen im Gebiete des Nizam lassen sich bis in diese Diebshöhle verfolgen. Ihre Unverschämtheit gegen europäische Reisende, wenn es nicht gerade sehr hohe Offiziere oder Steuereinnehmer sind, ist unglaublich, namentlich unter den Augen einer so kräftigen Regierung, wie die englische.

Bei jenem ersten Besnch hatte ich keine Gelegenheit, diese Unverschämtheit selbst zu erproben, da ich mit allem Nöthigen von Maktal aus im Ueberflusse versehen war; aber bei meiner zweiten Rückkehr, mehrere Jahre später, hätte ich an diesem Orte ermordet werdeu können. Es war der 24. Januar 1835; ich war gegen Mittag erschöpft und gänzlich entblößt angekommen. Als mein Diener sich auf dem Bazar zeigte, um einzukaufen, verbot der Cotwal, eine Art Bürgermeister, den Kaufleuten, ihm etwas abzugeben; man verweigerte uns sogar das Wasser am Brunnen. Erbittert über eine solche Beleidigung, hatte ich die Unklugheit, mich rächen zu wollen. Ich ließ meine Leute sammt dem Gepäcke vorausgehen; als ich nun glanbte, sie seien weit genug entfernt, ritt ich nach dem Hause des Cotwal, den ich mitten unter seinen Banditen antraf. Da ich hinlänglich mit dem reichen Schimpfwörterschatze der Hindostani bekannt war, so hielt ich eine Anrede, die der Eitelkeit der Einwohner von Rachore wenig schmeicheln mußte, indem ich sagte, da sie so wenig die Gesetze und Rechte

der Gastfreundschaft kennen und ehren, sollen sie sich nicht mehr für Araber ausgeben: sie seien nur elende Banditen, es sei bekannt, daß schon seit zehn Generationen sie nur Bastarde seien, und was es Schmeichelhaftes mehr für ihre Weiber gab. Ich kannte die elektrische Wirkung einer solchen Schimpfrede: zwanzig Dolche blitzten gegen mich, aber mein Pferd hatte sich schon in Galopp gesetzt, und das Pfeifen einiger Kugeln verdoppelte seine Geschwindigkeit nur.

Den 13. September, Deraghery (vier und eine halbe Stunde). Das Land wird immer menschenleerer. Eine oder zwei Hütten in dem ganzen Raum, den ich durchzog! Beinahe kein Anbau! Hügel von Granit folgen sich unregelmäßig, aus ungeheuren, auf einander geschichteten Blöcken bestehend, mit Gestrüppe und rothem, einförmigem Moos bedeckt. Auf diesem Wege fand ich eine sehr malerische Kavalkade: es war ein reichgekleideter Muselmann auf einem persischen Pferd von der Bahaderie-Race, die man mit gewürzten Fleischkugeln nährt, und die einem fetten Ochsen gleichen. Der Bahaderie ist ein mächtiges, plumpes Thier, mit groben Knochen, immer in Bewegung, immer steigend, er erschöpft seine Kraft in Schwenkungen und kommt kaum von der Stelle, während er Feuer aus seiuen Nüstern zu schnauben scheint. Seine Dicke und seine scheinbare Wildheit empfehlen ihn in den Augen der Eingebornen am meisten. Nach dem Muselmann kamen zwei Frauen und ein kleiner Knabe, alle drei rücklings auf einem andern Pferd, das am Zaume geführt wurde; die Frauen waren dicht verschleiert. Ein Dutzend Diener folgten zu Fuß, alle mit Säbeln und Schilden, einige mit Hellebarden, andere mit Luntenflinten. Zwei Coulis und eine kleine Tattoo-Mähre *) trugen das Gepäcke der Herrenfamilie und

*) Tattoo nennt man ein kleines, indisches Pferd, so groß, wie ein Esel, ebenso genügsam, aber gelehriger: eines kostet 30 bis 40 Frcs.

der Dienerschaft; denn die Eingebornen, sogar die reichsten, belästigen sich nie mit vielem Reisegeräthe: sie nehmen vielleicht einige Edelsteine, einige Schawls, einiges Linnenzeug zum Wechseln mit sich, dieß ist Alles.

14. September, Madaveram (vier Stunden). Drei und eine halbe Stunde von Veraghery trifft man das sandige Bett des Toombuddra oder Toongahuddra, dessen Breite ungefähr 1000 Fuß beträgt; gegenwärtig aber fließt uur ein schmaler Faden Wasser in der Mitte, von Zeit zu Zeit durch natürliche Felsendämme überragt. Ich durchritt den Fluß auf einem solchen Felsenkamm, wo ich nur drei Fuß Wasser fand. Nun war ich auf dem Gebiet der Kompagnie; sogleich erkennt man die Spuren einer bessern Verwaltung: nirgends ist der Unterschied so auffallend, wie hier, denn das jetzt betretene Gebiet ist ein neu erworbenes Land, unter der Verwaltung eines europäischen Steuereinnehmers, keines Zemindar's, und also verhältnißmäßig in der möglichst vortheilhaften Lage. Die Bevölkerung ist dichter, der Anbau ausgedehnter, die Höfe sind einander näher, man sieht jetzt sogar eine Art Straße, während es bisher nur einen Fußpfad gab.

15. September, Hiratoumbalam (5 Stunden). Da ich mich auf die Beschreibung des Weges, wie sie in dem Almanach von Madras enthalten ist, verließ, unterließ ich es, einen Führer zu nehmen, was immer mit Gewalt geschehen muß, da nie einer freiwillig geht; so verlor ich mich in den vielen Wegen. Mit sinkender Nacht gelangte ich auf eine dem Anscheine nach öde und verlassene Ebene, von allen Seiten am Horizont mit nackten und einförmigen Hügeln umgeben; ich wußte nicht, welche Richtung ich einzuschlagen hatte, und meine Leute waren in derselben Verlegenheit, als die kläglichen, langehaltenen Trompeten-Töne eines Joghi in dieser Entfernung denen eines Dudelsacks ähnlich, bis zu uns herüberklangen. „Die Hindu bedienen sich bei ihren Prozessionen „und religiösen Ceremonien zweierlei Arten von Trompeten: die

„eine ist gekrümmt, die andere ist gerade und 7 Fuß lang, meistens „unten hornförmig ausgeweitet, und an verschiedenen Theilen der „Röhre wie eine Kugel ausgebaucht. Dieses Instrument ist so „schwer, daß derjenige, welcher es in der Linie seines Mundes „hinaushalten will, der Herkules seines Ortes sein muß. Sein „Ehrgeiz besteht darin, ihm einen Ton zu entlocken, den er dann „so lang als möglich aushält;" *) aber da er mit abnehmender Kraft bläst, ändert sich der Ton, wird tiefer, erlöscht beinahe, bis er mit neuem Athem angeblasen zu schreiender Höhe ansteigt. Trommeln von Kupfer und Holz, Cymbeln und Tamtam begleiten diese abscheulichen Trompeten, halten aber doch wenigstens Takt. Durch dieses braminische Angelus geleitet, kamen wir an ein mittelmäßiges Dorf, das früher beträchtlicher gewesen sein muß und wo jetzt noch eine hübsche Pagode aus der guten Zeit der Kunst zu sehen ist; die ganze Außenseite ist mit Skulpturen nnd Reliefbildern geschmückt, welche theilweise sehr anstößige Scenen darstellen. Hier trifft man wieder Felder mit Korn, Lein und Reps; wenn man dem Dorfe den Rücken kehrt, könnte man sich in Europa glauben.

Den 16. September, Adony. — Hiratoumbalam liegt am Fuß einer Gebirgskette, durch welche eine Schlucht, die aber für meine Ochsen nicht zugänglich war, zur nächsten Etape Adony führt; ich schickte daher mein Gefolge auf der neuen Straße, die in einem Halbkreis die Gebirge umgeht, fort, und wagte mich, nur von meinem Stallknecht begleitet, iu diese Schluchten. Es gibt nichts Rauheres und Wilderes; es sind wahre Kaskaden von Granit: endlich mußte ich absteigen, da ich meinem Pferde nicht mehr traute. Wenn man den südlichen Abhang hinabsteigt, hat man eine Reihe der schönsten Ansichten und zuletzt das Panorama der kleinen Stadt Adony, die in der Ebene liegt und von da aus gesehen, sich am besten ausnimmt: die Häuser der Armen,

---

*) Jacquemont.

meist aus Lehmwänden gebaut, stehen so eng aufeinander, daß man nur die Ziegeldächer sieht, während die Moscheen und die Häuser der Reichen offen ihre Steinwände zeigen. Bäume, die man schon lange vermissen mußte, erscheinen wieder in reicher Fülle, und durch das dichte Gebüsch schimmern die goldenen Zinnen der Minarete. Es ist das Mukrabbah oder Mousoleum irgend eines mahomedanischen Nuwab; ein so frischer und anziehender Aufenthalt, daß ich lieber hier, als im Bungalo der Kompagnie mein Lager aufschlug.

Die mahomedanischen Gräber, obgleich an und für sich gewöhnlich sehr einfach, sind beinahe immer in ihren Neben- und Außentheilen zu anmuthig und geleckt. Diese Arabesken, diese phantastischen Gesimse, diese mit Emaille bedeckten Minarete, die marmorne Umzäunung, äußerst leicht durchbrochen, alles verwischt jede Empfindung, die der einfache Sarkophag erwecken könnte. Die Todten scheinen es so gut zu haben, sie sind zu elegant gebettet, daß kein melancholischer Gedanke aufkommen kann; anstatt sie zu beklagen, möchte man sie beneiden. Dadurch verliert der Tod und das Grabmal jede Bedeutung: der mahomedanische Architekt hat seine Aufgabe verfehlt, indem er sie überschritten.

Mehrere Imane versehen den Dienst bei diesem Grabmal und lösen sich mit ihren Gebeten ab. Immer habe ich mit Interesse diesen mahomedanischen Ritus beobachtet, der so rührend, so edel ist, daß ich ein Schüler des Propheten sein möchte, wenn ich nicht ein Christ wäre. Während des Tages sprechen sie nur von Zeit zu Zeit einige Verse aus dem Koran, aber Abends, bei Sonnenuntergang, erreicht der Kultus eine wahrhaft großartige Höhe. Voll von Inbrunst, in tiefer Betrachtung versunken, nehmen sie dennoch unwillkührlich die schönsten, angemessensten Stellungen an, sei es nun, daß sie beim Gebet die Arme über der breiten Brust kreuzen, auf dem Rasen mit verdecktem Gesicht niederknien, oder mit ihrer Stirne die Erde berühren. Die Menge, der Lärm der Welt, nichts kann sie stören; sie scheinen weit dieser Welt entrückt zu sein,

und der Himmel könnte, wie Horaz so schön sagt (si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae), einstürzen, ohne ihr Gemüth zu erschüttern.

Die große Moschee, mitten auf dem Bazar gelegen, ist von sehr gewöhnlicher Bauart; doch bietet sie eine Merkwürdigkeit dar: dieß ist eine von Granit ausgezeichnet gearbeitete Kette, welche am Gewölbe hängt und dort eine Guirlande von sechszig Fuß Länge bildet; ihre Ringe sind augenscheinlich aus einem Block geschnitten und haben nirgends eine Naht. Man findet zu Adony weder Europäer noch Seapoyen (mit Ausnahme des alten Invaliden, der den Bungalo besorgt); einige eingeborene Schreiber und Polizeiagenten, von dem Hauptsteuereinnehmer ernannt, genügen zur Verwaltung. Dieser Beamte macht aber alle Jahre eine Rundreise, um dem Friedensgerichte zu präsidiren und die Pachtungen zu erneuern. Der dortige Gewerbsfleiß beschäftigt sich vornämlich mit türkischen Tapeten von jeder Größe und jedem Preise, womit bedeutender Handel getrieben wird; sie verstehen der Wolle die schönsten Farben zu geben, die nie abschießen. Die Bevölkerung erreicht etwa 6 bis 8000 Seelen.

17. September, Ballour (5 Stunden). Beinahe alle Ländereien von Adony an sind angebaut, die Dörfer näher bei einander und ziemlich bevölkert, mit rautenförmigen Gebüschen von Mongobäumen umgeben. Die Häuser sind besser gebaut und werden als Eigenthum der Kompagnie ordentlich unterhalten und ausgebessert. Jeder hat einen kleinen Hof, durch Palissaden und Astwerk gebildet. Das Gebirge von Adony verschwindet im Nordwesten, und nur einzelne Hügel kommen hie und da noch vor; beinahe alle haben die Form eines abgestumpften und abgeplatteten Kegels.

Den 18. September, Bellary (sechs Stunden). — Beim Abmarsch von Ballour trafen wir die letzte Dschungle, voll von Kaktus; später fanden wir keine solche öden Stellen mehr, und die Landschaft bessert sich zusehends, je weiter man kommt; die Straße,

sonst voll Sand, so daß mein Pferd Mühe hatte, durchzukommen, wird fester; der Boden ist ein schwärzliches angeschwemmtes Land, von den Engländern cotton-black-soil (schwarzer Baumwolleboden) genannt. Die Moscheen, auf der Seite von Adony so häufig, werden seltener und die gemeinen Kapellen der Hindu zeigen sich auf allen Seiten. Ein abgestumpfter, mit Befestigungswerken versehener Kegel zeigt sich am ebenen Horizont; aber man braucht noch geraume Zeit, dorthin zu gelangen; er erhebt sich immer mehr, aber die Straße vor uns scheint auch immer länger zu werden. Endlich kommt man auf eine makadamisirte Kunststraße zwischen zwei Reihen schöner Bäume; man geht an einem europäischen Kirchhofe vorüber, dann längs dem äußeren Glacis eines festen Platzes und tritt, eine große Vorstadt links lassend, durch ein gewölbtes Thor in die Wälle ein. Zwei Schildwachen, in rothem Rocke, dürr wie Stöcke, mit kurzen, blonden Haupthaaren, aber unbärtigem Gesicht, machen sich über meinen Reiseanzug lustig: es waren zwei Soldaten von meinem Regimente; ich war zu Bellary.

Vierzehntes Kapitel.

Eintritt in's Regiment; Zusammensetzung eines englischen Regiments; Gleiche Stellung der Offiziere unter einander als Gentlemen; Einrichtung der Offiziers-Gesellschaft; Vorstand derselben; Präsident bei der gemeinschaftlichen Mittagstafel; unübersteigbare Scheidelinie zwischen Offizieren und Soldaten.

Ein Empfehlungsbrief, den ich an einen Artillerie-Offizier zu Bellary hatte, sicherte mir eine Unterkunft, bis ich meine neue Stellung kennen gelernt und mich eingerichtet haben würde. Eine solche Empfehlung reicht beinahe immer hin, daß man sich hier, in diesem gastfreundlichen Lande, bei einer bisher ganz unbekannten Person ganz wie in seinem eigenen Hause einbürgere: es versteht

sich von selbst, daß man gemeinschaftlich ißt, und daß alle Dienerschaft und das ganze Haus dem Gast zu Gebote steht. In einem Lande, wo es keine Gasthöfe gibt, wo selbst in den bedeutendsten Orten eine öffentliche Unterkunft für mehr als zwei Familien nicht zu finden ist, wo aber dabei ein solches Hin- und Herziehen, ein solches Nomadenleben stattfindet, in Indien mußte man die Nothwendigkeit der Gastfreundschaft lebhaft empfinden und der Gebrauch hat sie als eine heilige Pflicht festgestellt. Was man heute leistet, genießt man morgen, es ist ein gegenseitiger Austausch, bei dem Alle gewinnen. Natürlich ist eine solche Einrichtung allein in einem Lande möglich, wo es nur einen einzigen privilegirten Stand gibt, wo Jedes seinen bestimmten Platz hat, wo Jeder an seiner Farbe, seiner Uniform, seiner Sprache zu erkennen ist, und wo ein Abenteurer nicht leicht sich einschleichen kann. Nur in den Kolonien kann eine solche Gastfreundschaft keimen und gedeihen, wo die Bedürfnisse gering und die Lebensmittel wohlfeil sind. Kein Korps der indischen Armee aber treibt die Ausübung dieser Pflicht auf einen so hohen Grad, als die Artillerie. Die Offiziere dieser Waffengattung sympathisiren auch mehr mit den Offizieren der königlichen Armee, die ebenfalls nur Europäer kommandiren, da zwischen ihnen nicht die Reizbarkeit herrscht, welche so häufig bei den Seapoy-Offizieren angetroffen wird, indem diese immer geneigt sind, über die endlose Streitfrage der militärischen Tüchtigkeit der Eingeborenen den Fehdehandschuh hinzuwerfen oder aufzunehmen.

Kirkpatrik Timmins und Lyon Barrow, beide Artillerie-Lieutenants, waren die fröhlichsten und angenehmsten Kameraden, wie man sie nur an einer Tafel oder in einer Gesellschaft sich wünschen konnte. Der erste unterlag einem frühzeitigen Tode, als Opfer des Klimas; der andere lebt noch unter dem Himmel Indiens; möge er ein freundlicheres Geschick finden, als sein Freund! Bei diesen Beiden sammelte ich mich vorher, ehe ich in mein neues Leben eintrat.

Mein Herz klopfte gewaltig, als ich die Schwelle des Bungalo betrat, wo ich mich meinem Kommandanten vorstellen sollte; der Zufall hatte mich ihn schon zu Hyderabad treffen lassen, wohin er gekommen war, um an einer Sitzung des Kriegsrathes Theil zu nehmen, aber ich hatte ihn damals wenig beachtet, da ich nicht voraus sehen konnte, daß das Schicksal mich einmal in seine Nähe bringen würde. Im Augenblick, wo ich mich ihm vorstellte, saß er an einem Tische voll von militärischen Berichten, zwischen zwei Offizieren, wovon der Eine die eiserne Säbelscheide des Adjutanten trug. Der Oberstlieutenant Charles Mill zählte ungefähr fünfzig Jahre und sein Gesicht trug die erzfarbene Blässe, welche einen langen Aufenthalt in den tropischen, ungesunden Klimaten anzeigt. Es war ein Veteran der spanischen Armee, hatte sein ganzes Leben im Feldlager zugebracht und fühlte sich auch nie heimisch in einem Salon. Seine Augen waren durchdringend und voll Verstand; aber eine linkische Schüchternheit machte, daß er dieselben oft senkte und daß er im Sprechen stockte, obgleich er einen gewählten und eleganten Ausdruck besaß. Schottländer, und wie alle diese, Patriot bis zum Uebermaß, hatte er in zwanzig Schlachten die Franzosen achten gelernt, aber nicht lieben. Er war zu sehr von einer Hemisphäre zur andern hin- und hergeworfen worden, als daß er Zeit gehabt hätte, sich zu verheirathen, und hatte alle seine Liebe auf einen jungen Schotten, einen entfernten Anverwandten, übergetragen, der seit zwei Jahren als Freiwilliger auf seine Kosten diente, und für den er schon seit lange die Unterlieutenantsstelle gefordert hatte, die mir nun zu Theil geworden war. Dieser junge Mann, Alexander Campbell, war der Liebling des ganzen Regiments; Niemand hatte an seiner Ernennung gezweifelt, und der Unwille war allgemein, als man erfuhr, daß nicht nnr diese Hoffnung getäuscht, sondern sogar ein Fremder an seine Stelle ernannt war. So war die Stimmung doppelt ungün-

stig gegen mich, als ich mich meinem Kommandanten und dem Korps vorstellte.

Uebrigens benahm sich der Kommandant mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, als ich meinen Namen nannte und mich als Neueingetretenen meldete. In seiner Art zu sprechen war keine Spur von gebieterischem, befehlendem Tone. Er hieß mich beim Regiment willkommen, erkundigte sich nach meiner Reise, ließ einige Worte über den Instruktions- und Exerzier-Kurs fallen, den ich durchzumachen hatte, und sagte endlich scherzend, die Disciplin im 55sten Regiment sei streng und er empfehle mir, die Gewogenheit des Herrn Adjutanten zu erwerben, der diese meine Instruktion zu leiten und darüber zu berichten habe. Darauf gab er einige Befehle wegen meiner Ausrüstung und wandte sich dann an den anderen Offizier mit den Worten:

„Sie, Herr Dauben̈y, haben die Güte, Herrn von Waaren unsern Kameraden vorzustellen; er findet, ich bin es überzeugt, unter ihnen die angenehmste Gesellschaft .... Adieu, meine Herren, bei der Tafel sehen wir uns wieder!“

Ich ging mit meinem neuen Bekannten, der mich einführen und vorstellen sollte: es war ein junger Mann von hübschem, rundem, blühendem Gesicht, voll von Freimuth und Gutmüthigkeit, der an dem Dienst leidenschaftlich hing, in sein Regiment aber wahrhaft verliebt war. Er betrachtete mit Aerger den französischen Schnitt meines schwarzen Fracks, und war untröstlich darüber, jedoch ohne es mir zu gestehen, daß ich am Tage eines großen Offiziers-Festessens so gekleidet erscheinen sollte. Er schlug mir vor, er wolle mich zum Regimentsschneider begleiten, und über meine Ausrüstung, die so elegant als möglich sein sollte, ein wachsames Auge haben. Indem ich seine Güte annahm und mich dafür bedankte, konnte ich doch kaum ein Lächeln über die Wichtigkeit und Gönnermiene, die er annahm, unterdrücken. Er entledigte sich übrigens seines Auftrags, mich vorzustellen, mit der besten Art.

Ich war glücklich in der Wahl des Regiments gewesen, die große Mehrzahl der Offiziere des 55sten Regiments hatte den vollkommensten Anspruch auf den Namen und das Wesen eines Gentleman. Alle gehörten der Geburt, dem Vermögen oder der Erziehung und Bildung nach den höhern Ständen an, und bildeten unter sich eine Gesellschaft, die unendlich höher stand, als man sonst berechtigt war, in dem wechselvollen militärischen Leben es zu erwarten. Einige von ihnen besitzen heute noch meine Achtung und meine Freundschaft, anderen habe ich mit innigem Bedauern ins Grab nachgesehen, und nur mit einem von Trauer und Freude gemischten Gefühl komme ich heute auf ihre Namen und ihre Charaktere, die tief in mein Gedächtniß gegraben sind, und auf jene Zeiten zurück, wo wir so eng verbunden waren.

Adjutant *) des Regiments war der arme Heriot, der hübscheste, bravste und freigebigste Mann. Nie hat die schöne, glänzende Uniform Englands einen zierlichern Körper bekleidet; nie haben mich sanftere Augen, eine edlere und ruhigere Stirn so lebhaft an den Vers erinnert:

L'homme est un dieu tombé, qui se souvient des cieux.
(Der Mensch ist ein gefallener Engel, der die Erinnerung an den Himmel noch in sich trägt.)

Nie war ein Herz mehr von Muth, Ehre und Ruhm erfüllt, als das seinige bei seinem Eintritt in das öffentliche Leben. Auf dem Punkte, eine Compagnie zu bekommen, verlor seine Familie ihr ganzes Vermögen; er überließ das ihm zugefallene mütterliche Erbe

---

*) Es gibt in den französischen und deutschen Armeen keinen Rang, der dem des englischen Adjutanten ganz entspräche; dieser ist Regiments-Adjutant und zugleich Instruktions-Lieutenant; sehr häufig ist er ein avancirter Unteroffizier. Heriot aber war aus einer guten Familie und in der Kriegsschule gebildet.

seinem alten Vater und verlor so, wenigstens auf lange Jahre hinaus, jede Hoffnung auf Avancement, da man in der Armee nur durch Stellenkauf vorrückt. Bei seiner ersten Schlacht wurde er zusammengeschossen, aber nicht getödtet; eine Pension, zu kärglich, um ihm den Rücktritt vom Dienst zu gestatten, überläßt er seiner jungen Frau, die nicht die Mittel hat, ihm zu folgen. Er schleppt sich so immer noch in unsern Reihen fort, schwach, erschöpft, immer Lieutenant und ohne Hoffnung, einen höhern Rang zu bekommen, der sein Marschallsstab wäre. Er hat keine Freude mehr am Dienst; es ist Niemand im Regiment, der ihn nicht beklagen und nicht gerne den Dienst, so oft er an ihn kommt, für ihn versehen würde. Er ging mit nach China, um dort den Tod zu suchen: wenn er ihn findet, dürfen seine Freunde ihn beklagen? Nein, denn für ihn hat die Zukunft kein Glück, er ist zu gut für diese Welt.

Und Henry Bayly . . . mein Kamerad, mein Freund, mein Bruder, mein Mitfähndrich; wie oft standen wir ermüdet während der unendlichen Exerzitien neben einander, mit den beiden Fahnen in der Hand, bis endlich unsere Arme unter der ruhmvollen Last sanken! Er ruht in einem unberühmten Grabe bei der kleinen Stadt Gosport, unter dem feuchten Himmel seines Vaterlandes und... ich will mich nicht weiter bei seinem Andenken aufhalten, es ist zu betrübend für mich.

Ich fand in diesen beiden Männern das ächt englische Gepräge, und zugleich einen Grad von Vollkommenheit, den zu erreichen keinem Franzosen möglich sein wird. Der Leser hat gesehen, wie wenig geneigt ich bin, die Fehler der englischen Gesellschaft nachsichtig zu übersehen; ich stelle sie keinen Augenblick neben die unsrige, was die anziehenden Eigenschaften, was Höflichkeit, Wohlwollen, Einfachheit, was die Annehmlichkeiten, die das Glück des Lebens ausmachen, was Anmuth, Freundlichkeit, angenehme Manieren u. s. w. betrifft; aber wie man den Diamant nicht in Gold- und Silber-Gruben findet, sondern in Kies- und Sand-Lagern, so trifft man

den höchsten Mannes-Typus unter den rohen Elementen unseres Nachbarvolkes; der vollkommene englische Gentleman ist der Phönix der menschlichen Gattung. Es fehlt dem Franzosen, um diesen Grad zu erreichen, nur an dem tieferen Gefühl seiner persönlichen Würde, an einer religiösen Achtung für sein göttliches Theil. Es gibt wenige unter uns, ich möchte sagen, es gibt keinen unter uns, der ein Held für seinen Kammerdiener oder in den Augen seines besten Freundes wäre. So vortrefflich der Franzose in Gesellschaft, vor Fremden, vor Damen erscheinen mag, gerade seine Gutherzigkeit läßt ihn sich Abbruch thun, sobald er mit seinem Herzensfreund, mit seinem Schulkameraden, seinem Vertrauten oder seinem Liebes-Boten allein ist. Es ist, sagt man, nur das Uebermaß der zwei Tugenden, des Mangels an Affektation, und des unserem Temperament eigenen Frohsinns; aber wir haben auch die entsprechenden Fehler, eine Neigung sich gehen zu lassen, ein Hang zur Uebertreibung und zu Possen, welche man oft mit Staunen bei den ernsthaftesten und gescheidtesten Menschen sieht. Der vollkommene englische Mann wird sich nie gehen lassen, sich nie etwas vergeben; bis in die kleinsten Einzelnheiten seines Lebens begleitet ihn sein Gewissen und das Gefühl seiner Würde. Auch seine Gemüthsart kann ihn nicht verleiten, denn sie hat dieselbe Härtung wie sein Aeußeres; sein Haus dürfte von Glas sein, jede seiner Handlungen kann das Licht ertragen und jede Kritik herausfordern. Doch ist diese Individualität, wie wir sie hier malen, kein ächt englisches Produkt, sie muß mehreremale verpflanzt werden, die Luft des Kontinents, besonders französische Luft athmen, um zur völligen Reife zu gelangen, um gewisse dem Geburtsland angehörige Eigenschaften, die stolze, verächtliche Miene, die vielen Vorurtheile u. s. w. abzulegen. Wenn aber Erziehung, Verhältnisse und Reisen diese Entwicklung begünstigen, so kann man von ihm vielleicht mit Recht sagen, er sei der König der Schöpfung.

Es gab damals im 55sten Regiment, und man kann ihn heute

noch sehen, einen andern englischen Charakter, mit der uns Sterne bekannt gemacht hat: ein alter schottischer Hauptmann, Norman Mac Lean, eine liebenswürdige Verkörperung des köstlichen Charakters von Tristram Shandy. Man nennt ihn im Regiment nur das gute Herz. Möge Allah und sein Prophet ihn beschützen und seinen Schatten täglich wachsen lassen *).

Bei den übrigen will ich mich nicht aufhalten; ich denke, in meinem Hafen angelangt, oft und viel an sie, die noch auf dem stürmischen Meere des Lebens umhergeworfen werden, und verfolge ihre Irrpfade mit freundlicher Erinnerung und Anhänglichkeit. Mein erstes Auftreten unter ihnen war freilich nicht glücklich: erst zwei Jahre nachher konnte ich langsam ihr Vertrauen, ihre Freundschaft gewinnen. Daß ich ein Fremder war, und einem geliebten Kameraden den Platz wegnahm, mußte mir eine unangenehme Stellung bereiten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die erste Aufnahme zwar höflich, aber eiskalt war. Ich fühlte, daß ich lange brauchen würde, Wohlwollen zu erwarten; daß ich, zu geistiger und gemüthlicher Einsamkeit verdammt, eine lange Probezeit würde aushalten müssen, ehe ich in eine innere Verbindung mit ihnen kommen dürfte. Dieß Geschick war unangenehm, ja schmerzlich, aber die natürliche Folge meiner sonderbaren Stellung: ich unterwarf mich ihm seufzend.

Ein englisches Infanterie-Regiment hat in Indien folgende Zusammensetzung:

1) Der Oberst, welcher den Rang eines Generalmajors hat. Hie und da ist diese Stelle der Lohn für militärische Dienste; häufiger aber wird sie durch Gunst erworben. Der Oberst ist dem Korps beinahe fremd, und hat ein sehr geringes Interesse dafür. Es ist eine Pfründe ohne Geschäfte, welche ungeheuren Gewinn an der Ausrüstung des Regiments abträgt; gewöhnlich übernimmt ein

*) Der mahomedanische Wunsch für einen Freund.

Bankier oder Mäkler das Ganze und zahlt dafür in England eine Rente von 25,000, in Indien aber eine von 50,000 Franken.

2) Zwei Oberst-Lieutenants, von welchen der ältere das Regiment kommandirt.

3) Zwei Majore oder Bataillonskommandanten.

4) Zehn Hauptleuten.

5) Dreiundzwanzig Lieutenants, wovon einer Adjutant (Instruktions-Lieutenant) ist.

6) Acht Unterlieutenants oder Fähndriche;

7) und 8) Ein Quartiermeister und Zahlmeister. Diese Beide mit Unterlieutenantsrang.

Die zwei ältesten Unterlieutenants, welche bei den Exerzitien zugegen sind, haben die beiden Fahnen, die der Königin und des Regiments zu tragen. Wenn kein Fähndrich da ist, so kommt diese Pflicht an die Oberlieutenants, und in Ermanglung derselben an einen Hauptmann. In allen erdenklichen Fällen darf dieses geheiligte Pfand nur einem Offizier anvertraut werden.

Der Spitaldienst wird von einem Regimentschirurgen und zwei Unterärzten besorgt.

Uebersichts-Tabelle

von allen wesentlichen Theilen eines königlichen Infanterie-Regiments in Indien, zu einem Bataillon von zehn Compagnien gerechnet.

Offiziere.	Unteroffiziere des Regimentsstabs.	Feldwebel bei der Fahne.	Feldwebel.	Unteroffiziere.	Soldaten.	Soldatenkinder.
1 Oberst. 2 Oberstlieutenants. 2 Majore. 10 Hauptleute. 22 Lieutenants. 1 Adjutant. 1 Quartiermeister. 1 Zahlmeister. 8 Unterlieutenants. 1 Regimentschirurg. 2 Unterärzte.	1 Oberfeldwebl. 1 Unteroffiz. des Quartiermeisteramts. 1 Unteroffiz. des Zahlmeister-Amts. 1 Unteroff. beim Spital. 1 Fourier. 1 Instruktions-Unteroffizier. 1 Unteroffiz. bei d. Waffenkammer. 1 Kapellmeister. 1 Regiments-Tambour.	1 für die Kompagnie.	3 für die Kompagnie.	8 für die Kompagnie.	92 für die Kompagnie.	2 für die Kompagnie.
51	9	10	30	80	920	20

Hauptsumme . . . 1,100.

Ein Bataillon in Europa zählt einen Oberstlieutenans und 10 Lieutenants weniger, auch hat jede Kompagnie nur 4 Unteroffiziere und 60 Soldaten. Zu meiner Zeit lag die 10te Kompagnie im Depot zu Chatham, und schickte von dort aus nach eintretendem Bedürfniß die Rekruten zu dem übrigen Regimente; jetzt aber ist dieser Gebrauch abgekommen und alles unter den Waffen.

Die militärische Disciplin bei den Engländern ist eine von der französischen (auch von der deutschen) ganz verschiedene. Was das Offizierskorps anbelangt, so ist hier keine absolute Monarchie, wo der Oberst herrscht, sondern eine Republik mit einer Rangordnung und einer Konstitution, deren Gesetze geschrieben und unveränderlich sind. Diese Rangordnung besteht aber nur unter den Waffen, vor dem Feind, auf dem Exerzierplatz und im Kriegsrath; sonst ist vollständige Gleichheit unter allen Offizieren, vom Fähndrich bis zum Oberst. Alle sind als Gentleman gleich, denn die Uniform adelt, und der Name Gentleman gilt überall als der erste von Allen. Ein Offizier wird, wenn er seine Eigenschaft als Gentleman außer Augen gesetzt hat, eben so gut vor das Kriegsgericht gestellt, als wenn er seine militärische Pflicht versäumt hätte.

Um diese Gesinnung der Gleichheit und Brüderlichkeit zu pflegen und frisch zu erhalten, ist durch die Militär-Reglements festgesetzt, daß alle nicht verheiratheten Offiziere eines Regiments, oder die, deren Frauen nicht in der Garnison wohnen, vom Oberstlieutenant bis zum Fähndrich, eine Gesellschaft und eine einzige gemeinsame Tafel, die Masse genannt, haben, welche der ganzen Gesammtheit nach dem Grundsatz „à fonds perdu" angehören.

Diese Masse ist ein steigendes und fallendes Kapital, seit vielen Jahren schon angelegt, und auf folgende Weise unterhalten: Jeder Offizier, der in das Regiment mit dem Grade eines Unterlieutenants tritt, legt in die gemeinschaftliche Kasse eine Summe, die seinem ersten Monatssolde gleichkommt. Außerdem zahlt er jeden Monat sein Kostgeld: dieses ist für alle Offiziere gleich, was auch ihr Rang sein mag; es wird, das Essen betreffend, so fixirt, daß der allgemeine Verbrauch, dividirt mit der Anzahl der Tischgenossen, den Antheil für jeden ausmacht; was aber Wein und Liqueur anbelangt, so zahlt jeder nach seinem persönlichen Verbrauch, wobei die Kasse auf den Einkaufspreis 12% schlägt. So oft ein Offizier vorrückt, muß er einen neuen Soldabzug sich gefallen las-

sen. Im Fall des Todes erbt die Masse; auch wenn ein Offizier von einem Korps zum andern übertritt, wird nie etwas herausbezahlt, und in dem neuen Korps muß er wieder einzahlen; endlich muß sich jeder Offizier, er mag nun präsent, auf Urlaub oder auf einer Geschäftsreise sein, monatlich einen Tagessold abziehen lassen.

Da die Regierung einen gewissen Luxus und eine anständige Gastfreundlichkeit von jedem Offizierskorps verlangt, (z. B. die zwei großen Festessen für die Generale, welche halbjährlich inspiziren, wobei alle Beamten der Stadt eingeladen werden) so trägt sie auch jährlich, sowohl in England als in Indien, zur Masse eines Regiments 250 Pfund Sterling (3000 Gulden) bei. Man begreift leicht, daß dieses Kapital sich schnell sehr stark vermehren kann, was oft geschieht, daß es aber auch Zufälle gibt, wodurch es sich vermindert, z. B. schlechte Verwaltung der Kapitalien (doch sehr sehr selten), Verlust des Gepäckes im Krieg, Wechsel der Garnison, Transportkosten des Mobiliars. Endlich, ohne die zufälligen Ereignisse beizuziehen, gibt es so viel ordentliche Ausgaben: die Unterhaltung eines prächtigen Silberservices für achtzig oder hundert Gedecke, Tischzeug, Fayence, Porzellain, Krystall und Stahlwaaren im Verhältniß; die Miethe eines geräumigen Lokals mit Speisesaal, Lesekabinet und Billardzimmer.

Die Masse ist nicht nur anerkanntes Gemeingut, ebenso dem jüngsten Offizier wie dem obersten und ältesten zugehörend, sondern auch die Verwaltung ist republikanisch, wird gewählt, und erneuert sich jährlich. Jedes Offizierskorps, im Rathe versammelt, wählt unter sich einen Präsidenten der Masse (wozu nie der Commandant ernannt werden darf), und zwei Sekretäre. Dieser Präsident bürgt mit seinem eigenen Vermögen für die Verwaltung der Kapitalien und Gelder, so wie für das bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Gesellschaft. Die Sekretäre theilen diese Verantwortlichkeit, aber nur in so fern es das Tischgeräthe anbelangt: indem der Eine die Weine und Liqueure, der Andere das Silber-

zeug ꝛc. unter sich hat. Alle sechs Monate legt dieser Ausschuß vor versammeltem Offizierskorps Rechnung ab, die von einigen dazu ernannten Mitgliedern geprüft wird. Jede bedeutende Ausgabe, jeder Kauf oder Verkauf über den Betrag einer kleinen Summe, erfordert die Zustimmung der Versammlung, wobei Stimmenmehrheit entscheidet. Derjenige, welcher zum Präsidenten gewählt wird, darf diese Wahl nicht ausschlagen.

Das gemeinschaftliche Essen der Offiziere wird wie eine militärische Parade betrachtet, von der Keiner wegbleiben darf, er hätte denn auf Ehrenwort versichert, daß er sonst eingeladen, oder durch Krankheit verhindert sei. Zwei Offiziere haben jede Woche die Verrichtungen eines Präsidenten und Vicepräsidenten; diese können unter keinem Vorwande wegbleiben und sitzen an den beiden Enden der Tafel; der Vicepräsident übernimmt die darauf folgende Woche das Präsidium. Jeden Offizier trifft der Reihe nach diese unbequeme Würde, insofern der älteste und jüngste zusammen anfangen und es dann weiter der Stufenfolge nach geht, wobei nur der Kommandant ausgenommen ist.

Die Verrichtungen und Pflichten eines Präsidenten bei der Tafel sind sehr delikat und oft mißlich, und vorzüglich geeignet, schnell das Urtheil und die Festigkeit eines jungen Mannes auszubilden. Er haftet für die gute Ordnung und das gesittete Benehmen der Gäste; er allein hat mit dem Vicepräsidenten dem aufwartenden Dienstpersonal Befehle zu ertheilen; er muß jedes Gespräch untersagen, welches die Eintracht stören könnte; er darf sogar Offiziere (haben sie welchen Rang sie wollen), die Unordnungen anfangen, eine Ausforderung veranlassen oder sich den Vorschriften der Gesellschaft nicht fügen, in Arrest schicken. Ich erinnere mich, bei einer solchen Gelegenheit noch als sehr junger Offizier einem Hauptmann und einem Major Hausarrest gegeben zu haben, da sie sich bei der Tafel verfehlt hatten. Ich trug nach der Tafel die Sache

dem Oberstlieutenant vor, welcher mein Benehmen gut hieß und die Sache beilegte.

Man sieht leicht ein, daß eine solche Einrichtung von unermeßlichen Folgen für das physische und moralische Wohl der Offiziere, für die freundschaftlichen Beziehungen und den Korpsgeist des Regiments ist, daß dadurch eine liberale, gebildete und, man möchte sagen ritterliche Gesinnung gepflegt wird. „Man ist verantwortlich „für die Ehre der Leute, mit denen man täglich zu Tische sitzt; man „kann hier keinen Schuft dulden; der geringste Fehler gegen die „Ehre, von einem königlichen Offizier begangen, würde denselben „Abend durch die allgemeine Verachtung seiner Kameraden und Obe„ren, durch die Verweigerung, mit ihm anzustoßen und zu trinken, „bestraft"; *) von diesem Augenblick an ausgestoßen, bleibt ihm keine andere Wahl, als sich vor ein Kriegsgericht zu stellen, oder aus dem Regiment auszutreten

Die Vortheile dieses Systems stellen sich noch deutlicher heraus, wenn man die militärischen Verhältnisse an solchen Orten betrachtet, wo jenes nicht besteht; man hat wohl versucht, eine ähnliche Einrichtung in den Regimentern der Kompagnie einzuführen; aber zu viele Offiziere dabei sind verheirathet, oder als Generalstabsoffiziere verschickt. Die Regimenter sind so vertheilt, daß die Errichtung einer solchen Gesellschaft wo nicht unmöglich, doch sehr schwierig und auf jeden Fall höchst unvollkommen wäre. Diese Regimenter könnten in sehr seltenen Fällen eine gemeinschaftliche Offizierstafel haben, da die Anzahl der Theilnehmer zu den Kosten weit nicht hinreichen würde. Somit nöthigt nichts diejenigen, die keinen Umgang suchen, sich zu treffen, als während des Dienstes. Nicht die allgemeine Ehre wacht sorgfältig über dem Leben des Einzelnen. Was entspringt aber daraus? Unaufhörliche Kriegsgerichte, zusammenberufen, nicht um über Soldaten zu richten, nein

*) Jacquemont.

über Offiziere, welche sich Schelmereien und oft die schändlichsten Verbrechen zu Schuld kommen ließen, hauptsächlich Folgen des Müssiggangs und der Vereinzelung. Solches Aergerniß ist beinahe unerhört in der königlichen Armee.

Eine andere nothwendige Folge der oben beschriebenen Einrichtungen ist, daß eine Feindschaft zwischen zwei Offizieren nie von langer Dauer sein kann. Man muß den Streit schlichten oder vergessen, es ist unmöglich, alle Tage an derselben Tafel zu speisen, sich in dieselbe Unterhaltung zu mischen, sich jeden Augenblick zu begegnen, und lange Zeit zu grollen; dieß wäre eine unerträgliche Sache für beide Theile.

Unter andern Regeln, die der Präsident der Tafel zu beobachten hat, ist eine sehr merkwürdig: er soll jedes Gespräch, das nach der „Schule" schmeckt, das heißt jedes, das die gewöhnlichen Gegenstände des militärischen Handwerks betrifft, untersagen. Es soll die Salons-Unterhaltung sein, wie es für eine Gesellschaft gebildeter Männer sich schickt, literarisch, historisch, künstlerisch, das gesellschaftliche Leben berühren; oder nur wenn man die höchsten Probleme der Kriegswissenschaft berührt, darf ein militärisches Gespräch erlaubt sein. Die Folge dieser Einrichtung ist, daß jeder Offizier sich Mühe gibt, in der gesellschaftlichen Unterhaltung zu glänzen, und seinen Tagsstoff vorbereitet; so gewinnt er an Kenntnissen, nur um nicht gegen die Sitte anzustoßen. Es ist das Geplauder der großen Welt, voll von Frische, Schärfe, Geist, Leben.

Ich war ganz erstaunt über den Unterschied dieser, durch ihre Leichtigkeit und Gefälligkeit beinahe französischen Formen des Umgangs, im Gegensatz mit der gemischten englischen Gesellschaft, wie man sie außerdem trifft. Dort fand ich immer und überall die Fehler des Nationalcharakters, die Eitelkeit, den Hochmuth, die sclavische Unterwerfung unter die Etikette; indem die äußeren Eigenschaften, das Physische, alle Achtung und Aufmerksamkeit vorwegnehmen, kann der Geist das wahre Verdienst nicht durchbrechen.

Die Jugend behandelt das Alter ganz auf gleichem Fuße, und Jederman heißt es gut; man rechtfertigt dadurch eine unerhörte Dreistigkeit. Ein Junge, kaum der Schule entlassen, beträgt sich in der Welt mit der Sicherheit eines Mannes, so wie er dessen Größe hat. Fordert keine Naivetät, keine Bescheidenheit, es wäre schmachvoll für ihn, als ein stillschweigendes Geständniß der Untergebenheit. Er streitet mit den erfahrensten Greisen, und würde sich bei dem leisesten und wohlgemeintesten Versuch, ihn leiten zu wollen, empört zeigen.

Alle Fehler des Nationalcharakters und der englischen Gesellschaftssitte verschwinden in dem Schmelztigel des militärischen Lebens. Die Kameradschaft straft jeden Eigendünkel, das vertraute Leben verbannt jeden finstern Stolz, der ritterliche Geist zügelt den Trotz. So eingerichtet, mit so weisen Gesetzen, bildet jedes Offizierskorps eine ausgewählte Gesellschaft, eine Schule für Geist und Sitten, eine Pflanzstätte zärtlicher und inniger Freundschaft, fähig den Stürmen und Kämpfen der Welt zu widerstehen.

Dieses System ist so einfach und dabei so bewundernswürdig in seinen Folgen, daß man kaum etwas Aehnliches finden kann. Aber so ist es nicht in den Verhältnissen der unteren Stufen und namentlich in der Beziehung von Offizier und Soldaten. „Die englische Armee ist eine der sonderbarsten Erscheinungen in der moralischen Weltordnung: die muthige, gewaltige, aber verachtete Mehrzahl unterwirft sich schweigend einer schwachen Minderheit, die handelt, als ob sie nur durch Gewalt, nicht durch moralisches Uebergewicht herrschen wollte." *)

Zwischen dem Offizier und Soldaten ist ein schrecklicher Abstand, eine unübersteigliche Scheidewand: der Offizier ist ein Gentleman, der Soldat nicht; der eine gehört zur Aristokratie, der andere

*) Jaquemont.

zum Schlamm des Pöbels; der eine ist der Bramine, der andere der Paria. Kein Wort des Trostes, der Ermuthigung, des gemeinschaftlichen Interesses fällt je zwischen beiden. „Die Offiziere geben sich Mühe den Schein anzunehmen, als hätten sie mit denen, die sie befehligen, gar nichts gemein; sie halten dieselben durch eine affectirte, grausame Kälte, die jeden tief beleidigen muß, von sich entfernt.“ *) Ich weiß, daß ein Unterlieutenant durch ein Kriegsgericht kassirt wurde, weil er zwei Unteroffiziere zu sich eingeladen und bewirthet hatte.

Der Soldat darf unter keinem Vorwand einen Offizier anreden, oder sich mit ihm unterhalten, als die Hand am Czako, in ordonanzmäßiger Stellung. Dagegen darf kein Offizier, was auch sein ursprünglicher Stand sein mochte, sogar wenn er von der Picke auf gedient hätte und erst später Offizier geworden wäre (was selten und nur bei den zwei Stellen, der des Adjutanten oder Instruktions-Lieutenants und der des Quartiermeisters geschieht) — ein Offizier darf keinen Augenblick sein steifes Betragen gegen einen Unteren, wäre es auch sein Bruder, aufgeben. Er würde getadelt, bestraft, wenn er ihm öffentlich die Hand gäbe, ihm das geringste Zeichen der Vertraulichkeit erlaubte. Natürlich wünschen deshalb nur wenige Unteroffiziere hinauf zu rücken; der Titel eines Gentleman, der einem Offizier nothwendig zugehört, ist ihnen zu drückend; sie müssen seinetwegen auf alle früheren Kameradschaften, ihre bisherigen Freundschaften verzichten, und was bekommen sie dafür? Eine kalte Höflichkeit von ihren aristokratischen Genossen, die ihre Eitelkeit jeden Augenblick demüthigt und ihnen das Herz bricht. Nähern sie sich einer Gruppe, wo die Unterhaltung lebhaft und geistreich zu sein scheint, wo man laut lacht, augenblicklich werden die Mienen ernster, die Unterhaltung stockt, man versucht auf etwas anderes überzugehen, was vielleicht dem Bildungsgrade des Hinzu-

*) Jacquemont.

gekommenen angemessener scheint, aber sie ist kalt, lahm, und alsbald zerstreut sich der Kreis. Es gibt keine so falsche, vereinzelte, unglückliche Stellung, als die eines solchen Offiziers.

Fünfzehntes Kapitel.

Charakter und Stellung der englischen Soldaten in der königlichen Armee *); Rekrutirung. — Der englische Soldat hat die beste Nahrung und Verpflegung, die beste Bewaffnung und Kriegszucht unter allen Armeen; Art des Vorrückens bei dem Offizierskorps; Sold der verschiedenen Stufen.

Sonderbarer Weise läßt sich der englische Soldat seine Paria-Stellung ohne Murren und ohne Bedauern gefallen. Er findet sich dadurch so wenig erniedrigt, daß er sich im Gegentheil mit einem Kameraden schlagen würde, der ihm vorwürfe, er spiele oder wolle den Gentleman spielen. Der englische Soldat ist ein rohes Thier, und rühmt sich dessen, er ist der Abschaum der Gesellschaft, was auch nach der Art seiner Rekrutirung gar nicht zu verwundern ist. Es wird überall so sein, wo eine stehende Armee ohne Konscription besteht, und wo das Gesetz nicht alle Bürger gleichmäßig zur Vertheidigung des Vaterlandes aufruft. Ueberall, wo der Eintritt freiwillig ist, wird das Bedürfniß zu einer Art Werbung führen, welche die Reihen mit dem rohesten, schlechtesten und verderbtesten Gesindel füllt. So waren die europäischen Heere zur Zeit der Freikompagnien: wahre besoldete Räuberbanden, welche das Land plünderten, wenn man sie nicht mehr gegen außen brauchte. Solches

---

*) Man wird weiter unten finden, daß der indische Dienst durch zwei ganz verschiedener Armeekorps, das des Königs und das der Kompagnie versehen wird.

wird freilich heut zu Tage nicht mehr vorkommen, da die englische Armee zur Zeit des Friedens vortrefflich besoldet ist, nie einen Mangel hat, und unter einer strengen Kriegszucht steht; aber seht sie auf einem Rückzuge, oder als Sieger in einer erstürmten Stadt, so werden die Thaten von Ciudad-Rodrigo, von Badajoz und St. Sebastian der Roheit und thierischen Brutalität der Banden Du Guesclin's und des Ebers der Ardennen wenig nachgeben.

Ein Feldwebel mit einigen Soldaten, alle mit Tressen und Bändern geschmückt, kommt in ein Dorf; er erkundigt sich nach den Taugenichtsen, läßt sich einen bezeichnen, weiß sich an ihn zu machen und führt ihn in ein Weinhaus. Man spricht von dem glücklichen, sorgelosen, reichlichen Leben unter der Fahne, alles auf Kosten des Staats; man zeigt ihm in der Fernsicht, wie er im Fall eines Kriegs sich für die Strapazen durch Beute, Plündern und sonstige Excesse bezahlt machen könne; man macht ihn trunken, und fordert ihn, wenn er recht im Zuge und erhitzt ist, auf, sich anwerben zu lassen; kaum weiß er mehr, was man will; man bietet ihm einen Schilling, es ist sein Aufgeld; nimmt er es in die Hand, so ist der Kauf geschlossen, unwiderruflich, vor Zeugen: dieser Fallstrick zwingt ihn, sein Leben lang zu dienen! Nun hat das Trinken ein Ende, besinnungslos wird er auf die Wache gebracht, die er nur verläßt, um in das Depot gebracht zu werden, wo ihn die Fuchtel des Exerziermeisters erwartet. Das Dorf ist von einem Taugenichts befreit und das Vaterland zählt einen Vertheidiger mehr.

Die Armee wird daher als ein Rettungshafen auf dem Weg nach Botanybay betrachtet. Eigentlich freiwillig Eingetretene gibt es kaum unter hundert zehn, und die Hälfte derselben besteht aus Soldatenkindern; die neun übrigen Zehntheile wurden dem Soldatenstand durch Verschwendung, Trunksucht und Elend zugeführt. Wie konnte man aus solchen Bestandtheilen eine so feste, regelmäßige und brauchbare Maschine bilden? Dieß muß für jeden, der

den englischen Charakter nicht kennt, ein Räthsel sein. Eben dieser Charakter erklärt aber Alles. Kein anderes Wesen hat so viel Sinn für körperliches Wohlbefinden als der Engländer, und nirgends ist der Soldat so wohl versorgt, als in England. Das Geheimniß ist: der Soldat ist gut bezahlt, gut genährt und gekleidet, sobald er aber gegen die Ordnung fehlt, wird er geschlagen, deportirt oder gehangen. Selten wird einer aus dem Dienst gejagt; nur bei öfteren Rückfällen von Diebstahl. Dann aber hat die Gemeinde nicht die Pflicht, ihn wieder anzunehmen, er ist dem Hungertode ausgesetzt, oder muß rauben und stehlen, und verfällt am Ende dem Galgen. Diese Betrachtung und Berechnung, sein eigener wohlverstandener Vortheil macht aus dem englischen Soldaten das geordnetste und gehorsamste Werkzeug. Seine lange Erziehung unter der Fahne muß ihm endlich Idee von Ordnung, Gerechtigkeit, Religion (er wird jeden Sonntag zur Predigt geführt) einprägen; und wenn er im Alter mit seiner Invaliden-Pension in das Dorf seiner Jugend zurückkehrt, wird er die Gewohnheit eines geordneten und militärisch pünktlichen Lebens mit nach Hause bringen. Aber sprecht dem englischen Soldaten nicht von Ehre! An diesem feinen Faden ist er nicht zu leiten; er bricht in ein wüstes Gelächter aus und fordert ein Glas Branntwein, den einzigen Lohn, den er zu schätzen vermag. Redet ihm auch nicht von Ruhm! Er weiß wohl, daß dieser nicht bis zu ihm herabsteigt, sondern als ächter Aristokrat nur die Oberoffiziere bedenkt.

Wenn wir aber nun den englischen Infanterie-Soldaten unter den Waffen mit dem aller anderer Staaten vergleichen, so werden wir ihm seine ungeheure körperliche Ueberlegenheit nicht absprechen können. Er hat die beste Nahrung und Verpflegung, die beste Bewaffnung und ist am besten exerzirt. Vergleichen wir ihn mit dem französischen Soldaten, so ist der Engländer bedeutend größer, seine Glieder sind dicker und stärker, sein Gewicht ist um ein Drittel größer und seine Kraft immer im Verhältniß mit seiner Schwere.

Nehmet zum Beispiel auf einer Vorposten-Linie die erste französische und erste englische Wache, stellt Beide einander gegenüber und ich wette zehn gegen eins, daß ihr folgendes findet: der Franzose wird feurig, lebhaft erscheinen, sein ganzes Wesen wird Verstand athmen; ihr bewundert seine geschmeidige, gewandte Figur, sein martialisches Wesen, vielleicht noch gesteigert durch einen dichten Bart. Der Andere wird das schönste Thier der Welt sein, es fehlt nur das prometheische Feuer um sein Gesicht zu beleben, einiges Haar um die Schaalheit dieser weißen Haut zu vermindern; seine Glieder sind die eines Riesen; wenn es ihm gelingt, seinen gewandten Gegner zu packen, wird er ihn, wie Herkules den Anteus, in seinen Armen erdrücken. Den Ersten ziehe ich für einen Sturm oder den Gebirgskrieg vor, überhaupt für alles, wo man lebhafte Regsamkeit nöthig hat; aber im Kampfe, auf der Ebene, bei einem Bayonett-Angriff würde wahrscheinlich die englische Infanterie, besonders am Anfange eines Feldzugs, überwiegen.

Dieser Unterschied kommt von der elenden Nahrung der französischen Truppen, gleich unzureichend an Quantität wie an Qualität. Welche Kraft kann diese schaale wässerige Suppe geben, aus der Fleisch und Gemüse nur mühsam herausgefischt werden müssen, an den virgil'schen Vers erinnernd:

rari nantes in gurgite vasto? *)

Der englische Soldat empfängt Nahrung gemäß seinem Hunger und seinen Anstrengungen; gesunde, reichliche und nahrhafte Kost. Ich brauche nur die offiziellen Vorschriften für das englische Heer anzuführen:

„Der Soldat empfängt, so lange er in England in der Kaserne oder sonst einquartirt ist, täglich drei Viertelpfund Fleisch „und ein Pfund Brod, dessen Preis von dem Solde des Mannes „bezahlt wird; doch darf dieser Abzug nicht mehr als höchstens

*) Wenige schwimmende Brocken in dem ungeheuern Meere.

„6 Pence (18 Kreuzer), das ist die Hälfte des niedersten Soldes, „betragen. Wenn der Preis dieser beiden Waaren mehr beträgt, „muß der Staat das übrige decken.“

„Die Truppen erhalten auf dem Marsch jeden Tag von den „Wirthen ein warmes Essen, das in 5 Viertelpfund Fleisch (vor „dem Kochen gewogen) einem Pfund Brod, einem Pfund Kartoffeln „oder sonstigem Gemüse nebst dem nöthigen Salz, Pfeffer und „Essig, und außerdem aus 2 Maaß leichtem Bier besteht. Diese „Ausgabe wird den Wirthen nach einer bestimmten Taxe bezahlt, „und der Staat legt das Nöthige dazu.“

Bei ihren Feldzügen in Europa, bei ihren Märschen und Feldzügen in Indien bleibt die Ration an Fleisch und Brod immer dieselbe. Der Reis vertritt das andere Gemüse, der Arak oder Branntwein das Bier: aber in keinem Fall spart man auf Kosten des Lebens oder der Gesundheit des Soldaten. „Die Nahrung macht den Menschen,“ ist ein altes Sprüchwort, dessen Wahrheit die englische Regierung weislich erprobt hat.

Ich sagte, der englische Soldat sei am besten verpflegt und versorgt. Wer die Feldzüge in Spanien zur Zeit Napoleons kennt, wer die Kriegsführung in Algier und Afghanistan vergleicht, wird dieß gewiß bestätigen. Erstens, kann man sagen, bivouakirt der englische Soldat nie; ich habe nur dreimal in Indien bivouakirt, auf Vorposten und auf einer Flucht. So war es bei den Armeen in Spanien, so ist es noch bei den Heeren in Kabul und Kandahar. Ein englisches Heer führt immer ein zahlloses Gepäcke mit sich; mag es kosten, was es will, die Truppen dürfen keine Noth und an Nichts Mangel leiden. Man erblickt immer in ihrem Gefolge ein ungeheures Lagergeräthe, um den Soldaten gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, reichliche Proviantvorräthe, wenn das Land nicht die nöthigen Hülfsmittel darbietet, und eine Reihe von Spitälern und Lazarethwägen für die Kranken und Verwundeten. Ein englischer General, z. B. der Herzog von Wellington, kümmert

sich wenig um die Schnelligkeit der Märsche und Bewegungen, wenn er nur sein Heer frisch, gesund und gut genährt vor den Feind bringt. Dieß ist für eine englische Armee, aber auch für jede andere von der größten Wichtigkeit. Wenn nur der Soldat vor dem ersten Kanonenschuß gut gespeist hat, auf das Uebrige kann man sich dann verlassen; er wird seine Pflicht erfüllen, wie ein Taglöhner sein vorgeschriebenes Tagewerk, freudig, gewissenhaft, nicht, wie schon gesagt, wegen des Ruhmes oder um vorzurücken, denn beides ist ihm versagt, sondern um seine Mannspflicht zu thun, um von seinen Kameraden nicht verachtet zu werden. Er schlägt sich ohne Nachdenken, ohne Einsicht; aber mit Hartnäckigkeit und der angeborenen Vaterlandsliebe.

Die eigentlich englische Armee ist nicht stark der Zahl nach; die Rekrutirung kostet zu viel, ebenso der Sold und Unterhalt. Da es aber nicht viel Regimenter sind, müssen diese vollzählig sein, und man schont sie auch, damit zur Zeit der Noth es nicht fehle. Es ist noch ein Grund, weshalb eine englische Armee nicht schnell auf die Beine gebracht ist. Man braucht achtzehn Monate, um aus einem Bauernlümmel von Kumberland oder Invernesshire einen Soldaten zu machen; bei einem Franzosen gewinnt man das gleiche Resultat in sechs Wochen.

Ich habe gesagt, die englische Armee habe die beste Mannszucht, die besten Waffen und sei am besten geübt: da jeder Soldat sein ganzes Leben dient, so bestehen die Linien zu Zweidrittheilen aus Veteranen. Man will ein Heer, das so brauchbar als möglich sei; die schwierigsten, verwegensten Unternehmungen werden oft ganz kleinen Truppenabtheilungen anvertraut; das Heer muß somit nach allen Seiten und in allen seinen Theilen vollkommen sein, so daß man sich jeden Augenblick auf Alle verlassen kann. Man spart daher nichts, um das Kriegsmaterial zu vervollkommnen, um die Richtigkeit und Sicherheit des Schusses zu sichern. Jede Woche ist ein Tag dem Scheibenschießen gewidmet und der Soldat

verpufft jährlich wenigstens dreihundert scharfe Patronen. Oberst Mill, welcher die Kriege in Spanien mitgemacht hatte, sagte mir oft, daß beim Peloton- und Bataillon-Feuer zwischen Engländern und Franzosen, die letzteren immer viermal so viel Leute verloren hätten, als die Engländer, weil diese besser zielten und bessere Gewehre hatten.

Wir haben nur noch zwei Punkte zu besprechen: nämlich die Art des Avancements bei den Offizieren der königlichen Armee, und den Sold der verschiedenen Grade.

In der englischen Armee rückt man auf zwei Arten vor: entweder durch Anciennität, oder indem man einem Offizier des nächsthöheren Grades seine Stelle abkauft, wenn dieser seinen Abschied nimmt; dadurch befreit sich der englische Staat von einer enormen Ausgabe, von der Pensionirung seiner Offiziere. Will irgend ein Offizier, in welchem Grad er nun ist, seinen Abschied nehmen, so gibt ihm die Regierung denselben gern, und läßt seinen Rückzugsgehalt von dem bezahlen, der durch Vorrücken Vortheil davon hat. Man erlaubt ihm seinen Platz so gut als möglich zu verkaufen und garantirt ihm ein Minimum der Summe. Gewöhnlich findet nach einer stillschweigenden Uebereinkunft das Avancement nur im Regiment statt, vorausgesetzt, daß in dem nächstuntern Grade ein Offizier sei, der Lust und Mittel habe, wenigstens die garantirte Summe zu bezahlen, und die sonstigen nöthigen Eigenschaften, die zu der Stelle erfordert werden, darbiete.

Setzen wir den Fall, ein Hauptmann, dessen Gesundheit abnimmt oder der überhaupt des Dienstes in Indien satt ist, wolle seinen Abschied nehmen. Zuerst wird er mit den Lieutenants seines Regiments in Unterhandlung treten, auch kann er unter diesen nicht willkürlich wählen und steigern, denn der älteste Lieutenant, der das Minimum bezahlen kann, ist sicher, jene Stelle zu erhalten. Mit diesem vor allem muß er die Sache ins Reine

bringen; denn sobald dieser zahlen will, darf kein anderer von demselben Regiment ihn überspringen.

Zu diesem ältesten Lieutenant sagt also der Hauptmann: die niederste Taxe für meine Stelle ist 1800 Pfund Sterling (21,600 Gulden), aber ich nehme meinen Abschied nicht, wenn Sie mir nicht, gleichviel wie, 2200 Pfund (26,400 Gulden) verschaffen; das heißt 400 Pfund mehr als die Regierung garantirt. Wenn der Lieutenant reich ist, zahlt er vielleicht sogleich die geforderte Summe; ist er es aber nicht, so unterhandelt er mit dem ältesten Unterlieutenant, der ihm folgt, wenn er selbst Hauptmann wird, um so die fehlende Summe hälftig zu tragen. Beide fügen ihrem Minimum 200 Pfund bei: so zahlt der Lieutenant um Hauptmann zu werden, anstatt 1100 Pfund 1300 Pfund; der Unterlieutenant zahlt statt seiner Taxe, die in 250 Pfund besteht, 450 Pfund; der Neueintretende, mit dem man nicht unterhandeln kann, da die Regierung ihn wählt, zahlt auch 450 Pfund; diese Summen zusammen geben die verlangten 2200 Pfund. Was die sonstigen Anforderungen betrifft, die man erfülleu muß, um vorrücken zu können, so bestehen sie in mäßiger Kenntniß der militärischen Uebungen 2c. und in einer gewissen Dienstzeit. So verlangt man gewöhnlich vier Dienstjahre, um zum Grad eines Hauptmanns vorzurücken; aber jede Regel läßt Ausnahmen zu, besonders in der englischen Armee, wo die Gunst jedes Hinderniß beseitigt.

Unter allen Umständen, sogar zur Zeit des Krieges, verkauft ein Hauptmann seine Stelle selten billiger als zu 2000 Pfund, das ist zu 24,000 Gulden; dieß macht seine Pension aus, er hat davon einen Zinsgenuß von mehr als 1000 Gulden für seine übrige Lebenszeit und hinterläßt seinen Kindern ein Kapital. Man sieht ein, daß Alle dabei gewinnen, besonders aber die englische Regierung, welche keine Rückzugsgehalte zu geben hat, und einen jüngeren Offizier statt eines älteren bekommt, ohne diesen für seinen langen, oft schweren Dienst belohnen zu müssen.

Anderentheils avancirt man der Aciennität nach durch den Tod eines nächsthöheren Offiziers; aber natürlich tritt dieser Fall selten ein, da jeder Offizier, der sich ernstlich krank fühlt, mit dem Verkauf eilt, um den Preis der Stelle seiner Familie zu hinterlassen. Stirbt er im Dienst, so ist all sein bisher verwendetes Geld, um die letztbesessene Stelle zu erlangen, verloren, ebenso der Verkaufspreis seines Ranges; hinterläßt er eine Wittwe, so erhält diese auf Lebenszeit den Halbsold seines Grades, während die Kinder eine jährliche Unterstützung, die Knaben bis zum 20. Jahr, die Mädchen bis zur Verheirathung, erhalten; aber das Kapital ist für die Erben verloren. Dieß ist die Schattenseite des Systems.

Aus diesem Grunde verlassen viele verheirathete Offiziere, sobald ein etwas ernsthafter Krieg ausbricht, ihrer Familien wegen den Dienst; oder, wenn sie wegen Armuth bleiben müssen, haben sie weniger Schwung und schonen ihr Leben mehr. Daher ist von den Offizieren weniger Eifer und Todesverachtung zu hoffen und zu erwarten, und ich würde im Allgemeinen dem französischen Offizier ebenso den Vorzug geben, wie vorhin dem englischen Soldaten. Doch gibt es viele glänzende Ausnahmen; der edle englische Charakter und die Vaterlandsliebe siegen oft über die Rücksichten auf die Familie. Wenn aber die Ursache nicht immer dieselben Folgen wirklich hervorbringt, so trägt sie doch den Keim dazu in sich.

Ich muß ferner noch bemerken, daß, wenn ein Offizier stirbt, der Minister seine Stelle dem ältesten Offizier des nächsten Grades in demselben Regiment, oder aber einem Andern aus einem fremden Regiment geben kann. Dieß öffnet einer Menge von Ungerechtigkeiten Thür und Angel; nur der Tod auf dem Schlachtfelde sichert dem Nächsten im Regiment das Avancement. So sah man im Jahr 1842 Lieutenants, die ihre Anciennität von den Jahren 1811 und 1812 herzählten und so viel Dienstjahre hatten, als ihre Hauptleute Lebensjahre. Doch ist dieß nicht immer Fehler des Systems, und meistens haben diese Herrn sich selbst die Schuld

beizumessen, indem sie die ihnen gegebene Gelegenheit nicht gehörig benützten. Denn der ärmere Offizier wird von dreißig Dienstjahren gewöhnlich vier und zwanzig in den Kolonien zubringen, wo der Sold so gut gestellt ist, daß er mit einiger Sparsamkeit wenigstens so viel zurücklegen kann, um eine Hauptmannsstelle zu kaufen.

Ohne weiter, vielleicht unnütz, im Allgemeinen die Frage zu erörtern, ob dieses System mehr Vortheile oder Nachtheile habe, wollen wir zum letzten Theil unserer Abhandlung über die militärische Organisation übergehen, nämlich zu dem Solde. In der englischen Armee gibt es sehr viele Abstufungen desselben, die nach den verschiedenen Kolonien auch verschieden sind, und die wir der Kürze wegen nicht alle durchsprechen wollen. Wir begnügen uns, die beiden äußersten Grade des Soldes anzuführen; nämlich den Sold für die königliche Armee in Indien und für die, welche in England selbst steht.

Abstufung nach den verschiedenen Rangordnungen des Regiments.	Sold in Europa. Monatlich.	Indischer Sold, mit Inbegriff des Batta oder der Kolonial-Zulage, für jede Garnison, die noch innerhalb eines Kreises von 80 Stunden im Bereich einer Präsidentschaft liegt. Monatlich.	Indischer Sold für jede mehr als 80 Stunden weit entfernte Garnison. Monatlich.
Kommand. Obristlieut.	825 Frcs.	2250 Frcs.	2750 Frcs.
Zweiter Obristlieut. .	638 "	2000 "	2505 "
Major	580 "	1527 "	1900 "
Hauptmann	434 "	935 "	1039 "
Lieutenant	275 "	564 "	640 "
Unterlieut. od. Fähndr.	214 "	455 "	506 "
Adjutant	350 "	750 "	830 "
Quartiermeister . .	275 "	564 "	640 "
Unterlieut.-Zahlmeister	562 (350)	750 "	830 "
Regiments-Chirurg .	434 Frcs.	935 "	1039 "
Unterarzt	275 "	564 "	640 "
Oberfeldwebel 3 Frcs. 60 cts. täglich . .	108 "	250 "	275 "
Feldwebel b. dem Quartiermeister 3 Frcs. tägl.	90 "	200 "	220 "
Feldw. b. d. Fahne 2. 80.	84 "	130 "	150 "
Feldw. 2 Fr. 20 cts. tgl.	66 "	90 "	100 "
Reg. Tambour 2 Fr. 20.	66 "	90 "	100 "
Unteroffizier 1 Fr. 60.	48 "	60 "	70 "
Soldat mit 3 Tressen*) 1 Fr. 50 cts. tägl.	44 "	57 "	67 "
— — mit 2 T. 1 Fr. 40.	42 "	54 "	64 "
— — mit 1 T. 1 Fr. 30.	39 "	51 "	61 "
— — ohne T. 1 Fr. 20.	36 "	48 "	58 "
Trompeter, Pfeifer, Tambour 1 Fr. 90 cts.	57 "	70 "	80 "
Soldatenbuben von 15 bis 18 Jahr 1 Fr. 10.	33 "	45 "	50 "
Soldatenweib . . .	—	8 " 40 cts.	10 " 40 cts.

*) Die Tressen gelten als Zeichen der Dienstjahre; jede Strafe entzieht eine Tresse und die Zulage dafür auf 3 Monate.

Man sieht, daß die Besoldung eines Obristlieutenants in Indien zwischen 27,000 und 33,000 Frcs. jährlich beträgt, die eines Unterlieutenants zwischen 5 und 7000 Franken. Man erinnert sich aber, daß in Indien wie in England die nöthige, vorgeschriebene Ausgabe des Obristlieutenants ganz die gleiche ist, wie die des Unterlieutenants; sie speisen an derselben Tafel, haben dieselben Gäste und zahlen dasselbe Kostgeld. Der Miethzins des Obersten ist nicht größer, er hat nicht mehr Pferde, denn jeder Offizier hat eines. Auch haben sie gleich viel Diener. In England hat jeder einen Soldaten (der Kommandant darf zwei halten), die ihn nichts kosten; in Indien hat man ein Dutzend Eingeborene: weniger wäre gegen die Bequemlichkeit, mehr ein unnöthiger Aufwaud. Hieraus folgt, daß man den Sold eines Unterlieutenants als Einheit annehmen kann, und daß die Mehreinnahme in jedem Grade erspart werden und den Anfang für ein Vermögen geben kann, die sich schnell vermehrt.

In England ist Alles so theuer, daß ein Lieutenant nur mit äußerster Mühe und mit der strengsten Eingezogenheit von seinem Solde leben kann. Für den Unterlieutenant ist es eine völlige Unmöglichkeit; er muß jeden Monat wenigstens 100 Frcs. zuschießen können, ohne die Ausrüstung und die erste Einzahlung in die Masse zu rechnen. In Indien ist dieß verschieden: der Sold des Unterlieutenants reicht hin, um bequem, ja sogar mit einigem Luxus und mit anständiger Gastfreundlichkeit zu leben. Wenn man es versteht, kann man sogar 1200 Franken des Jahres ersparen. Während meiner Dienstzeit in den beiden unteren Graden betrug mein vorgeschriebener Aufwand fast nie weniger als der des Obristlieutenants, und meine Ersparnisse erreichten jährlich dennoch wenigstens die oben angegebene Summe; der Kommandant ersparte, nach eigener Angabe, 25,000 Franken. Doch aber halte ich diesen Sold nicht für zu hoch; jedes Jahr in Indien zugebracht raubt zwei vom Leben, macht alle Quellen der Kraft und der Gesundheit vertrock-

nen. Man kann ein Leben, das man jeden Augenblick wagen muß, das der Cholera, der Dissenterie, all den Angriffen des Klima ausgesetzt ist, nicht zu theuer bezahlen. Der Mensch ist hier wie ein tropisches Gewächs; er muß schnell seine Nahrung, seinen Lohn aus dem Boden ziehen, sonst ist es zu spät, er stirbt ohne Bezahlung.

Sechszehntes Kapitel.

Armee der Compagnie. — Art zu avanciren. — Unübersteigliche Scheidewand zwischen dem Europäer und dem Eingeborenen. Sold, Kriegszucht und Sitten der Seapoyen.

Die Armee der Kompagnie ist nach einem ganz verschiedenen System eingerichtet: das Avancement der Offiziere geschieht nach dem Dienstalter in jedem Regiment, bis zum Major einschließlich; für die höheren Offiziere aber nach dem Dienstalter in der ganzen Armee der Präsidentschaft. Kein noch so anerkanntes Verdienst oder Talent, keine berühmte That, kein kühner Handstreich kann einen Offizier über seine Vordermänner vorrücken machen. Dieses System hat den Vortheil, daß es der Gunst, einer Schattenseite in der königlichen Armee, einen Damm vorhält, und aus dem Dienst ein Nummernspiel macht, wo Jeder gleichen Antheil und gleiche Hoffnung hat; aber es hat den Nachtheil, daß meistens dadurch sogenannte Kamaschenknöpfe, an Geist und Körper, durch Alter und Klima gleich abgelebte Leute an die Spitze der Armeen kommen. Die europäischen Offiziere der Kompagnie-Armee empfangen ganz denselben Sold wie die in der königlichen, aber sie haben den ungeheuren Vortheil, daß alle Generalstabsstellen ihnen allein vorbehalten sind, und daß sie allein mit den Civildienern der Kompagnie

bei diplomatischen Posten sich mitbewerben können; diese beiden Anstellungen sind aber die einträglichsten, und so können diese in kurzer Zeit ein sehr bedeutendes Vermögen sammeln, während die königlichen Offiziere dieß nur durch langjährige Ersparnisse an ihrem Solde zu thun im Stande sind.

Jedes anglo-indische Infanterie-Regiment besteht aus einem Bataillon von 9 Kompagnien, deren Offiziersstab folgendermaßen organisirt ist:

Obenan steht ein Generalmajor ganz in derselben Art wie in der königlichen Armee, welcher, ohne sich im mindesten um sein Korps zu kümmern, bedeutenden Gewinn an demselben macht.

Dann ein Oberstlieutenant, dessen Stellung ungemein unbestimmt und prekär ist, und von der Ab- oder Anwesenheit des Majors abhängt. Da jedes Regiment der Kompagnie nur zwei Stabsoffiziere, Oberstlieutenant und Major hat, und diese Offiziere durch langen Aufenthalt in dem ungesunden Klima sehr oft krank oder wegen ihrer Erholung auf Urlaub sind, so würden viele Regimenter durch Hauptleute kommandirt werden müssen. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, so schickt man, sobald der Major gesund und bei seinem Korps anwesend ist, den Oberstlieutenant zu einem andern Regimente, das Mangel an Oberoffizieren hat. Dieses nomadische Leben ist nicht beneidenswerth, und auch der Dienst gewinnt dadurch nicht, denn natürlich nimmt nun auch der Oberstlieutenant, der sich immer nur zeitenweise bei einem Regiment befindet, wenig Antheil an demselben.

Der Major ist natürlich der Nothnagel und die Hauptperson des Korps, wie er auch der älteste, dem Regiment angehörende Offizier ist.

Fünf Hauptleute für neun Kompagnien: eine der schlechten Spareinrichtungen dieser Verwaltung; und dabei sind immer noch einige davon entweder als Generalstabs-Offiziere verschickt, oder zu diplomatischen Diensten bestimmt.

Ebenso ist es mit den neun Lieutenants, von denen auf jeden Fall wenigstens vier Kompagnien kommandiren müssen; auch gibt es nur 4 Unterlieutenants, und auch von diesen werden manche verschickt. Außerdem versehen zwei davon noch die Stelle eines Adjutanten und Quartiermeisters. So hat auf eine oder die andere Art eine bedeutende Anzahl der Offiziere der Kompagnie zwei Stellen, und zieht daher auch zwei Besoldungen.

Außer diesen europäischen Offizieren zählt jedes Regiment achtzehn eingeborene Offiziere, von denen neun den Titel Subadar, was dem Rang eines Hauptmannes entspricht, und neun der Titel Djemmadar, Lieutenant, führen; aber die Einen so gut wie die Anderen sind der Sache nach dem jüngsten europäischen Unterlieutenant untergeordnet. Kein Dienstgrad, kein Titel kann diesen gräßlichen Unterschied der Farbe tilgen. Ich war oft zufällig auf Besuch bei einigen jungen Offizieren der Kompagnie, gerade als der Subadar vom Dienst ordonnanzmäßig kam, um Rapport zu erstatten. Er selbst so wie sein Gefolge ließ die Pantoffeln an der Thüre, marschirte mit seinen 4 Gefreiten vor, von denen die zwei Unteroffiziere Hellebarden tragen, machte mit ihnen Halt, grüßte militärisch, und blieb ordonnanzmäßig, steif wie ein Stock, stehen, so lange sein Rapport dauerte. Die jungen Offiziere standen nicht vor ihm auf, hießen ihn nicht sitzen und beantworteten seinen Gruß nur mit einer leichten Handbewegung, wie man einem Diener dankt. So war es nicht zu den Zeiten von Clive und Munroe: man lehrte damals die jungen europäischen Subalternoffiziere eine Höflichkeit, die sehr politisch war; aber der englische Hochmuth siegte endlich wieder ob: dagegen findet man heut zu Tage unter den Seapoyen auch nicht mehr die bewundernswürdigen Züge von Treue und Ergebenheit, welche die Heroenzeit der anfänglichen Macht Englands in Indien schmückten.

Uebrigens ist die eingeborene Armee gut bezahlt: der Seapoye-Soldat in Garnison erhält die Uniform und acht Rupien (20 Fran-

ken = 9 fl. 20 kr.) monatlich, auf dem Marsch oder im Felde wird dieser Sold noch erhöht; auf alle Fälle reicht er nicht nur hin, sondern der Seapoye kann für seine alten Tage etwas aufsparen, was auch gewöhnlich geschieht. Alle, welche Ordnung und eine gute Aufführung haben, lassen jährlich die Hälfte ihres Soldes nach Hause schicken. Die Meisten gebrauchen die Vorsicht, sich es unmöglich zu machen, ihr Geld ganz zu verbrauchen, indem sie das englische Rechnungsamt beauftragen, die Hälfte vorher abzuziehen, und die Regierung, welche diesen Ordnungs- und Spar-Sinn begünstigen möchte, läßt in jedem Distrikt durch einen Zahlmeister den Familien die Ersparnisse ausbezahlen.

Hat die Dienstzeit ein Ende, das heißt Morgens 7 Uhr, so würde kein Fremder, welcher die Linien einer Kantonnirung durchwandert, glauben, daß er sich in einem Lager befinde. Die Seapoyen ziehen sogleich ihre Uniform aus, und gehen, Brust und Füße nackt wie das ganze Volk, in Paejamas (Unterhosen), die kleine indische Mütze auf dem Kopfe; man sieht den ganzen Tag keine Waffe bei ihnen; diese werden nach dem Exerziren in kleine Magazine gelegt, wo ein Laskar für ihre Aufbewahrung sorgt. Nicht daß die Offiziere ihrer Treue nicht trauen: man traut ihnen Verstande nicht, man behandelt sie wie Kinder; da nun ein Gewehr ein zerbrechliches und komplizirtes Instrument ist, läßt man es nicht in ihren Händen; eben so ist es mit der Munition, die in einem Lande, wo der Salpeter immer flüssig wird, sehr viel Sorgfalt verlangt; auch dafür sorgt ausschließlich der Laskar. Hat man im Feuer exerziert, so muß eine Anzahl Leute von jeder Kompagnie die Gewehre unter Aufsicht eines europäischen Offiziers reinigen, wonach sie wieder in das Magazin kommen.

Die Armee ist der Ort, wo alle Kasten und Klassen sich treffen und mischen, ohne daß eine sich etwas vergibt; nur die Armee hat dieses Vorrecht. Da der Waffendienst adelt, kann ein Paria neben dem Braminen aus der reinsten Kaste dienen; daher ist der

Kriegsdienst sehr gesucht: es wird für eine Gunst gehalten, aufgenommen zu werden, für eine Strafe, wenn man weggeschickt wird. Mahomedaner und Hindu leben hier friedlich neben einander; die Religionsverschiedenheit, welche eine unübersteigliche Kluft zwischen beiden bildet, führt dennoch zu keinem Haß; nur keine gesellschaftliche Gemeinschaft ist unter ihnen. Nie sieht man sie, wie die europäischen Soldaten, gemeinschaftlich an einen Vergnügungsort gehen; nicht einmal Waffengenossenschaft zwischen Seapoyen derselben Kaste; nirgends Spiele, um den langen Tag hinzubringen. Jeder hält sich allein, ißt und raucht allein; er geht nur Morgens und Abends aus, um sein Gebet und seine Waschungen zu verrichten.

Die Offiziere bei den eingeborenen Truppen rühmen mit Recht, daß ihre Armee die beste Mannszucht in der Welt habe. Dieß hat vielerlei Ursachen: man verlangt viel weniger von einem Seapoyen als von einem Europäer, er hat viel mehr freie Zeit und kehrt nach dem Exerzieren unter das Volk zurück. „Dann kommen die „meisten Disziplinfehler bei den europäischen Truppen von der „Trunksucht und der jugendlichen Ausgelassenheit der jungen Sol„daten. In Indien gibt es Betrunkene nur in den Ständen über „und unter denen, welche Soldaten werden. Die indische Armee „trinkt Wasser, sie ist ernsthaft, wie die ganze Nation.“ *)

*) Jacquemont.

Siebenzehntes Kapitel.

Mittagstafel; God save de King. — Die Dolmetscherstelle. — Beschreibung von Bellary. — Der Staatsgefangene. — Der Bazar; die drei Tempel.

Der Tag meines Eintritts in das Regiment war zufällig ein Mittwoch; es war der public day (der öffentliche Tag), das heißt der Wochentag, der besonders für Ausübung der Gastfreundschaft bestimmt war. Eine beträchtliche Anzahl von Fremden, sowohl Offizieren als Civilisten, waren als Gäste an der Tafel. Man sah unter ihnen den Steuereinnehmer und Richter der Provinz, mehrere junge Unterbeamte von diesen, den protestantischen Geistlichen, und endlich mehrere Offiziere der verschiedenen Regimenter von Bellary. Die Tafel zählte sechszig Gedecke. Ich war ein wenig durch die neue und zahlreiche Gesellschaft eingeschüchtert; natürlich richteten sich Aller Augen auf mich, als auf einen Neuangekommenen und Fremden. Ich hörte die schrecklichen Worte **foreigner**, **Frenchman** (Ausländer, Franzose) zischeln und glaubte, der ganze Kreis entferne sich von mir und bilde einen Eisring um mich. Doch muß ich den Offizieren des 55ten Regimentes die Gerechtigkeit lassen: diese Kälte war bei ihren Gästen fühlbarer, als bei ihnen selbst. Einige sogar bemühten sich, den **sneers** der Uebrigen (ein verächtliches, höhnendes, grausames Lachen, das man nur bei den Engländern findet,) zuvorzukommen, um den armen Verbannten zu ermuthigen. Der jüngste, der nobelste von allen, dessen Gedächtniß sich mir dabei zuerst aufdringt, Henry Bayly, Unterlieutenant wie ich, war der Erste, der dem Sturme Trotz bot, mir die Freundeshand reichte, sich neben mich setzte und mich in meiner damaligen, schwierigen Lage unterstützte. Als meine Schüchternheit zu weichen anfing, war ich über das, was meine Augen sahen, ganz

erstaunt. Es war ein wahrhaft königlicher Pomp; Tischgeräthe und Silberzeug, massiv und von der schönsten getriebenen Arbeit, wechselte jeden Augenblick, glänzende Kristallvasen, Kandelaber und Lampen von ausgesuchter Schönheit strahlten Licht aus. Antike Urnen von Gold, Spinell, von massivem Silber; Wettrennpreise: Vasen, deren Arbeit eines Benvenuto Cellini würdig war, angefüllt mit Blumen, geschmückt mit Devisen, die Deckel und Seitenreliefs Pferdestücke darstellend, waren auf der ganzen Tafel vertheilt. Nach der glänzenden Beleuchtung, nach der Unzahl von Bedienten, nach dem Reichthum der Uniformen hätte man sich an der Tafel eines regierenden Fürsten oder wenigstens eines Gesandten wähnen sollen. Die Athmosphäre und die Unterhaltung war die eines Salons, eines englischen Salons, wo nichts an Kaffeehaus oder Wachstube erinnerte; Stoff der Unterredung waren Politik, Jagd, Pferde und dergleichen. Man nöthigte mich auch daran Theil zu nehmen und Einiges über die Kantonnirung zu Hyderabad, die ich gerade verlassen hatte, und über die Regierung des Nizam zu erzählen, und man schien mir mit eben so viel Aufmerksamkeit als Nachsicht zuzuhören.

Nach dem Pudding nahm man das damascirte Tuch ab und ich sah vor mir, zwischen zwei langen Reihen von Gästen, eine 40 Fuß lange, massive Tafel von Akajouholz, wie ein Spiegel polirt, aus einem Stück gemacht; bald erschienen auf dieser glänzenden Fläche wieder die Goldvasen, die prächtigen Früchte, die Kristalle, die Weine von Madeira, Spanien und Frankreich. Eine augenblickliche, allgemeine Stille trat ein; alle Gespräche hielten inne, um das gewohnte Zeichen des Präsidenten abzuwarten. Als Alles nach der Ordnung aufgestellt war, erhob sich dieser, füllte sein Glas, wandte sich an die Gesellschaft und sprach mit ernstem, würdigem Tone: der König.*) Auf dieses giengen die Flaschen rasch von Hand zu Hand, und als jedes Glas in Ambra- oder Rubin-Farbe

*) Damals Wilhelm der Vierte.

glänzte, schlossen sich alle Stimmen an die des Präsidenten an und wiederholten gleichzeitig: der König. Als dieses Wort aus allen Lippen tönte und das Echo des langen Sales es wiederholte, stimmte die in einem Nebenzimmer aufgestellte Regimentsmusik die Nationalhymne **God save the King!** an. Es ist unmöglich, etwas Edleres, Ergreifenderes und Feierlicheres zu sehen als diesen Moment, wo diese sonst so kalten Männer in enthusiastisch warmer Aufregung, die zugleich religiös und gemessen erscheint, den Segen des Himmels für den erflehen, der in ihren Augen die Idee der Freiheit, der Ordnung, des Vaterlandes repräsentirt. Durch seine Vaterlandsliebe ist das englische Volk das erste in der Welt, es verdient unsere Achtung und Bewunderung, dadurch erlangt es die Größe, welche sein Genie und sein Ehrgeiz ansprechen.

Den andern Tag fing ich meine militärischen Uebungen unter der Aufsicht des Exerziermeisters an. In meiner Kindheit hatte ich bei einem Veteranen von Austerlitz die Handgriffe nach französischer Art gelernt. Die englische Manier ist ganz verschieden: es dauert länger, sie zu lernen, sie gibt aber dem Rekruten eine bessere Haltung, macht ihn geschickter, stärker und geschwinder. Die englische Infanterie schießt fünfmal bis die französische viermal, und wenigstens der dritte Theil der Kugeln wird dabei das Ziel auf vierthalb hundert Fuß treffen. Ihre Angriffslinie gegen eine feindliche Infanterie ist nur 2 Mann tief; sie verliert dadurch weniger Leute. Der geschlossenen Colonne bedient man sich nur, um schnelle Bewegungen zu machen, und vor feindlicher Reiterei. Kurz das Exerzitium der englischen Infanterie ist ebenso vollkommen wie ihre Bewaffnung und ihre Kriegszucht.

Als ich zum Regiment kam erfuhr ich, daß das Dolmetscher-Amt beim Korps, die einzige Stelle am Generalstab, um welche sich auch Offiziere der königlichen Armee bewerben können, offen stehe. In den drei Jahren, welche das Regiment in Indien war, hatte noch kein Offizier eine hinreichende Kenntniß des Hindustani

erlangt, um darin ein genügendes Examen zu machen. Unter fünfzig Offizieren hatte noch keiner Wißbegier oder Energie genug gehabt, um der Aushülfe seines dolmetschenden Bedienten zu entbehren, ohne welchen er keinen Schritt außer der Kaserne oder dem Exerzierplatz thun konnte. Es ist sonderbar und unglaublich, wie schwer es dem englischen Organ fällt, eine fremde Sprache sich anzueignen, wie aber dabei dieselben Leute mit thörichter Unverschämtheit den kleinsten Fehler bespötteln, den ein Fremder sich in ihrer Sprache beikommen läßt. Aber nicht nur bei dem Offizier der königlichen Armee trifft man diese Ungeschicklichkeit oder diese Unachtsamkeit auf eine Sprache, die man vielleicht zwanzig Jahre seines Lebens zu hören bestimmt ist; sondern es ist noch viel merkwürdiger, dieses, wo möglich in noch höherem Grade, bei den Offizieren der Kompagnie anzutreffen; die doch gewöhnlich ihr ganzes Leben dort zubringen. Ich kann die Seapoy-Regimenter, welche gerade damals in Bellary in Garnison lagen, als Beispiel anführen. Unter allen Offizieren der drei Regimenter gab es nur vier, die sich hinlänglich im Hindustani auszudrücken vermochten, und nur zwei, die eine Prüfung darin bestanden hatten.

Doch haben diese Offiziere der Kompagnie eigentlich keine Entschuldigung; die Gesellschaft bietet ihnen wenig Zerstreuung, es gibt nicht viel Gelegenheit zu Besuchen, und auf den meisten Stationen im Innern des Landes sind sie ganz auf sich beschränkt. Ihr Leben vergeht in tödtlicher Einförmigkeit, wodurch sie, wie wir schon oben gesehen haben, sich dem Grog oder der Sinnenlust, als der letzten Unterhaltung, ergeben. Von der andern Seite gibt es keinen Dienst, der mehr geeignet wäre, den Eifer des Offiziers anzuspornen. Zwar berechtigt nur das Dienstalter zum Vorrücken, aber nicht der Grad, sondern die außerordentliche Verwendung, in Folge besonderer Fähigkeit, gibt Bedeutung und reiche Belohnung. Die ehrenvollsten und gewinnreichsten Stellen sind die der politischen Residenten bei den benachbarten indischen Höfen, welche mit der

Kompagnie verbündet sind. Beständig sieht man auf solchen Stellen Offiziere von Hauptmanns-, ja sogar Lieutenants-Rang, da es in den höheren Graden gewöhnlich an den nöthigen Fähigkeiten dazu gebricht. Die erste Bedingung ist natürlich die Kenntniß des Hindustani und der persischen Sprache, und es ist merkwürdig, wie wenig Engländer diese besitzen.

Die Ursachen dieser Schlaffheit sind leicht zu finden: die erste liegt darin, daß die Offiziere der königlichen Armee sich nicht um die am Generalstab offenen oder sonst einträglichen Stellen mitbewerben dürfen, und ferner in der unverhältnißmäßigen Menge solcher Plätze für die wenigen Offiziere der Kompagnie; dieß ist so sehr der Fall, daß man durchaus jeder Begünstigung und jedes Talents entbehren muß, um nicht eine Stelle oder eine Sinekure zu finden. Bei den Offizieren der königlichen Regimenter dagegen liegen die besten Talente brach: sie dienen nur dazu, dieses Leben unerträglich zu machen; die eingeschränkte Thätigkeit verzehrt die Thatkraft, welche höchstens die magere Dolmetscherstelle am Regiment erstreben kann. Der Grund dieser unwürdigen Eifersucht ist, wenn man die Beamten der Kompagnie hört, daß die Oberbefehlshaber der indischen Heere, immer aus der königlichen Armee genommen, ihre Kameraden in derselben natürlicherweise begünstigen und ihnen alle einträglichen Stellen vorzugsweise zuwenden würden.

Wie dem sey, ich hatte, wie schon früher bemerkt, während meines Aufenthalts bei meinem Schwager die Anfangsgründe des Hindustani erlernt. Da ich mich von meinen Kameraden kalt aufgenommen fand und voraussah, daß ich nur langsam und mit Mühe mich in dieser eisigen Gesellschaft werde festsetzen können, beschloß ich, die traurige Einsamkeit durch Studiren zu bekämpfen, und führte es aus. Dreizehn Monate verschwanden schnell bei unermüdeter Thätigkeit: ehe mir die Liebe meiner Waffenbrüder zu Theil wurde, wollte ich ihre Achtnng erwerben. Eine glänzend erstandene Prüfung war die Frucht meiner Anstrengungen: ich wurde

definitiv zum Dolmetscher des Stabs ernannt. Da die Zulage für diese Stelle meine Gage um 3000 Franken erhöhte, konnte ich den Aufwand machen, der unumgänglich nöthig ist, um die Achtung einer Gesellschaft zu erlangen, die Vermögen und Verdienst auf der gleichen Waagschale wägt. Meine Lage und Stellung verbesserte sich von Tag zu Tag; aber während dieser langen Zeit hatten noch andere Umstände mächtig zu einer Aenderung beigetragen: wichtige, ernste Ereignisse hatten das Regiment betroffen, und nöthigen mich, etwas weiter zurückzugehen.

Die ceded districts, die abgetretenen Provinzen, sind ein zu schöner Theil der indischen Besitzungen, ich habe mich zu lange dort aufgehalteu, um ihrer Beschreibung nicht einige Zeilen meiner Denkwürdigkeiten zu widmen: ihr Reichthum, ihre Fruchtbarkeit, ihre politische Wichtigkeit räumte ihnen den ersten Rang in der Präsidentschaft Madras ein, und doch ist kaum ihr Name, ihre geographische Gränze bekannt, nicht einmal in England, geschweige in Frankreich oder Deutschland. Dieses Gebiet ist nördlich vom Tombuddra oder Tongahuddra begrenzt; westlich vom Merda, der es von dem Distrikt Belgaum trennt, welcher zur Präsidentschaft Bombay gehört; südlich stößt es an Mysore; westlich liegt die Ghatskette, die es von den Distrikten Guntour, Ongole und Nellore scheidet. Es begreift die Kreise Bellary, Adony, Kuddapah und Hund-y-Anantapur. Hauptstadt des ganzen Gebietes ist Bellary, bedeutende Städte sonst sind Kuddapah und Adony. Neulich hat man ihm noch das kleine Königreich und die Festung Keurnoul, dessen Nuwab im Jahr 1839 entthront wurde, einverleibt. Dieses ganze Gebiet ist vielleicht das am besten verwaltete unter allen, die der Kompagnie gehören, und ist auch das fruchtbarste und einträglichste in ganz Dekan. Es hat hauptsächlich schwarzen, zerreiblichen Boden, der sich im Regen leicht auflöst, zwar anfangs eine tüchtige Umarbeitung bedarf, um die zähen Wurzeln der wilden Baumwollestaude auszujäten, aber dann die Arbeit durch reichliche Ernd-

ten vergilt, und nie Dünger oder Brache bedarf. Korn, Baumwolle, Tabak, Salpeter sind die Hauptprodukte des Bodens; die Industrie liefert Teppiche, Kamlies (Stoffe von Wolle und Ziegenhaar für die Mäntel der Eingeborenen), Arak, Ingherri (eine Art Palmzucker), Kandis, Eisen. Alles arbeitet: die direkten Steuern und Gilden, welche der Steuereinnehmer fordert, sind mäßig; der Rayot (Bauer) sieht daher ohne Zagen in die Zukunft und kann seinen Erben etwas hinterlassen; in den Städten wächst der Wohlstand, die Bevölkerung mehrt sich, und die Dschungeln, welche alles zu überwuchern drohten, weichen dem Pflug. Bellary, die Hauptstadt dieser schönen Provinz, ist eine dreifache Festung, deren Wälle, in dreifacher Reihe übereinanderliegend, einen kegelförmigen Felsen umgeben, welcher sich mitten in einer weiten Ebene erhebt, der erste Hügel eines Bergrückens, welcher über Ghouty und Kuddapah bis an die große Kette der östlichen Ghatsgebirge hinzieht. Die untere Festung besteht in einem Außenwerk mit Bastionen, Gräben und Glacis, und beschreibt einen ziemlich engen Halbkreis am Fuße der gangbaren Abdachung jenes Felsen; der andere Abhang ist sehr steil, und seitwärts durch eine dicke Mauer vertheidigt, welche den Krümmungen des Berges folgend bis zur obern Festung, ungefähr dreihundert Fuß über die Ebene, ansteigt. In den Fels gehauene Stufen, mit bald vorspringenden, bald einwärtsgehenden Absätzen, aber immer durch zahllose Schießscharten von oben her beherrscht, führen auf die obere Fläche, deren Brustwehren auf den natürlichen Felsen so angebracht sind, daß man nicht unterscheiden kann, wo die Felsmasse aufhört und die Mauer anfängt. Am nordwestlichen Ende dieser zweiten Festung erhebt sich noch eine andere Granitsäule aus einem kahlen schimmernden Felsblocke bestehend, ohne irgend eine Spur von Humus oder Vegetation: hier steht eine Citadelle, welche von einer Handvoll Menschen gegen die größte Armee vertheidigt, aber leicht durch Wassermangel zur Uebergabe gebracht werden kann, da sie nur einige Zisternen und Gräben hat, in wel-

chen man das Regenwasser auffängt. Trotz der scheinbaren Stärke würde sie also nach wenigen Tagen kapituliren müssen. Nur die untere Festung hat daran keinen Mangel und schließt mehrere Brunnen ein, die kein Feind abgraben kann; aber ihre Vertheidigungswerke sind schwach und mangelhaft, und könnten nur geringen Widerstand leisten.

Der Raum zwischen dem Fuß des Berges und den Außenwerken ist zu klein, um die ganze Garnison zu beherbergen; nur die Europäer finden dort Raum. Zwei schlechte Kasernen enthalten je vierhundert Mann, und sind für das königliche Regiment bestimmt; ein drittes Gebäude ist der europäischen Artilleriekompagnie, die hundertfünfzig Mann zählt, eingeräumt; das Arsenal, die Magazine, die Pulvermühle und das Gesellschaftshaus, die beiden letzten neben einander, nehmen den Rest des unteren Raumes ein. Einige schlechte Häuser, zwischen die von dem Berge früher herabgerollten Felsblöcke eingezwängt, dienen zwei Drittheilen der königlichen Offiziere als Wohnung; die Uebrigen, so wie alle eingeborenen Truppen, die Hospitäler und der Generalstab sind in der offenen Ebene einquartirt, mitten unter der schwarzen Bevölkerung; so bewohnen die höchsten Civil- und Militär-Beamten weit herum zerstreute Landhäuser, ganz gegen alle Regel und gegen die nöthige Vorsicht, welche die Kriegszucht und die Bewachung eines festen Platzes verlangt. Wenn eine plötzliche Meuterei, wie zu Vellore, ausbrechen würde, so verlöre die Garnison auf einen Schlag alle Oberoffiziere.

Die schwarze Stadt besteht eigentlich nur aus Bazars, welche breit, belebt und mit Bäumen bepflanzt sind; dort ist ein sehr lebhaftes Treiben; die Frische, das Leben, der frohe Lärmen sticht sehr gegen die Grabesfarbe, gegen die düstere Stille und gespannte Luft der unteren Festung ab. Man kann sich keine Idee davon machen, wie sehr der große Granitfels die Sonnenwärme an sich zieht und dann zurückstrahlt. Eine ganze Thaunacht kann ihn nicht

abkühlen; unter seinem Einfluß ist kein ruhiger, erquickender Schlaf möglich; dieser ungeheure Vorhang hemmt jeden Luftzug; die Luft zersetzt sich, die Ausdünstungen des Staubes und der Ruinen erzeugen die malaria (ungesunde krankheiterregende Luft); dieses feine Gift schleicht an allen Mauern hin, dringt in jedes Haus. Hier ist die Wiege und der Herd der Cholera, welche jedes Jahr wiederkehrt, um ihre Opfer zu fordern. Dieß ist jener fabelhafte bezauberte Baum, der einen vergifteten Schatten verbreitet; das menschliche Leben verwelkt und verkümmert in seinem unheilbringenden Umkreise.

Der Grund, warum man diesen unseligen Ort als Hauptquartier für ein so bedeutendes Armeekorps gewählt hat, ist seine Lage: mitten im Balaghaut, das heißt auf der Hochebene zwischen den beiden Ghatsgebirgen gelegen, kann man von dieser herrlichen Operationsbasis aus ohne die mindeste Störung entweder gegen die Mahratten auf der Seite von Sattarah, oder gegen die Polygaren in Kanara, gegen die Mahomedaner in Mysore oder gegen die unruhigen Unterthanen des Nizam zu Felde ziehen. Außerdem ist man mitten in einer an Korn und Futter reichen Landschaft, wo der Unterhalt der Truppen weniger beschwerlich und kostspielig ist, und wo die Bevölkerung, glücklich und verhältnißmäßig reich unter einer aufgeklärten und wohlmeinenden Verwaltung leben, jeden Augenblick die nöthigen Transportmittel herbeischaffen und eine ganze Armee von camp fellowers (Trainbauern), die für jede Bewegung eines englischen Heeres unerläßlich sind, darbieten kann.

Das ganze Armeekorps dieser Provinz ist folgendermaßen zusammengesetzt und vertheilt:

In Bellary.

Divisionsgeneralstab.	Platzgeneralstab.	Truppenabtheilungen.	Stärke derselben.
1 Divisions-General. 1 Generalmajor. 1 Divisions-Adjutant. 1 Divisionsquartiermeister. 1 Generalstabs-Arzt. 1 Generalstabs-Ingenieur. 1 Generalstabs-Zahlmeister.	1 Generalmajor. 1 Platz-Adjutant. 1 Kriegs-Intendant. 1 Feldprediger.	1 europäisches königliches Infanterieregiment .	1100
		1 Kompagnie europäische Artillerie	150
		1 halbe Trainkompagnie . .	50
		1 reguläres Reiterregiment von Eingeborenen.	650
		2 reguläre Infanterieregimenter von Eingeborenen	2300

Zu Kuddapah.

		1 Infanterieregiment von Eingeborenen . .	1150

Zu Ghouty.

		2 Kompagnien von dem Regiment, welches in Kuddapah liegt.	
		Summe	5400.

Wenn man das Regiment von Kuddapah und die beiden Kompagnien von Ghouty, die nothwendig sind, um die Pathanen jener Gegend im Zaum zu halten, und zwei Kompagnien, welche Bellary decken müssen, abrechnet, bleibt noch eine disponible Kolonne von ungefähr 4,000 Mann, worunter 1,200 Europäer, welche nach allen Seiten hin, wo es nothwendig erscheint, marschiren kann. Diese kleine Kolonne hat alle Kämpfe in der Präsidentschaft Madras, seit dem Jahr 1825, ausgefochten; sie hat alle Verschwörungen erstickt, alle Aufstände in diesem beträchtlichen Gebiet, in Kanara, in Mysore, bis an die Gränzen der Präsidentschaft Bombay hin, unterdrückt, die Mahratten und den Nizam im Schach gehalten. Jetzt rückt sie in die Präsidentschaft Bombay vor, um die dortigen Truppen, welche in das Scindland abgeschickt wurden, zu ersetzen.

Die Civilverwaltung besteht aus einem Obersteuereinnehmer mit 65,000 Franken Gehalt, der die höchste Verwaltung, die politischen Angelegenheiten, die öffentlichen Arbeiten, das Finanzwesen, die Vertheilung der Steuern und den Einzug derselben unter sich hat. Er ist immer auf der Reise, indem er nach und nach alle Theile seiner Provinz besuchen, richten, organisiren, kurz im ausgedehntesten Sinne regieren muß.

Unter diesem stehen vier Unterbeamte, mit 25,000 bis 30,000 Franken Gehalt, mit den Friedensgerichten und allen Untersuchungen in erster Instanz, welche die Finanzeinkünfte betreffen, beauftragt. Sie schicken die Akten an den Obersteuereinnehmer, welcher die Entscheidung ausspricht. Zur Zeit des Steuereinzugs macht ebenfalls jeder, natürlich aber in seinem eigenen kleineren Gebiet, die Runde.

Ein Richter mit 40,000 Franken Gehalt, der dem Civil- und Kriminal-Gericht erster Instanz, aus Eingeborenen zusammengesetzt, vorsitzt.

Ein Kanzleidirektor, mit 25,000 Franken Gehalt. Die Ge-

richtssachen zwischen dem Militär und den camp fellowers (gemietheten Trainbauern) hat bis zu einer gewissen Summe und gewissen Strafgraden der Kriegsintendant zu besorgen.

Da mich mein Dolmetscheramt oft mit diesen Gerichtsbeamten in amtliche Berührung brachte, kann ich selbst die zahllosen Klagen über ihre Trägheit und Nachläßigkeit im Amte bewahrheiten. Ich habe oft ein Retardat von sechstausend Nummern gesehen, und keiner dieser Herrn hätte, wenn nicht von eigenem Vortheil getrieben, einen Ritt von einer halben Stunde gemacht, um an Ort und Stelle eine Klagsache zu untersuchen, so viel auch daran liegen mochte. Diese Nachlässigkeit ist um so unverzeihlicher, da es in keinem Lande wohl schwerer ist, ein richtiges und gerechtes Urtheil zu fällen als hier, trotzdem, daß keine Advokaten die Rechtssache und den Thatbestand verwickeln. Man kann durchaus keinem Zeugniß glauben, und der, welcher das offene Recht auf seiner Seite hat, wird doch eben so viele falsche Zeugen beibringen, wie sein Gegner. Man fühlt sich versucht, beide die Kosten zahlen zu lassen und beide zu strafen. Der Indier scheint ein Vergnügen daran zu finden, auch die unbedeutendste Wahrheit zu entstellen: etwas ganz einfach zu erzählen, scheint ihm einen Mangel an Einbildungskraft, eine Art von Unfähigkeit zu beweisen; aber er lügt so, daß er nicht in Widersprüche fällt, wenn die erste Angabe nicht gut aufgenommen wird. „Die Wahrheit ist nur das letzte Mittel, das „man aufspart und so wenig als möglich anwendet: man behält „sie nur für den äußersten Fall zurück.“ *)

Drei Monate nach meiner Ankunft wurde ich für fähig befunden, meinen Dienst anzutreten und bezog nun auch den Wachposten auf der oberen Citadelle, der abwechslungsweise den Offizieren des königlichen Regiments und denen der Kompagnie anvertraut ist. Da die Besteigung sehr beschwerlich ist, wird der Posten

*) Jacquemont.

nur alle zwei Tage abgelöst; dessenungeachtet wird er sehr gesucht, da man sich hier in der Höhe einer reinen und frischen Luft erfreuen kann. Als ich das geschriebene Wachreglement von meinem Vorgänger empfing und von dem Orte Besitz nahm, verwunderte ich mich sehr, einen Staatsgefangenen hier zu finden, von dessen Existenz ich nie hatte meine Kameraden sprechen hören: es war der Nuwab, der legitime Herrscher von Keurnoul, einem kleinen, nordwestlich von dem ceded districts gelegenen Staate, welcher damals noch einer scheinbaren Unabhängigkeit genoß. Dieser Arme war das Opfer einer der großen Ungerechtigkeiten, welche überall die Politik der ostindischen Handelskompagnie bezeichnen. Nach dem Tode seines Vaters, eines Freundes und Schützlings der Engländer, hatte er als ältester und einziger gesetzmäßiger Sohn seine Rechte auf die Herrschaft geltend gemacht. Diese Rechte wurden anerkannt, er erhielt sogar die Belehnung durch den Herrn Obersteuereinnehmer Campbell, in dessen Gesellschaft er nach Hause reiste, und schon stand er am rechten Ufer des Hundry, eines kleinen Flusses, der sein Gebiet von dem der Kompagnie trennte. Auf der andern Seite sah er schon seine Hauptstadt, den väterlichen Palast; aber heimliche Ränke waren im Dunkeln gegen ihn geschmiedet: ein Mitbewerber, sein unehelicher Bruder, hatte den Beamten große Summen geboten; er selbst hatte zu viel Geist und Talente gezeigt, so daß man ihn fürchtete; so suchte man einen Vorwand, um die Anerkennung rückgängig zu machen. Der Zufall wollte, daß der Nuwab in derselben Nacht die Untreue eines seiner Weiber entdeckte; als Mahomedaner rächte er mit dem Schwert seine Ehre an den Schuldigen: dieß kam wie gerufen; nicht daß man ihm das Recht streitig machte, den andern Tag, in seinem Lande, auf der andern Seite des Flusses zu tödten, wen er wollte, aber auf der rechten Seite des Hundry war er noch Gast der Engländer, und hatte die englischen Gesetze verletzt. Der Oberbeamte und das Gouvernement erhoben ein Geschrei über seine grausame That; man

führte ihn als Gefangenen nach Bellary, während sein Bruder den Thron bestieg. *)

Als ich sein Wächter wurde, verzehrte dieser Unglückliche schon seit sechs Jahren sein Leben in strenger Haft; umsonst hatte er sich an den Direktoren-Hof, an das Unterhaus gewandt: seine Bitten, zuerst abgewiesen, wurden später gar nicht mehr nach England geschickt. Er verlangte ein Kriegs-, ein Ehren-Gericht, den Tod, wenn dieses ihn schuldig fände, die Freiheit, wenn unschuldig. Man hütete sich wohl, seiner Bitte zu willfahren. Mit unnöthiger Grausamkeit hatte man ihm jeden unmittelbaren Verkehr mit seiner Mutter und seinen Frauen untersagt: umsonst meldeten sie sich, und zeigten sich an den Thoren, die unerbittliche Wache trieb sie immer wieder fort. Während man ihm dieß Alles nahm, ließ man ihm einen kleinen Gehalt (500 Franken monatlich, die er von seiner Mutter erhielt) und eine Anzahl Diener. Mit ausgezeichnetem Geist und einer ganz besonderen Bildung ausgerüstet, fühlte er ein lebhaftes Verlangen, sich zu unterhalten, weßhalb er selbst die Gesellschaft der Wachoffiziere, trotz der Reibungen, die nothwendig durch seine Ansprüche auf Rang und Würde und durch die Härte und Grobheit jener herbeigeführt wurden, aufsuchte. Er konnte nicht leben ohne sich mitzutheilen, seine Gedanken auszutauschen; es war eine Begierde, eine krankhafte Hast, und da die Soldaten durch ihre Unwissenheit und Rohheit seine Verachtung erregten, bettelte er, möchte man sagen, um die Unterhaltung derer, bei welchen er höhere Bildung erwartete. Aber er bat als Fürst; sein kleines Ein-

---

*) Die Regierung und die Kompagnie sollte später für diese Treulosigkeit die Strafe bekommen; derselbe Bastardprinz, den man ungerechterweise auf den Thron gesetzt hatte, bemühte sich sogleich, gegen seine Beschützer eine riesenmäßige Verschwörung anzuzetteln, die nur durch Zufall, wenige Monate vor dem Ausbruch, im September 1839 entdeckt wurde, und mit Strömen von Blut unterdrückt werden mußte.

kommen, das seine Familie mit Erlaubniß der Regierung ihm zukommen ließ, wurde ganz für hübsche Geschenke an die Offiziere verschwendet, die nach und nach seine Wache hatten; er versah ihren Tisch mit Süßigkeiten, mit den schönsten Früchten, mit delikatem Sorbet, wie man ihn nur in den orientalischen Pallästen bereitet, und das einzige, was er dagegen forderte, ohne es jedoch zu erlangen, war ein freundlicher Empfang, etwa der Titel huzret (Majestät) oder khodawend (Durchlaucht), immer ein süßer Laut, auch wenn er jede Bedeutung verloren hat. Spielte man ein Schach mit ihm, so war er ganz glücklich und vergaß so lange die traurige Wirklichkeit. Wie wenige Offiziere, besonders von der Kompagnie, erwiesen ihm diese kleine Gunst, während sie jedoch seine Geschenke annahmen. Mir zerriß sein Anblick das Herz; dieser auf einen Felsblock angeschmiedete Gefangene erinnerte mich an einen Andern, einen größeren Unglücklichen, der auf dem verhaßten Krater St. Helena den Qualen unterlegen war, der auch in England, wo er Gastfreundschaft suchte, nur einen unerbittlichen Kerker fand. Ohne Zweifel verdankt England der macchiavellistischen Politik der ostindischen Kompagnie den grausamen Gedanken, den französischen Themistokles zum Loos des Prometheus zu verdammen: beinahe über alle Staatsgefangene wird von diesen Handelsfürsten so verfügt. Ueberall wo die englische Fahne auf dem düstern Gipfel einer Bergfestung weht, kann der Reisende ohne Bedenken annehmen, daß dort irgend eine zerstörte Größe seufzt, und mit neidischem Auge jene Ebenen betrachtet, wo der Bauer doch ungehindert aus seiner Hütte treten und mit seiner Familie leben kann, wo die Antilope in Freiheit von Feld zu Feld springt.

Der arme Gefangene von Bellary faßte eine Zuneigung zu mir, wie zu einer Geliebten: er war vor Freude außer sich, wenn die Reihe wieder an mich kam. Nicht nur brachte er den ganzen Tag mit mir in langen rührenden Gesprächen zu, während er mit großen Schritten und heftigen Geberden im Zimmer auf- und ab-

lief, sondern er verließ mich die achtundvierzig Stunden meines Wachdienstes gar nicht. Wenn ich, nachdem der Abend mit seinem Lieblingsspiel zugebracht war, mich auf mein Feldbette legte, um die nöthige Ruhe zu suchen, setzte er sich zu meinen Füßen, und schützte mich gegen die Insekten. Er studirte den Plan der Stadt und merkte mein Haus, das er den ganzen Tag von seiner Höhe herab betrachtete, so daß er mit Hülfe eines Fernglases alle meine Bewegungen beobachten konnte; er wußte, wenn ich ausritt, und folgte auch da dem Laufe meines Renners.

Dieses freundschaftliche Verhältniß ließ mich die Knechtschaft und das Armselige des Soldatenstandes recht fühlen. Einmal aber wurde dieß Gefühl beinahe unerträglich: nie hatte er auch nur einen Augenblick daran gedacht, meine militärische Pflichttreue in Versuchung zu bringen; aber eines Tages, wo er hoffte, meine Aufmerksamkeit abgelenkt zu haben, ließ er seiner geliebtesten, treusten Frau, welche er seit 7 Jahren nicht mehr gesehen hatte, sagen, sie solle sich am Thor unter der Verkleidung eines Fruchtverkäufers zeigen, und werde wohl Einlaß bekommen. Schon den ganzen Morgen hatte ich an meinem Gast und Gefangenen eine fieberhafte Aufregung bemerkt, er blieb keinen Augenblick ruhig, antwortete zerstreut und schaute beständig in Erwartung des falschen Händlers durch mein Fenster. Sowie er seine Frau ansichtig wurde, verließ er mich unter einem Vorwand, um seine Aufregung zu verbergen, und um das Ende in seiner Höhle, wo er wohnte, abzuwarten. Ich gestehe, ich hatte sein Geheimniß errathen, und wünschte seiner Kriegslist heimlich Gelingen, indem ich mir vorsetzte, zwar jede Vorsicht gegen ein mögliches Entwischen zu gebrauchen, aber die Frau erst nach einigen Stunden, die ich als seinem Unglück abgedrungen betrachtete, wieder zu entfernen. Dieselbe Verwirrung jedoch, die ihn bei mir verrathen hatte, verrieth auch sie; von dem Wachunteroffizier befragt, stotterte sie; ihre natürliche Grazie, die Furchtsamkeit und Zartheit ihrer Züge ließen ihr Geschlecht verrathen; bald wurde ich

herbeigerufen, um ihren Erlaubnißschein zu untersuchen, und sah mich genöthigt, sie an der Schwelle abzuweisen. Diesen Tag sah ich meinen armen Nuwab nicht mehr, er war zu sehr in seinen Schmerz versenkt. Den andern Tag erschien er, zwar traurig, aber ruhig, zu rücksichtsvoll, um zu klagen, und so liebevoll, wie sonst. Unser Verhältniß dauerte so fünf Jahre, bis zum Abmarsch unseres Regiments nach Hyderabad, im Jahr 1836. Seitdem sagte man mir oft, daß er meine Nachfolger um Neuigkeiten von mir befragte, um zu erfahren, ob er mich je wieder sehen würde. Gegenwärtig, wo ich dieses frei, in der Heimath, neben einer geliebten Gattin sitzend schreibe, schleppt er noch sein einsames, trauriges Leben auf dem Felsen hin.

Meine Gespräche mit diesem Fürsten, immer in Hindostani geführt, obgleich er sehr gut englisch verstand, ließen mich große Fortschritte in dieser Sprache machen; ebenso setzte ich das Sprachstudium bei zwei mounchies (Hinduprofessoren) fort. Zwischen den Arbeitsstunden, sobald die untergehende Sonne mir Luft zu schöpfen erlaubte, war mein größtes Vergnügen, mein Pferd satteln zu lassen und so weit zu galoppiren, bis ich ein Plätzchen fand, wo man reinere Luft, als zwischen unsern Wällen und dem Berge, athmen konnte. Auf dem Heimweg ritt ich gewöhnlich an dem Bazar vorbei, um mich unter dieses sanfte, kindliche, sorgenlose Volk zu mischen. Je mehr ich den Gebrauch seiner Sprache lernte, um so mehr liebte ich seine Sitten; ich fand ein besonderes Wohlgefallen an seinen Unterredungen, an seinen so lebhaft erzählten Geschichten, an seiner Leichtgläubigkeit, seiner romantischen und glänzenden Einbildungskraft. Ich beneidete zuletzt fast seine der Natur so angemessene Art zu leben, und hätte beinahe seine Musik, mit den scharfen, melancholischen und lärmenden Tönen, lieben gelernt. „Das „was man hier Bazar nennt, sind weniger schmale, weniger krumme „Straßen als die übrigen, hauptsächlich von Handwerkern bewohnt, „deren Produkte in den offenen Veranden ihrer Wohnungen ausge-

„stellt sind. Jeder arbeitet mitten in seinem Laden, zusammenge„kauert wie ein Affe, aber ebenso geschickt wie dieser mit Händen „und Füßen." *) Was ich am meisten bewunderte, waren die Metalldreher in Kupfer und Silber: die Meisterstücke, welche aus ihrer Hand hervorgehen, Ketten von kleinen goldenen Rosen, Ohrringe, Kreuze und Körbe von Drahtarbeit bieten jeder Kunst unserer Goldarbeiter Trotz; und doch sind ihre Werkzeuge abscheulich und der geschickteste europäische Arbeiter, welcher sie gebrauchen müßte, könnte nichts damit ausrichten. Im Winkel eines Schoppens, unter freiem Himmel, auf einem schlechten Kohlenbecken, ohne Zusammenarbeiten, treibt jeder seine Handthierung, und doch ist ihre Geduld, die Leichtigkeit und Feinheit ihrer Arbeit, man könnte sagen ihrer Spielart, bewundernswürdig. Diese Geduld wird wenig belohnt, denn der Arbeitslohn beträgt nicht viel über den Werth des Rohstoffes, höchstens 18%, und dafür verkaufen sie diese hübschen Sachen nur an Europäer. Für die Eingeborenen machen sie nur ganz einfache Armspangen für Weiber und Kinder. Die prächtigsten Buden sind die, wo Trinkgefäße von Kupfer, aber verzinnt, verkauft werden. Diese ganz runden und einfachen Gefäße sind das Lieblingsgeräthe, das in jeder indischen Haushaltung zuerst angeschafft wird; sie dienen zu allen Küchegeschäften und zu den Waschungen. Neben diesen glänzenden Haufen sieht man Schmiede grobe Arbeiten verrichten, Nägel, Löffel, und aus kaum etwas gestähltem Eisen Lanzenspitzen und Degenklingen machen. Ein schlechter neuer Säbel, mit massivem eisernem Handgriff und hölzerner, mit Leder bedeckter Scheide, kostet eine Rupie (1 fl 10 kr). Diese Waffe ist in aller Hände, ohne je Dienste zu leisten. Wenn zwei Indier Streit haben, schimpfen sie einander tüchtig, aber selten kommt es zu Schlägen und zum Gebrauch der Degen niemals.

Alle anderen Buden, das heißt unter zehn neun, sind von

---

*) Jacquemont.

Korn- und Mehlhändlern besetzt. Bei einem so armen Volke, wo das Elend so groß ist, ist die Nahrung die größte Ausgabe und der Hauptstoff des Handelsverkehrs; etwas Gemüse, einige süße Pasteten, Gewürze, Zierrathen von Glas, Silber und Seide für die Frauen ist Alles, was den gewöhnlichen Einkauf ausmacht.

In der Mitte und an beiden Endpunkten dieser langen Straße von Hütten erheben sich drei Gebäude von höchst verschiedener Architektur: die Tempel der drei verschiedenen Religionen. Die Pagode ist bei dem Exerzierplatz, an dem Ende, welches der Festung zunächst liegt; mitten im Bazar ist die Kapelle der protestantischen Missionarien, und endlich seitwärts, abseits von jeder Wohnung, findet man die Moschee. Die Stellung dieser Kirchen stimmt ganz mit ihrem Kultus überein. Die der Mahomedaner ist einsam und still. Bei ihren Gebeten suchen sie eine vom Geräusch entfernte Lage, das Grab eines Derwisch oder Iman. Um die indischen Tempel dagegen drängt sich den ganzen Tag die Menge und dazu kommt noch der höllische Lärm einiger Musikanten, die das Gebet der Gläubigen mit ihren disharmonischen Pfeifen, Dudelsäcken und ihren fürchterlichen Tamtams begleiten. Endlich hat sich die Gesellschaft der Missionäre, wenigstens ebenso thätig in Politik und Handel als im Weinberge des Herrn, im Mittelpunkt des Handels und Verkehrs angesiedelt; aber ihr kalter und von jeder Ceremonie entblößter Kultus spricht die Einbildungskraft der Hindu wenig an; der Tempel ist verlassen, nicht eine Stimme antwortet der des Priesters, und das Kreuz von Gold bewährt sich kraftlos an demselben Orte, wo das hölzerne Kreuz Wunder gethan hat; denn Bellary hat auch eine katholische Gemeinde, arm, unwissend, aber voll Eifer, von einem portugiesischen Priester, der eben so arm und unwissend ist, geleitet; ihr findet sie in einer kleinen Kapelle, welche mitten in der Festung auf einem Felsblock steht.

Achtzehntes Kapitel.

Die Cholera. — Verschwörung von Bangalore im Jahr 1833. — Die protestantischen Missionäre. — Die englischen Soldaten und die Seapoyen.

An einem schönen, milden Februarabend 1833, einer Jahreszeit, wo die Sonne ihre volle Gewalt wieder anfängt geltend zu machen, wo aber der Tagesanbruch und der Abend noch eine wollüstige Frische athmen, hatte ich meinen regelmäßigen Spazierritt bis an die ersten Abhänge der Copper mountains (Kupferberge) gemacht, und kehrte nach gewohnter Weise durch die von Bäumen beschattete Straße der schwarzen Stadt zurück. Der Vollmond goß Ströme von Licht aus, wie man es nur unter dem tropischen Himmel sieht; kein Lüftchen bewegte die kleinsten Zweige der Bäume, deren Schatten sich in schwarzen Linien auf dem silbernen Band der Straße abhoben. Ganz von der Ruhe und Schönheit dieses Moments durchdrungen, ritt ich träumerisch meinen langsamen Schritt fort, indem ich auf den taktmäßigen Gang meines Pferdes und auf das Gesumme der Insekten horchte, als plötzlich meine Aufmerksamkeit von einem durchdringenden Geschrei, das aus der offenen Veranda einer Bude kam, aufgeschreckt wurde. Ich kannte den Eigenthümer, es war ein reicher Sonar (Goldarbeiter), der oft für mich gearbeitet hatte. Ein instinktmäßiges Interesse machte, daß ich mich näherte und durch den dichten Kreis, der das Haus umgab, durchdrängte. Beim Fackellicht erblickte ich ein Tscharpae (ein Gurtenbett), auf dem ein junger Mensch von siebzehn Jahren, der einzige Sohn des Goldarbeiters, sich wie eine durchschnittene Schlange in den fürchterlichsten Krämpfen und Konvulsioneu wälzte. Die Augen waren starr, glanzlos, gläsern; hie und da wurde der Sterbende wie von galvanischer Einwirkung in die Höhe geworfen;

er suchte mit aller Anstrengung sich zu erbrechen, und fiel dann erschöpft auf die Kissen zurück. Ich hatte diesen Menschen gerade den Tag vorher gesehen; gestern war er noch von angemessener Leibesfülle, seine Farbe war wie glänzendes, polirtes Ebenholz; noch waren nicht vier und zwanzig Stunden verflossen, und schon hatte sein Embonpoint der gräßlichsten Magerkeit Platz gemacht: seine Wangen waren hohl, seine Haut war blaß geworden und hatte allen ihren Glanz verloren, so daß ich ihn kaum erkannte; seine Mutter, die man ihrem hinfälligen Aussehen nach für eine sehr alte Frau gehalten hätte, die aber erst fünf und dreißig Jahre zählte, saß unten am Bette und stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus, zerraufte sich die Haare, zerschlug sich den Busen nnd rannte mit dem Kopfe gegen die Wände. Der Vater war ruhiger und ließ keinen Laut hören, aber der Ausdruck seines Gesichtes war jammervoll. Er hatte seinen Turban abgeworfen, sein Kopf war, mit Ausnahme eines Büschels mitten auf dem Scheitel, geschoren; sein nackter Leib war von Kopf bis zu Fuß mit Asche bestreut. So saß er, die Füße gekreuzt und den zerstörten Blick auf die Menge geheftet, und murmelte von Seufzern unterbrochene Verse aus dem Koran vor sich hin, während der Oberkörper wie ein Pendel sich vor- und rückwärts bewegte. Ich suchte ihn anzureden: Mahomed Schah, Mahomed Schah, rief ich mehreremal, kann ich euerem Sohn nicht helfen? Soll ich einen Arzt holen? Lange hörte er mich nicht. Endlich mich erkennend, sprach er mit hohler Stimme: er stirbt, — es ist die Cholera; endlich mit aller Anstrengung — Allah kerim (Gott ist groß)!

Ich kehrte mit traurigem Herzen und einem trüben Vorgefühl in meine Wohnung zurück. Mit dem Studiren war es für diesen Abend aus; ich verzichtete darauf und begab mich in eine Gesellschaft von Kameraden, die zur Erholung in einem Hause zusammenkamen, wo drei unser Lieutenants wohnten; auch der junge Kampbell, dem ich den Platz weggenommen hatte, und der noch als

Freiwilliger mit der Hoffnung auf baldige Anstellung diente, war darunter. Wir waren unserer fünfzehn oder zwanzig Offiziere, theils ledig, theils verheirathet, aber alle jung, fröhlich, voll Hoffnung; unter freiem Himmel, vom Mond beleuchtet und von der Abendkühle angefächelt, saßen wir an einer langen Tafel und tranken. Während die Diener unserer gastfreundlichen Wirthe im Uebermaß Thee, Kaffee, Bier, Punsch und Grog umherreichten und ein dichter Rauch von unseren Cigarren aufstieg, mischte sich lautes Halloh unter die Wein- und Liebeslieder, die wir sangen. Toaste folgten auf Toaste, und erregten bald freudige Zustimmung, bald Lachen. Eine dieser kurzen Anreden machte auf mich einen sonderbaren Eindruck. Ein muthwilliger Junge füllte sein Glas und hieß uns trinken: a bloody war and asikly sceason (ein blutiger Krieg und eine Seuche)! Dieser Wunsch, oder vielmehr diese Gotteslästerung sollte alsbald bestraft werden.

In der ganzen Gesellschaft sah man nur zwei nicht frohe, sondern sorgenvolle Gesichter, das meinige und das des jungen Kampbell. Er war den ganzen Tag auf der Jagd gewesen: er war von fester Körperkonstitution und hatte nie erfahren, was kranksein heißt; doch bemerkte ich, daß er oft von der Tafel aufstand und daß, wenn er zurückkam, sein Gesicht immer düsterer wurde; auch glaubte ich einigemal leichte Konvulsionen zu bemerken, ähnlich den im Hause des Goldschmieds gesehenen. Der Stabsarzt des Regiments, Doktor Rutledge, saß neben mir; ich konnte meine Unruhe nicht mehr bemeistern und sagte ihm leise in's Ohr: „die Cholera ist hier, und jener junge Mann scheint mir unwohl.“ Die Cigarre entfiel seinem Munde und seine bisherige Heiterkeit verschwand. Doch wollte er die Gesellschaft nicht stören, stand mit gleichgültiger Miene auf und nahm unsern jungen Kameraden auf die Seite. Beide entfernten sich, und bald kam der Doktor allein zurück. Das Wort, welches er aussprach, schlug wie eine Lärmglocke in Aller Herzen und zerstreute die ganze Gesellschaft. Den dritten Tag bestatteten

wir die schon faulende Hülle des jungen Schotten zur Erde; durch einen sonderbaren Zufall kam die Nachricht von seiner Ernennung noch gerade recht, daß man sie durch die dreifache Salve auf seinem Grabe feiern konnte.

Nichts ist großartiger, nichts rührender, als ein Leichenbegängniß in der englischen Armee. Außer der Truppenabtheilung, die zur letzten Ehrenerweisung nach dem jeweiligen Grad des Verstorbenen kommandirt ist, geht das ganze Regiment und alle Offiziere der Garnison, den entblößten Degen umgekehrt unter dem linken Arme, vom Trauerhause mit bis zum Kirchhofe. Die Militärmusik spielt den „sizilianischen Seemann" und den herrlichen Chor aus Saul von Händel. Diese zwei Stücke wechseln immer ab, während die große Trommel den Takt markirt, und wie eine Kanone dazwischentönt. Auf dem Todtenacker angelangt, bildet man ein Viereck um das Grab; die Geistlichen und ihre Ministranten sowie die Offiziere nehmen die Mitte ein. Der Priester liest jenes wunderschöne Gebet aus dem englischen Ritual: «In the midst of live we are in death» (Mitten im Leben sind wir im Tode): dann kommen die traurigen Worte: „So geben wir nun die Erde der Erde, den Staub dem Staube wieder." Man wirft einige Schaufeln Erde auf den Sarg, dann — Feuer!

„Auf den Schwingen des Rauches entweicht die Seele!"

Ein scharfer Flageoletton gibt das Zeichen znm Abmarsch; man bildet eine Kolonne und setzt sich unter lebhafter Walzermusik in Bewegung. Welch' sonderbarer Kontrast! Es geschieht, sagt man, um den Muth wieder zu beleben; aber diese lustigen Weisen schienen mir dem Tode Hohn zu sprechen und erhöhten nur meine Traurigkeit.

Dieß war das erste Opfer; aber die furchtbare Zuchtruthe hatte ihr blutiges Panier auf unseren Wällen aufgepflanzt. Während drei langer Monate sahen wir jeden Tag um uns Kameraden, Offiziere und Soldaten, das Alter und die kräftige Jugend, Weiber

und Kinder einen Raub des Todes werden. Jeden Tag versammelte uns das traurige Leichengeleite; jeden Tag wiederholten sich jene beiden Grabgesänge, bis sie uns endlich im Traume verfolgten; jeden Tag bekamen die leichten Walzer einen spöttischern, höhnischern Ausdruck, obgleich die Töne täglich schwächer wurden; denn auch die Musiker zahlten der allgemeinen Geißel ihren Tribut. Das Leben so beängstigt und umhergetrieben, verlor allen Reiz. Vom Augenblick an, daß man von der Krankheit ergriffen war, nahm man die gewohnte Ruhe an und starb mit Gleichgültigkeit. Wo die Furcht und der Schrecken am heftigsten und unaufhörlichsten war, das war bei den Starken, die ihn im Wein ersäufen, mit wilden phantastischen Gesängen übertäuben wollten. Ein Bild davon geben folgende Strophen, voll Geist, Trauer und Wildheit, von einem der letzten Opfer gedichtet. *)

I

We meet 'neath the sounding rafter
And the walls around are bare;
As they shout back our peals of laughter
It seems as the dead were there.
Then, stand to your glasses — steady!
We drink in our comrades' eyes:
One cup to the dead already,
Hurrah for next that dies!

Choleralied.

1.

Herein zum hallenden Keller,
In's kühle Gewölbe herein,
Das Echo erklinget uns heller,
Wie knarret der Todtenschrein.
D'rum haltet muthig die Gläser,
Daß uns Niemand die Freude verdirbt;
Einen Becher den Brüdern, den todten,
Ein Hurrah dem Nächsten, der stirbt.

II

Not here are the goblets glowing;
  Not here is the vintage sweet.
'Tis cold as our hearts are growing,
  And dark as the doom we meet.
But stand to your glasses — steady!
  And soon shall our pulses rise.
One cup to the dead already,
  Hurrah for the next that dies!

III

There's many a hand that's shaking
  And many a cheek that's sunk;
But soon tho' our hearts are breaking,
  They 'll burn with the wine we 've drunk.
Then, stand to your glasses — steady!
  'Tis here the revival lies.
Quaff a cup to the dead already,
  Hurrah for the next that dies!

2.

Es glänzt nicht heiter der Becher,
Die Weine, die munden noch nicht,
Und kalt ist's dem Todten=Zecher
Und finster, wie's künft'ge Gericht.
  Doch haltet muthig die Gläser,
  Daß das Blut nicht im Stehen verdirbt;
  Einen Becher den Brüdern, den todten,
  Ein Hurrah dem Nächsten, der stirbt.

3.

Wohl manchem zittern die Hände,
Die Wange des Zechers wird blaß,
Doch bald klopft lauter das Herze
Vom feurigen Weinesnaß.

IV

Time was when we laughed at others,
  We thought we were wiser then.
Ha! ha! let them think of their mothers
  Who hope to see them again.
No, stand to your glasses — steady!
  The thoughtless is here the wise!
One cup to the dead already,
  Hurrah for the next that dies!

V

Not a sigh for the lot that darkles,
  Not a tear for the friends that sink!
We 'll fall midst the wine cup's sparkles,
  As mute as the wine we drink.
Come, stand to your glasses — steady!
  'Tis this that the respite buys.
One cup to the dead already,
  Hurrah for the next that dies!

  So haltet muthig die Gläser,
  Der Wein für's Leben uns wirbt;
  Einen Becher den Brüdern, den todten,
  Ein Hurrah dem Nächsten, der stirbt.

4.

Einst lachten wir über die Andern,
Wir dachten uns reicher denn die;
Ha! laßt sie der Mutter gedenken,
In Hoffnung zu sehen einst sie.
  Nein, haltet muthig die — Gläser!
  Nichts denkend man Ruhm erwirbt;
  Einen Becher den Brüdern, den todten,
  Ein Hurrah dem Nächsten, der stirbt.

5.

Nicht seufzen des dunkeln Geschickes,
Nicht Thränen dem fallenden Freund,

VI

Who dreads to the dust returning?
  Who shrinks from the sable shore?
Where the high and haughty yearning
  Oh the soul can sting no more.
No. Stand to your glasses — steady!
  The world is a world of lies.
One cup to the dead already,
  Hurrah for the next that dies!

VII

Cut off from the land that bore us,
  Betrayed by the land we find!
When the brightest are gone before us
  And the dullest are most behind.
Stand, stand to your glasses — steady!
  'Tis all we have left to prise.
One cup to the dead already,
  Hurrah for the next that dies!

Wir sterben mit Bechern in Händen,
Stumm wie der Wein, doch nicht geweint.
    Nein, haltet muthig die — Gläser,
    Dieß einzig noch Aufschub erwirbt;
    Einen Becher den Brüdern, den todten,
    Ein Hurrah dem Nächsten, der stirbt.

6.

Wer fürchtet zu Staube zu werden,
Wer bebt vor dem finstern Gestad',
Wo stolze und hohe Begierde
Zu uns nicht mehr findet den Pfad.
    Nein, haltet muthig die — Gläser!
    Die Welt durch die Lüge verdirbt;
    Einen Becher den Brüdern, den todten,
    Ein Hurrah dem Nächsten, der stirbt.

Gegen Anfang Mais fing das Uebel an nachzulassen, der Tod war nicht mehr gewiß, die Cholera artete zur Cholerine aus und viele Kranken genasen. Die Verwaltung hatte endlich sich entschlossen, das Regiment aus den unseligen Wällen in die freie Ebene, wo die Luft gesünder war, zu verlegen und dort lagern zu lassen. Ich war einer der Letzten, die befallen wurden, und erwachte, nachdem ich alle Paroxismen der Krankheit durchgemacht hatte, aus meinem Delirium in einem prächtigen Landhause, das Herrn MacLeod, Oberarzt der Provinz gehörte. Dieser vortreffliche Mann hatte eine Französin aus Pondichery, Fräulein Hall, eine Freundin meiner verstorbenen Mutter, geheirathet. Sobald diese, der ein gefühlvolles Kreolenherz im Busen schlug, meine Gefahr erfuhr, bat sie ihren Mann, mich in ihrem Palankin aus meinem Zelte in sein eigenes Haus tragen zu lassen, wo beide mir die zärtlichste Sorgfalt widmeten. Einen ganzen Monat blieb ich in diesem schönen Aufenthalt und dort entstand eine Freundschaft, die bis zum Tode dieser vortrefflichen Frau, welche gewiß jetzt unter den Engeln im Himmel ihren Platz hat, dauerte. Der würdige Schotte verfolgt heute noch in Indien seine segensvolle Laufbahn; möchte er, wenn diese Zeilen vor seine Augen kommen, darin die Huldigung eines dankbaren Herzens finden.

Am ersten Juni erschien ich wieder beim Regimente, welches seit wenigen Tagen seine Kaserne auf's neue bezogen hatte. Als

---

7.

Hier weilend so ferne der Heimath,
Im Land des Exiles nur Schmerz,
Die Besten schon hingesunken,
Wir ohne Trostes im Herz.
So haltet hoch denn die Gläser,
Eh' Heun uns die Freude verdirbt;
Einen Becher den Brüdern, den todten,
Ein Hurrah dem Nächsten, der stirbt.

ich bei der Abendparade unsere Kompagnien vorbeimarschiren sah, ward ich schmerzlich von der Lichtung der Reihen berührt: ein Viertheil der Offiziere, die noch Anfangs Februar anwesend gewesen waren, hundert und dreißig Soldaten und Unteroffiziere bei einem schwachen Bataillon von 700 Mann, zwanzig Frauen und ein Halbhundert Kinder waren gestorben. Aber so weit geht die Elastizität des menschlichen, namentlich des militärischen Geistes, daß der moralische Eindruck, den jenes Unglück gemacht hatte, bald wieder verschwand: das Regiment ging seinen alten Schritt wieder, wie eine schöne Fregatte nach dem Kampfe oder Sturme ihr Tackelwerk ausbessert, ihr Verdecke reinigt, die Todten der ewigen Vergessenheit in die Wogen übergibt, und schön, fröhlich und geschmückt ihren Lauf auf den bewegten Wellen des Oceans verfolgt.

Indessen hatte der Tod des jungen Campbell, die gemeinschaftlich überstandene Gefahr, unsere kleine Anzahl beim Regiment, (denn wir waren durch die Cholera, durch die Beurlaubungen und Reisen der Rekonvaleszenten auf zwanzig zusammengeschmolzen) und jene gesellschaftliche Vereinigung eine merkliche Veränderung meiner Lage herbeigeführt. Nach Verlauf von achtzehn Monaten zählte ich unter meinen Kameraden mehrere aufrichtige Freunde und keinen einzigen Feind. Es fehlte mir nur noch die Feuerprobe eines Krieges, um den Mackel des „Ausländers" vollends ganz zu verwischen und auch diese ließ, wie man nach der Reise zu meiner Schwester in Pondichery sehen wird, nicht lange auf sich warten; selbst damals schon hatten wir einen Allarmruf, der unsere Herzen vor Freude und Ungeduld schlagen machte. Doch hatte die Sache keine ernstlichen Folgen, der Blitz ging ohne Schlag vorbei; da jedoch dieß eine der periodischen Erscheinungen ist, die sich in längeren oder kürzeren Zwischenräumen bald hier bald dort in dem ungeheuren angloindischen Reiche wiederholen, und man daraus ahnen kann, was die Oberfläche in der Tiefe verbirgt, so will ich im Vorübergehen einige Worte darüber sagen.

Südlich von den abgetretenen Distrikten ligt das gegenwärtige Königreich Mysore, auf weit engere Grenzen, als zur Zeit Hyder-Alis und Typpoo's beschränkt, und gleichermaßen um den Sitz ihrer alten Herrschaft hergedrängt. Aber die Größe und der Ruhm jener beiden Helden ist in diesen Gegenden noch im lebhaftesten Andenken; immer noch, besonders aber in den Jahren 1833 und 1834 herrschte dort eine dumpfe Gährung, und ein Haß, immer bereit, gegen die Tyrannen, oder wenn man lieber will, gegen die Beschützer des verachteten Sclaven, der jetzt auf dem Throne jener Sultane sitzt, in hellen Flammen auszubrechen. Um dieser natürlichen Abneigung einen Damm entgegen zu stellen, und das unruhige Volk im Zaum zu halten, hat die Kompagnie die zweite Stadt des Landes, Bangalore, vortrefflich unter einem herrlichen Klima auf einer Hochebene gelegen, welche alle Defileen des Landes beherrscht, ausgewählt, um dort ihre Streitkräfte zu koncentriren. Von hier aus überschaut die englische Regierung all' die fruchtbaren Ebenen, die zahlreichen Dörfer, die bevölkerten Städte dieses Reiches; hier ist das Hauptquartier einer der vollständigsten und tüchtigsten Armeedivisionen, mit einem Kern von mehr als 2000 Europäern, worunter eine Batterie zu Pferd, ein königliches Dragoner-Regiment (das einzige in der Präsidentschaft Madras), eine Kompagnie Artillerie zu Fuß und ein europäisches Infanterie-Regiment. An diesen Kern schließt sich eine eingeborne Kompagnie Artillerie zu Pferd, ein reguläres Reiterregiment von Schwarzen und vier Seapoy-Regimenter.

Ueberall, wo eine starke Gährung ist, bringt die geringste Ursache einen Ausbruch hervor. Im Jahr 1833 traf der natürliche Haß der Bevölkerung zusammen mit einer zufälligen Unzufriedenheit unter den Seapoy-Regimentern zu Bangalore: diese feindlichen Elemente zogen sich vermöge ihrer Verwandtschaft an, und so entstand eine Verschwörung, die in jedem aus gleichartigeren Stoffen bestehenden Lande gewiß den Untergang der Handvoll Europäer, welche als Eroberer über ein so großes Land und Volk herrschten,

herbeigeführt hätte. Was aber in Kabul im Jahr 1841 möglich war, ist nie und wird nie möglich sein in Indien, wo die Bevölkerung einer ungeheuren Mosaiktafel ähnlich ist. In Kabul gehören alle Einwohner, der Landbauer wie der Städter, der Krieger wie der Priester, der Fürst wie der Bettler einer einzigen Nation an, die, obgleich in verschiedene Stämme unter verschiedenen Oberhäuptern getheilt, dennoch einen gemeinschaftlichen Ursprung, gleiche Ideen, gleiche Religion und gleiche Triebe hat. Alle gehorchen einem einzigen Gefühl: Haß gegen den fremden und ungläubigen Eindringling. Dieß kann nie in Indien stattfinden, wo Hindu und Mohamedaner, Sunniten und Schiiten, Araber und Rohellas, und alle die unzähligen verschiedenen Kasten unter einander sich wenigstens eben so hassen, als jedes die Europäer. Eben dieser Mangel an Gleichartigkeit sichert allein das anglo-indische Reich; eben dieses machte auch die Unternehmung zu Bangalore, fast im Augenblicke der Ausführung, scheitern.

Zwei Subadars (Seapoy-Offiziere von Hauptmannsrang) des 9ten und 27sten Regiments, die durch einen sonderbaren Zufall, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, Hyder-Ali und Tippo hießen, hatten sich an die Spitze einer Verschwörung gestellt, und den Plan zu einem Aufstand gemacht, der mit einem nächtlichen Ueberfall der Reiterei-Kasernen beginnen sollte. Man muß nämlich bemerken, daß die Pferde der indischen Armee niemals in einen Stall kommen; sie sind das ganze Jahr im Freien, je nach der Jahreszeit mehr oder weniger warm gekleidet, da diese nie so streng wird, um ungesund auf die Pferde zu wirken; immer aber sind diese mit dem Hals an einen Baum oder an einen Pfosten gebunden, und die beiden Hinterfüße durch Stricke an Pfähle befestigt, welche in einer geraden Linie aufgerichtet stehen. Wegen des letzteren Umstandes nennt man die Kantonnirung der Reiterei: die Linien der Reiterei. Einige eingeborene Pferdeknechte des Dragonerregiments sollten eine Bande der Verschworenen mitten in der Nacht zu den

Pferden führen, die Seile sollten abgeschnitten und die Pferde nach allen Richtungen hingejagt werden. Diese, lauter Hengste, hätten sich mit dem vollen Trieb der Freiheit umhergetrieben, und sobald die Reiter aus ihren Kasernen herbeigelaufen wären, sie zu fangen, hätte man sie einzeln getödtet. Ebenso sollte es der europäischen Artillerie zu Pferde gehen. Diese einmal aufgerieben, glaubten die Verschworenen leichtes Spiel mit dem europäischen Infanterieregiment zu haben, da sie ihm vier Seapoy-Regimenter, ein eingeborenes Reiter-Regiment und Artillerie hätten entgegenstellen können. Aber die schwache Seite dieser Verschwörung war, daß bei weitem die eingeborenen Regimenter nicht ganz für diese Bewegung gestimmt waren, sondern daß man vier Fünftheilen davon ein Geheimniß daraus machen mußte, indem gewiß die Hälfte dieser Soldaten den Engländern treu ergeben war. Gesetzt also auch, die Verschwörung wäre nicht entdeckt worden, so kann man den Erfolg immer noch zweifelhaft nennen. Aber die selbst, welche es angezettelt hatten, konnten einander die zugeschworene Treue nicht halten. Der Haß, welcher die einzelnen Kasten trennt, erwachte, ehe der Tag der Freiheit, deren schwache Stimme unter diesen unpatriotischen Leidenschaften erstickt wurde, anbrach, und aus diesem Grunde verrieth der Erste seine Mitschuldigen. Die Regierung bemächtigte sich sogleich der Häupter; man ließ jeden vor die Mündung einer Kanone binden, ihre Glieder zerstäubten im dicken Pulverdampfe, und die Wolken, welche den politischen Horizont verdüstert hatten, verschwanden vor dem Getöse dieser Kanonen.

Das Gemälde von Bellary, dieser in militärischer und anderer Beziehung äußerst wichtigen Stadt in der Präsidentschaft Madras, würde unvollständig sein, wenn ich nicht noch von der protestantischen Missionsgesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, die hier eine Niederlassung und eine Kapelle hat, reden würde. Diese Korporation steht in keiner Verbindung mit der anglikanischen Kirche und hat viele Verschiedenheiten in den Glaubensmei-

nungen. Es ist eine Art religiöser St. Simonismus, eine handelnde und predigende Gesellschaft, die unter den von der Muttergesellschaft in London gewählten Häuptern steht. Jeder der eintritt verzichtet auf seine Freiheit und auf sein persönliches Eigenthum; seine Person, so wie sein Vermögen gehören der Gesellschaft: diese gibt ihm eine Lebensgefährtin aus der Familie eines Mitgliedes, sie verheirathet ihn wieder, wenn er Wittwer ist, findet für seine Töchter und seine Wittwe, wenn er stirbt, Männer. Er kann gar kein persönliches Vermögen besitzen und muß von Allem, was er als Geistlicher, Gewerbsmann und Bankier gewinnt, Rechnung ablegen; dagegen aber ist seine Existenz gesichert: man läßt es ihm nie an dem Nöthigen, selten an dem fehlen, was zu einem eleganten, bequemen Leben gehört. Um endlich seine Kräfte anzuregen und aufzumuntern, bekommt er eine Existenz, die seiner Nützlichkeit für die Gesellschaft angemessen ist. Was folgt aber daraus? Er ist nicht mehr ein Priester. Als Gatte und Vater muß er wünschen, seine Lage um seiner Familie willen zu verbessern, und daher sich anstrengen, vor Allem dem Nutzen der Gesellschaft und ihrer Häupter zu entsprechen. Er kam vielleicht mit der ehrlichen Absicht nach Indien, das Evangelium zu predigen; aber von seiner Neigung überwältigt, mit den besondern ihm auferlegten Verrichtungen überhäuft, von Bank- und Handelsgeschäften in Anspruch genommen, hält er Register, führt eine Correspondenz, treibt Chemie, macht Papier, druckt, bindet, baut Häuser und vergißt darüber seine eigentliche Bestimmung als Missionär. Er ist wie eine geschäftige Ameise, geduldig und thätig, vermehrt das Kapital, erweitert den Einfluß und die Handelsbeziehungen der industriellen Republik, der er angehört, wird aber, wenn man nach dem Bisherigen über die Zukunft urtheilen darf, zur Ausbreitung des Christenthums an den Ufern des Ganges oder Krishna wenig beitragen.

Man hat bei uns den guten Glauben und meint eine Pflicht der Unparteilichkeit zu üben, wenn man der protestantischen Religion

eine größere Toleranz zuschreibt, als der unseren. Es ist nichts damit: Ich habe bei den englischen Protestanten nur die äußerste Intoleranz gegen alle Religionssekten, namentlich aber gegen die übrigen christlichen, angetroffen; eine Intoleranz, die zwar heut zu Tage nicht bis zur Verfolgung schreitet, da die Politik und das Handelsinteresse dem religiösen Fanatismus als Gegengewicht dienen, die aber wenigstens hier auf dieser Welt alles neben sich verachtet, und für die andere Welt der Verdammniß übergibt. Es ist ein trockener, kalter Fanatismus, ohne Enthusiasmus und ohne Wärme in Ausübung seiner gottesdienstlichen Pflichten: eine genaue Befolgung der vorgeschriebenen Regeln, mehr habe ich nicht gefunden.

Ehe ich das Kapitel schließe, muß ich noch eine Bemerkung anführen, die ich sowohl zu Bellary, als während meiner ganzen Dienstzeit in Indien zu machen Gelegenheit hatte: es betrifft die geringe Verschmelzung, welche der Kriegsdienst, unter der gleichen Regierung und unter ähnlichen Offizieren, zwischen den europäischen Soldaten und den Seapoyen noch herbeigeführt hat. Sie leben, exerciren, gehen spazieren und vergnügen sich ebenso getrennt, haben so wenig gegenseitige Sympathie, wie in den ersten Tagen der Eroberung. Es liegt nicht daran, daß sie einander nicht verstünden; denn der Soldat, der seine Lust nicht durch Geld, sondern nur durch List und Gewandtheit befriedigen kann, lernt gar bald die Landessprache, welche der Offizier verachtet. Sehr viele unserer Unteroffiziere und Soldaten konnten sich in der Hindu-, Telingu- oder Canarisprache, je nach dem Dialekt ihrer Kantonnirung, sehr gut verständlich machen. Dennoch aber, wie das Wasser der Rhone den Genfersee durchströmen soll, ohne sich mit diesem zu mischen, so führt auch ein europäisches Regiment, mitten unter lauter Seapoy-Regimentern ein ganz abgesondertes Leben; auch suchen die Behörden eine Verschmelzung und eine Annäherung nicht zu befördern, denn jede öftere Berührung würde nur den gegenseitigen Widerwillen vermehren und offenbaren. Im

Gegentheil darf in allen Militärstationen kein eingeborener oder europäischer Soldat seine ihm angewiesene Gränzlinie ohne besondere Erlaubniß überschreiten. Diese Einschränkung ist durch die aufbrausende und übertrieben lustige Laune der englischen Soldaten, wenn diese für ein paar Kreuzer Arak getrunken haben, geboten. Diese Lustigkeit, in ihrem thierischen Wesen durch den englischen Namen „animal spirits“ bezeichnet, artet leider immer in Rohheit und Brutalität aus. Das Vergnügen der untersten Volksklassen in Europa, namentlich aber in England, besteht meist im Gefühl und in der Anwendung körperlicher Stärke; daher sind die Freundschafts- und Freude-Bezeugungen der europäischen Soldaten von den Indiern nicht weniger gefürchtet, als ihre Händelsucht, weil diese Vertraulichkeit immer ins Brutale ausartet. Ein englischer Soldat trifft etwa einen Seapoyen an einem Brunnen, wie er sich bückt und Wasser heraufzieht; er gibt dem Kameraden einen Schlag auf die Schulter, ganz freundschaftlich, gleichsam zum Gruß. Dieß bringt den armen Hindu in Verzweiflung, denn nach Hindu-Sitte ist dieser Scherz eine schwere Beleidigung und Befleckung. Er mault ein wenig, geht aber nicht weiter, erstens weil er die freundliche Absicht dabei nicht mißkennt, und zweitens hauptsächlich weil er weiß, daß der riesenhafte Europäer ihn wie einen Scherben zerbrechen würde.

Wenn hie und da junge Seapoyen, die ohne Erfahrung ganz neu beim Regiment eingetreten sind, sich durch Europäer zu gemeinschaftlichen Schwänken verleiten lassen, so geht es ihnen immer wie in der Fabel vom thönernen und eisenen Topfe. Ganz gewiß werden sie zerquetscht und zerschlagen heimgeschickt, und tragen von nun an den Haß im Herzen, den die Stärke immer der Schwäche einflößt. Es gibt noch andere innere, tiefer liegende Gründe, welche die beiden Racen trennen; dieß ist die Trunksucht, die schreckliche Leidenschaft, und die thierische Unenthaltsamkeit des englischen Soldaten. Die Ausschweifungen der letzten Art sind so häufig, daß

jetzt eine arme alte häßliche Frau, die nicht daran denkt, sich von Eingeborenen zu verhüllen, sich beim Anblick eines Europäers verhüllt und so weit als möglich abwendet. Ein junger Rekrut, noch nicht in der Wachstube verdorben, geht heimlich in das Revier der Seapoyen und begegnet dort zufällig einer jungen Frau; er sieht sie freundlich an, grüßt sie vielleicht, wie er es bei einem Mädchen seines Standes in England auch thun würde, und geht vorüber, ohne weiter darüber nachzudenken. Er hat aber eben dadurch die verwundbarsten Empfindungen, die zarteste Seite bei dem indischen Volke verletzt; schon der Gruß eines Europäers gilt für eine indische Frau als eine Befleckung der Ehre. Doch macht hier der Seapoy einen ungemeinen Unterschied zwischen dem Soldaten und dem Offizier: den ersten verachtet er als eine niedere und unreine Kaste; den andern bezeichnet er mit dem allgemeinen Namen Sahiblog, Edelmann.

Neunzehntes Kapitel.

Das neue Jahr. — Herren und Diener. — Die Sucht zu heirathen bei den Eingebornen. — Reise von Bellary nach Pondichery.

Wir sind bis zum ersten Januar 1834 gekommen. Obgleich dieß nicht der Jahresanfang für die Eingeborenen ist, seien sie nun Hindu oder Mahomedaner, so ergreifen sie doch mit Freuden die Gelegenheit, sich einen festlichen Tag zu machen. Als ich morgens aufwachte, fand ich zwei ungeheure Bananen an der Schwelle meiner Wohnung aufgepflanzt; Blumen-Guirlanden hingen an allen Thüren und Fenstern, an den Einfassungen der Wände, am Griff meines Degens, am Federbusch meines Tschakos, wo uur ein Nagel oder sonst eine Erhöhung einen Halt dafür bot. Der Boden aller meiner Zimmer war mit weißen und rothen Blumenblättern

bedeckt, wie sonst unsere Straßen bei einer Prozession. Jasminsträuße, auf allen Meubeln aufgestellt, erfüllen und vergiften die Athmosphäre mit ihrem Wohlgeruch. So wie ich an der Thüre meines Schlafgemaches erscheine, werfen meine Diener, welche in Linie stehend diesen Moment erwarten, mir Kränze von weißen Blumen um den Hals, die ich, um die guten Leute nicht zu beleidigen, bis zum Frühstücke nicht ablegen darf. Auf meinem Tische finde ich eine Art Kuchen, Baba genannt, ein Geschenk meines Haushofmeisters, der bei dieser Gelegenheit voll Ehrerbietung den Zipfel meines Schlafrockes bis an die Stirne führt. Die andern Diener bringen mir Mithaces (Süßigkeiten verschiedener Art); Jeder, bis zu meinem zwölfjährigen Groom (Reitknecht) bietet mir eine Citrone, und bittet den Himmel, daß mein Schatten ihm immer günstig sey, und daß ich bei ihm Elternstelle vertrete.

So saß ich, wie der Fastnachtsochse geschmückt und sehr verwundert über mein Aussehen, am Theetisch, als mit einem mal die offene Verande, wo ich frühstückte, von einer Menge Menschen, Kaufleute und Handwerkern des Bazar, erfüllt wurde, die dem Herrn Dolmetscher die Geschenke und Wünsche für das neue Jahr darbrachten. Jeder war von einem Diener begleitet, der auf seinem Kopf eine kleine mit Geflecht oder Blättern bedeckte Platte trug, auf welcher Rosinen, Mandeln oder Bonbons lagen. Ein dicker Gewürzkrämer brachte mir einen massiven Korb von Kandiszucker, den man hätte für Kristall halten können; jeder gibt nach seinem Vermögen oder nach den Gegendiensten, auf die er etwa rechnen kann. Die Mehrzahl begnügt sich eine Orange oder Citrone mit einem Schwall von Worten und Wünschen darzubringen.

Dieser Gebrauch ist nur ein schwacher Reflex, eine unschuldige und oft lächerliche Parodie der Bestechung, welche unter der eingeborenen Regierung und in den ersten Zeit der Kompagnie überall herrschte. Jetzt ist es jedem Civil- oder Militär-Beamten verboten, ein Geschenk in Geld oder Waaren anzunehmen; aber es ist noch

nicht so lange her, nicht länger als seit dem Jahr 1820, daß ein Eingeborener nie den Besuch eines Europäers annahm oder zurückgab, ohne diese Ehre durch kostspielige Geschenke anzuerkennen. Die Offiziere, welche einen Residenten an den Hof eines Fürsten, z. B. des Nizam von Hyderabad begleiteten, empfingen jedesmal einen Schawl von 4 bis 5000 Franken im Werth. Diese glückliche Zeit ist vorbei: wenn jetzt ein Eingeborener seine Staatsvisite macht, so bietet er euch mit tausend Bücklingen eine kleine Citrone dar, gleichsam wie eine Visitenkarte, und wenn ihr bei ihm Besuch macht, so übergibt euch beim Weggehen ein Diener zwei kleine Fläschchen mit Rosenwasser oder Sandelöl. Aber die übertriebensten Anreden und Komplimente sind noch an der Tagesordnung. Wenn z. B. ein Bäcker durch mich beim Regiment empfohlen sein wollte, so richtete er seine Anrede und Bitte an den „Spender der Gunst, den Schutz der Armen, an den gerechten, erleuchteten, weisen, großmüthigen Lieutenant Warren!" möge sein Schatten nie abnehmen, und der Baum seines Glückes immer wachsen!" oder eine ähnliche, andere Einleitung.

Kaum hatte ich diese Masse verabschiedet, als ein Geräusch von Tamtam, Guitarren ꝛc. sich in der Allee meines Gartens hören ließ, Weiberstimmen mischten sich darunter und alsbald begannen Beyaderen ihren Tanz auf meinem Rasenplatz. Diese Mädchen wollten meine Fürsprache erbitten, damit sie in den europäischen Kantonnirungen ihr Wesen treiben dürften: aber als neuer Joseph entfloh ich in meine inneren Gemächer und hieß meine Leute diese Sirenen so schnell als möglich entfernen.

Die Europäer in den indischen Städten, sagt Jacquemont, erfahren beinahe nie etwas von dem Leben ihrer eingeborenen Diener. Kein Civil- oder Militär-Beamter vielleicht weiß, wo seine Diener wohnen, ob sie verheirathet sind, ob sie Kinder haben, und was sie mit ihrem ersparten Gelde anfangen. Das rührt theils von den sonderbaren Sitten der Eingeborenen her, noch mehr aber

von dem Mangel an gutmüthigem, leutseligem Betragen bei den Engländern. Es ist eine sonderbare und der englischen Nation ganz eigenthümliche Sache, daß sie mit ängstlicher Sorgfalt jedes Volk, unter welches sie sich mischen, in so weiter Entfernung als möglich von sich zu halten suchen! Der Dienst eines Hausbedienten ist wie sonst ein Militärdienst; er währt für jeden nur gewisse Stunden des Tages; außerdem ist er frei und der Herr weiß durchaus nichts von der Lebensweise eines Menschen, der ihm schon seit Jahren folgt, ihn bei Tische bedient, der wie die Katze in allen Zimmern den Zutritt hat, und eben wie dieses Thier, wenn er des Tags sein ihm zugehörendes Geschäft besorgt hat, bei Nacht verschwindet. Von eurem ganzen zahlreichen Gefolge schläft nur der kleine Groom, ein Bürschchen von 12 oder 13 Jahren, in eurer offenen Veranda, um während des Nachts auf euern Ruf zu hören; aber es ist ein seltenes Glück, wenn er euch hört, denn sein Schlaf ist vermöge des Alters und des Klimas doppelt fest. Doch könnt ihr von einem von euren Leuten, z. B. von eurem Haushofmeister verlangen, daß er, nicht unter eurem Dach, doch aber in eurer Nähe wohne, und dieß unter einer Bedingung: ihr müßt ihn seine Hütte hinter einer doppelten Mauer von Flechtwerk und Thon in dem entlegensten, schattigsten Winkel des Gartens errichten lassen. Ist der Bienenstock fertig, so führt er bei dunkler Nacht in einem verschlossenen Wagen seinen ganzen Schwarm, seine Weiber und Kinder herbei; aber dann muß man ängstlich vermeiden, seine immer rege Eifersucht zu reizen. Der Herr, welcher den Vorhang des Gynäceums zu lüften versuchen wollte, würde bald seine gerechte Strafe durch Gift oder Dolch finden. Die Mehrzahl der Diener beim Regiment, die sich entschließen, dem nomadischen Leben ihres Herrn zu folgen, aber nicht die Mittel haben, ihre Frauen in der nöthigen Verborgenheit, so daß sie kein Auge entdeckt, mit sich zu führen, lassen dieselben in ihrer Heimath unter der Obhut ihrer Familie. Jeder gibt derselben einen monatlichen Gehalt nach Verhältniß seines Einkommens,

wenigstens eine Rupie (1 fl. 10 kr.) jeden Monat; so viel gibt der ärmste, der nur vier Rupien monatlich zur Nahrung und Kleidung hat. Wie groß aber die Armuth sein mag, jeder will heirathen, eine Frau besitzen, die ihm gehört, die ganz sein Eigenthum ist. Er hat keine Kleider, um seine Blöße während des Winters zu decken, er hat für den nächsten Tag kein sicheres Brod; um das arme Geschöpf, das sein Leben verschönt, zu unterhalten, muß er sich oft die nöthigsten Bedürfnisse versagen . . . er schnürt den Kummerbund (seinen Gürtel) fester über seine abgemagerten Lenden, und erinnert sich mit freudestrahlendem Gesicht, daß er zu Hause eine kleine Frau hat, bei der ihn bessere Tage erwarten, seine Nurmahal, sein Leben, seine Wonne, das Feuer seines Herdes.

Doch aber hat er sie nicht aus Liebe geheirathet, denn sie ist vielleicht erst acht Jahre alt; in solchem Alter schließen die Aeltern unter sich, in jeder Kaste, die Heirathen ihrer Kinder. Er hat sie vor der Trauung nie gesehen; die Familie hat sie gewählt. Bei den Mahomedanern ist es im Ganzen dasselbe, nur daß diese das Alter abwarten, wo die Vermählung vollzogen werden kann; aber der junge Bräutigam kennt seine Braut nicht, ehe er den Schleier am Hochzeitabend lüftet. Noch eine Beobachtung, die man bei den Eingebornen jedes Alters, jedes Glaubens und jedes Standes macht, ist, daß sie mit derselben Gleichgültigkeit, beinahe mit Abscheu, von den Frauen reden, die kaum erst dem Kinderalter entwachsen sind. Die Natur ist in diesem Klima viel früher reif und viel früher verwelkt: die Frau ist Mutter mit zwölf Jahren und mit dreißig gänzlich abgelebt.

Die Anzahl der Monate war voll, welche mich zu einem vierteljährigen Urlaub berechtigte. Ich sehnte mich nach Pondichery, ein vergoldetes Ufer, das murmelnde Meer, meine vielgeliebte Schwester, die mich dort erwartete, wieder zu sehen. Auch war ich des albernen Garnisonlebens, des traurigen Felsens müde, der mich schon an so manche trübe Erfahrung erinnerte. Und endlich muß

ich gestehen, fühlte ich wie eine Krankheit das Verlangen nach dem nomadischen Leben, dessen Reize, einmal gekostet, uns immer wieder anlocken. Was für Reize hat denn dieses herumschweifende Leben? Es sind dieß die Unzahl von kleinen unvorhergesehenen Vorfällen, welche unsern freien Willen und unsere Entschließung üben. Jeden Augenblick muß man überlegen, wollen, handeln, freilich oft in der unbedeutendsten Angelegenheit, aber man hat doch gewollt und gehandelt. „Man genießt dabei ein naturgemäßes Vergnügen, um „so lebhafter, je seltener es bei der Regelmäßigkeit unseres gewöhn„lichen Lebens ist.“ Wie dem sei, ich werde mich immer des freudigen Schauders erinnern, mit welchem ich am 12. Januar 1834, nach einem vergnügten Mittagessen, das mich und meine Kameraden im Gesellschaftslokal vereinigt hatte, in den Sattel sprang. Ich wechselte noch einige Händedrücke, dann ließ ich meinem guten Araber den Zügel und flog davon.

Habe ich noch Bekannte in Bellary oder Hyderabad? Ist in diesen ephemeren Gesellschaften, die einen Tag am indischen Himmel glänzen, um alsbald zu verschwinden, noch Jemand, der sich des Duc, des Fürsten unter den arabischen Rennern, erinnert, ist Einer, der ihn gesehen hätte und vergessen könnte? Er war die Bewunderung des Regiments; das kleinste Soldatenkind hätte ihn mitten in einer Schwadron erkannt. Ich sehe noch vor mir seinen kleinen Kopf, seine Antilopen-Augen, seine feinen, schlanken Beine, seine kräftige Brust, seine festen und runden Hanken, wie die Hüften einer hübschen Frau. Was ist aus dir, mein armer Duc, geworden? Sind deine zierlichen Glieder die Beute des Schakals und des Geiers geworden, oder schleppst du ein trauriges, alterndes Leben hin, in Erinnerung an die weiten Räume, die wir mit einander durchflogen?

Meine Leute waren mir zwei kleine Märsche voraus, und ich holte sie in Cudiggol, dem zweiten Dorf, sieben Stunden südöstlich von Bellary, ein. Um leichter zu reisen, hatte ich mich weder mit

Zelten, noch mit Ochsenwagen beschwert; mein Gefolge bestand nur aus meinem Kammerdiener, der zugleich die Stelle des Kochs versah; er ritt auf einem Tattoo; dann kamen zwei Stallknechte und zwei Futterknechte für meine Pferde; endlich zwei cowry-coulys, welche die vier Körbe aus Palmried trugen, worin meine Kleider, meine Vorräthe und Reisegeräthschaften gepackt waren. So belief sich unsere kleine Karawane, auf die möglichst kleine Zahl beschränkt, doch noch auf acht Personen und drei Thiere.

Am 13ten Januar, ein Marsch von fünf Meilen bis zum Dorf Guntakol, über eine wellenförmige und mittelmäßig angebaute Ebene, theils Heiden-, theils schwarzes Ackerland.

Den 14ten nach Verracherrou, fünf Stunden. Das Land wird mehr durchschnitten; man bemerkt einige Anhöhen, dann eine Reihe von Hügeln, die sich ostwärts hinzieht; es sind die ersten Strebepfeiler der Ghatsgebirge. Dagegen wird die Straße oder eigentlich der Fußpfad abscheulich, verliert sich jeden Augenblick und macht durchaus einen Führer nothwendig. Wo sind nun die schönen Straßen, von welchen Montgommery-Martin mit so vielen schönen Worten redet, und die nach ihm den Ruhm der Kompagnie verherrlichen sollen? Nirgends habe ich solche gesehen. Wir sind hier auf einer der großen Straßenlinien für Krieg und Handel, auf einem Hauptverbindungsweg der Präsidentschaft Madras, und nirgends ist auch nur die Richtung genügend angezeigt. Ueberall, wo man Straßen antrifft, muß ein Landesfürst die Kosten tragen; wenn das Feld mit Bäumen besetzt ist, so haben Eingeborene dieselben gepflanzt. Bis Ghouty bietet die Reise nichts Merkwürdiges dar, als einige Striche sehr gefährlichen Flug-Sandes, die sich von hier bis an das Meer hinziehen.

Den 15ten Januar. Ghouty, mit dem Beinamen „Gibraltar von Karnatik,“ besteht wie Bellary aus zwei Festungen und einer Citadelle, die über einander am Abhang und auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges liegen. Früher war hier das Hauptquartier

für die Armee der abgetretenen Distrikte; zwar steht es als Festung unendlich weit über Bellary, und auch die militärische Lage ist wenigstens ebenso gut, dagegen ist der Gesundheitszustand so schlecht, daß man es verlassen mußte. Der Wechsel des Gesundheitszustandes bei manchen Orten in Indien ist sehr bemerkenswerth. Es gibt Orte, die sonst ihrer reinen Luft und ihrer gesunden Lage wegen berühmt waren und jetzt so pestartige Miasmen aushauchen, daß sie völlig unbewohnbar sind; man könnte sagen, die Erde öffne sich, wie zur Zeit von Sodom und Gomorrha, und ströme ein Gas aus, welches die Einwohnerschaft zerstöre. Dieß war das Schicksal von Ghouty, dieß wird das von Bellary sein. Was aber noch außerordentlicher scheint, ist, daß dieser Wechsel im umgekehrten Verhältniß statt findet mit den Ursachen, die solche Orte rein und gesund erhalten sollten: er erfolgte, als die Reinlichkeit und die luftige Bauart einer europäischen Kantonnirung an die Stelle des Schmutzes und der Anhäufung der Eingeborenen trat. So lange die Festungen Ghouty, Nundidroug, Gingi, Seringapatam einem menschlichen Ameisenhaufen, in schmutzige Hütten zusammengedrängt, glichen, waren die Cholera und die typhösen Fieber unbekannte Krankheiten. Man findet jetzt dort nur verlassene Kasernen und Ruinen; alles ist ausgesucht reinlich, und doch reicht eine einzige Nacht, in diesen Kasernen zugebracht, hin, um den Keim einer wenn nicht tödtlichen, doch die Gesundheit auf lange Zeit zerstörenden Krankheit zu legen. Bemerkenswerth ist dabei, daß drei der oben genannten auf den Gebirgen, hoch über den umliegenden Ebenen, weit entfernt von jedem Sumpf und fast alles Wassers beraubt, stehen.

Die obere Citadelle von Ghouty ist wie die von Bellary ein Aufbewahrungsort für Staatsgefangene. Zur Zeit meines Besuchs waren vier solcher Unglücklichen dort: der merkwürdigste war ein alter Minister des Rajah von Vizianagor, der im Kampf für seinen Herrn ein Bein verloren hatte. Der Fürst und sein Diener

waren seit einer Reihe von Jahren hier eingeschlossen, aber der Rajah starb. Zwei andere waren Polygaren oder Kriegsoberste einiger Lehensgüter in Kimedy (in den nördlichen Circars), und der Vierte war der Rajah von Tinevilly, erst vor Kurzem hier angekommen.

Den 17ten Januar. Tadpotrie, fünf und eine halbe Stunde. Zwei Stunden vor Tagesanbruch abgereist fand ich mich bei Sonnenaufgang in einem ganz veränderten Lande. Die Straße ist zwar nicht kunstmäßig gemacht, doch aber wenigstens durch eine Allee von schönen Bäumen auf dem feinen Sande, in welchem Thiere und Menschen mit jedem Schritt zu versinken drohen, angezeigt. Wenn die Vegetation nicht wäre, nicht hie und da ein ächt tropischer Baum stünde, man könnte sich in Europa wähnen: von fern gesehen, würden die Höfe und Dörfer, die hier einen Anschein von Reinlichkeit und Regelmäßigkeit haben, die Täuschung nicht stören; aber diese hört sogleich auf, sobald man in die Nähe eines Dorfes kommt oder gar hinein geht, und man fragt sich, ob diese Wohnungen etwa für ein Liliputer-Geschlecht gebaut sind. Bei der Mehrzahl dieser Hütten ist das Dach so nieder, daß die Bewohner gewiß nicht darunter stehen können. Was aber für uns die größte Qual wäre, ist nicht einmal eine Entbehrung für dieselben, da sie so viel wie möglich auf ihren Fersen kauern; so sitzen, so ruhen sie am besten; die Eingeborenen betreten ihre Wohnung nicht, als um darin zu liegen und zu sitzen; alles andere geschieht außer dem Hause.

Den 18ten Januar. Shetly-Warripilly, ein hübscher kleiner Marktflecken von ungefähr zweihundert Häusern aus Holz und Lehm. Es ist ein Marsch von ungefähr acht Stunden. Je mehr man sich der Station nähert, um so mehr rückt die Bergkette, die sich seit Ghouty zurückgezogen hatte, wieder unmerklich in die Nähe, und wirft hier einen Hügel quer über den Weg. Seit einigen Tagen hatte ich die verschiedenen Menschengruppen auf meinem

Wege beobachtet, und mich wiederum überzeugt, daß das Christenthum das einzige, den Frauen günstige Sittengesetz ist. Nirgends hat mir die Lage derselben erbarmungswürdiger geschienen als bei den unteren Klassen der Hindu, welche wie die Thiere, ohne die leiseste Spur von Liebe, ihr Geschlecht fortpflanzen. Die Männer scheinen die Frauen für so unreine Geschöpfe zu halten, daß man kaum begreift, wie nur irgend ein Umgang zwischen beiden möglich ist. Ich traf eine Menge armer Familien unterwegs. So hungrig sie scheinen, so nackt sie seien, auf der untersten Stufe von Elend und Entblößung, der Mann geht unabänderlich in tiefem Stillschweigen voraus, die Frau folgt einige Schritte hinter ihm, indem sie ein kleines Kind rittlings auf der linken Hüfte trägt. Besitzen sie einiges Geräthe, so ist auch sie es, die dasselbe tragen muß. Ich habe sie oft beinahe unter der schweren Last erliegen sehen, ohne daß der Mann, der nur seinen Reisestock trägt, daran denkt, auch nur sein Kind ihr abzunehmen. Die Frau ist hier ein wahres Lastthier, das seinem Herrn folgt, ohne zu murren und ohne je seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Oft sind es zwei Frauen, welche die Sklaverei und die Geringschätzung ihres Mannes theilen: sie gehen hintereinander, zuerst die begünstigte Frau, jede trägt ihre Kinder und einen Theil des Gepäckes. Ich habe solche traurige Karavanen oft mehrere Stunden lang begleitet, ohne daß sie sich vereinigt oder ein Wort gesprochen hätten. Wenn mehrere Familien gemeinschaftlich reisen, gehen alle Männer voraus, die Frauen gehen zusammen in ehrerbietiger Entfernung hintendrein. Wenn eine andere Reisegesellschaft, namentlich aber wenn Europäer an dieser Gruppe vorbeikommen, drehen die meisten Weiber den Rücken, oder bedecken sich im Gehen das Antlitz, und entfernen sich stumm und düster, wie wenn sie einen Trauerzug begleiteten. Man kann kaum glauben, daß je ein Lichtstrahl in ein solches Leben fallen könne.

Im Dorfe gehen sie nur auf den Markt und an den Fluß,

um ihre Einkäufe und ihre Waschungen zu bewerkstelligen; nie aber gehen sie zum Vergnügen und zur Unterhaltung aus. Nie nehmen sie an einer Erholung der Männer Theil, und ihr Umgang mit ihren Männern hat im mindesten nichts Vertrauliches; selbst zu Hause schwatzen sie äußerst selten, essen aber nie zusammen; sie genießen ihre Speisen, wenn der Mann die Mahlzeit geendet hat.

19. Januar. Zu Tschelamakour, einer Stadt ähnlich wie die vorhergehende, (vier Stunden). Ich sah einen Pflug am Wege halten und ging hinzu, um ihn genau zu betrachten: es ist ganz einfach ein gekrümmter Stock, der nur die Erde schürft. Zwei Ochsen sind an diesem elenden Ackerwerkzeug angespannt und Frauen, die demselben folgen, zerbrechen mit den Händen die Schollen, welche jener aufwirft, ohne sie zu zertheilen. Diese Ochsen sind ziemlich klein, meistens von schwarzbrauner Farbe und haben eine Fettgeschwulst auf dem Nacken. Ihren Mist gebraucht man nicht zur Düngung der Felder; nur die Streu empfängt das nächste Feld, während der Mist selbst das Brennmaterial ersetzt, welches in diesem Theil Indiens sehr selten ist. „Einige Familien," sagt Jacquemont, „beschäftigen sich mit der Zubereitung desselben. Man „mengt den Mist mit zerschnittenem Stroh, formt ihn in breite „Kuchen, die an der Sonne trocknen; nur Frauen geben sich zu „diesem unappetitlichen Geschäfte her. Diese Armen bleiben den „ganzen Vormittag bei den Ochsen, und ich habe es oft mit angesehen, wie Streit und Schlaghändel um den Mist entstanden. „In allen Dörfern fand ich auf meiner Reise an den Wänden sol„che Kuchen als Brennvorrath aufgestapelt, und man sieht durchaus nichts Unreinliches darin.

Das Ende des Januars ist im allgemeinen weder die Zeit der Arbeit noch der Erndte; der Boden gibt in diesem Klima jährlich zwei Erndten; eine vom Reis, der vom Juni bis November steht, und eine von Korn, Hülsen- und Oel-Fürchten, welche keine Bewässerung verlangen und während der heißen Jahreszeit reifen. Damals

boten die Felder überall Korn, Reis, Lein, und noch häufiger die halbwild wachsende kurzhaarige und dicke Baumwolle dar.

20. Januar, zu Appiapelly (fünf Stunden). Dieses Dorf hat nichts Merkwürdiges, als eine reich mit Sculpturen geschmückte Pagode, deren Reliefs übrigens abscheulich obscöne Allegorien aus der Schöpfungsgeschichte darstellten, wobei der Lingam die Hauptrolle spielt.

Den 21. zu Kudappah (5 Stunden). Der immer sandiger werdende Weg geht durch mehrere Gießbäche, die aber zu dieser Jahreszeit trocken sind, und nähert sich einer Bergreihe, die quer davor liegt. Diese Berge erschienen zuerst blau, dann nahmen sie bei Sonnenaufgang eine Kupferfarbe an; es ist die Ost-Ghats-Kette, die mit der Küste parallel von Nord nach Süd läuft. Der Theil, den man hier sieht, ist kahl und öde. Beinahe an ihrem Fuß, aber noch in der Ebene liegt die kleine Stadt Kuddapah, Militär- und Civil-Station, der die Lage an der Mündung mehrerer Gebirgs-Defileen eine gewisse militärisch-politische Bedeutung gibt. Ein Empfehlungsbrief an einen Offizier der Garnison verschaffte mir die gastfreundlichste Aufnahme.

Die Stadt Kuddapah mag, so viel ich nach ihrer Ausdehnung und der Lebhaftigkeit in den Straßen schließen kann, acht bis zehntausend Einwohner haben; es sind meistens Pathanen, oder Abkömmlinge von Arabern und indischen Müttern, und haben all' den Fanatismus und die Unruhe ihrer Väter. Einige Monate vor meiner Durchreise war Kuddapah der Schauplatz einer aufrührerischen Bewegung gegen die Kompagnie, einer Bewegung die mit der Verschwörung vor Bangalore in Verbindung stand und zu gleicher Zeit losbrechen sollte; aber die Häupter, in der Furcht verrathen zu sein, beschleunigten den Ausbruch und warfen in der Nacht ein todtes Schwein in die große Moschee, indem sie das Volk beredeten, diese Entweihung sei das Werk der Europäer. Umsonst versuchte der Kollekteur Makdonald, ein sehr verdienstvoller

junger Mann, die aufgeregte Menge zu enttäuschen; er wurde mit seinem Gefolge unbarmherzig ermordet. Aber diese augenblickliche Aufwallung hatte keine revolutionäre Entwicklung zur Folge: auf diese kurze, übel angewandte Thatkraft folgte unmittelbar eine völlige Erschlaffung. Die Truppen, welche den Aufstand unterdrücken sollten, fanden keinen Widerstand; man lieferte ihnen die Schuldigen aus, und der Tod des Kollekteurs wurde durch eine exemplarische Strafe gesühnt, welche den Einfluß der brittischen Macht noch vermehrte.

Die Civil-Verwaltung zu Kuddapah besteht aus einem Kollekteur, einem Unterkollekteur und einem ersten Hülfsbeamten, welche, wie schon oben bemerkt, die obere Verwaltung der Steuern und der Justizpflege besorgen; ferner aus einem Richter, der von einem Aktuar unterstützt dem Civil- und Kriminal-Gericht erster Instanz vorsitzt. In der militärischen Kantonnirung fand ich nur den Generalstab und fünf Kompagnien von einem eingeborenen Infanterieregiment; zwei andere Kompagnien waren nach Ghouty detachirt, wo sie die ganze Besatzung ausmachten und wo ich sie als Wache bei den Staatsgefangenen gesehen hatte; die beiden letzten Kompagnien endlich waren auf dem Marsch, um eine Geldsendung, die von Madras nach Bellary gieng, zu begleiten. Dieß mag genügen, um eine Idee davon zu geben, wie die eingeborenen Regimenter der Kompagnie vertheilt sind, und daß die aktive Armee nicht überzählig ist, da hier, in einer notorisch übelgesinnten und erst neulich im Aufstand begriffenen Provinz, die Regierung nur eine Garnison von 700 Mann, und oft noch weniger, zur Verfügung hat. In der That sind, mit Ausnahme weniger weit aus einander entfernter Hauptstellungen, wo der Kern eines Beobachtungskorps liegt, die Regimenter Kompagnienweise, fast nach Art eines Vortrabs zertheilt und die Militärgewalt reicht selten hin, um in dem ersten Moment eines Aufstandes die Oberhand zu behaupten. Den Behörden bleibt dann nur übrig, sich so lange defensiv zu halten, bis ihre Berichte

über den Aufstand von dem nächsten Hauptquartier Verstärkung herbeirufen. Auf der eingeborenen Armee lasten alle diese Dienste, alle Strapazen und Unannehmlichkeiten dieser Märsche; sie sind die Handlanger des Heeres, während die europäischen Truppen ausschließlich für den Krieg aufgespart werden. Jacquemont vergleicht diese mit den Kampfhähnen, die man das ganze Jahr für einen einzigen Kampftag ruhig nährt und pflegt. Auf dem Marsch muß man den europäischen Regimentern eine Abtheilung eingeborener Truppen mitgeben, um für jene zu sorgen und Wachdienste zu thun; in der Kantonnirung ist es ebenso. Da man annimmt, daß die Hitze des Frühjahrs, die Regen des Herbstes und die Kälte des Winters den Europäern gleich schädlich und verderblich sind, so geben die englischen Soldaten nur die innern Wachen in den Kasernen; die Seapoyen besorgen die äußeren Wachdienste für sie.

Den 23. Januar. Da ich Morgens 5 Uhr von Kuddapah abgegangen war, frühstückte ich zu Bonkrapett, einem indischen Kloster, das auf den ersten Abhängen der Ghatsgebirge, am Eingang eines furchtbaren Engpasses liegt, welcher jene quer durchschneidet. Die von Bäumen beschattete Straße, der ich seit Ghouty gefolgt war, hört zu Kuddapah plötzlich auf, und eine Stunde von dieser Stadt gibt es nur noch einen abscheulichen Fußpfad, der mühsam zwischen einem Chaos von Felsen sich durchwindet. Das einzige bemerkenswerthe Gebäude von Bonkrapett ist die Pagode, welche, obgleich armselig in ihrem Aeußern, eine zahlreiche Schaar von Bayaderen unterhält. Ich vermuthe, daß die Nähe von Kuddapah, dessen Bevölkerung (Pathanen und Mahomedaner) äußerst verdorben ist, diese Anstalt fördert. Sie gewähren, sagt man, den Braminen, ihren Miethherrn, welche dieselben von ihrer Jugend an zur Unzucht erziehen, einen bedeutenden Gewinn. Was ich nie begreifen konnte ist, daß bei ihrem Begriff von Unreinheit, die nach den braminischen Lehren Allem, was nicht Bramine ist, anklebt, so daß die bloße Berührung eines Europäers oder eines Hindu der unteren Kasten

eine Verunreinigung ist, die Herren dieser Anstalt keinen Anstand nehmen, sogar dienstfertig für Geld jedem Reisenden die Wahl unter ihrer Bayaderen-Heerde lassen, unter welcher sie doch selbst auch ihre Geliebten haben. Diese armen Geschöpfe haben nicht die leiseste Idee davon, daß sie eine Sünde begehen, indem sie ihr Gewerbe treiben: sie glauben damit einen gottesdienstlichen Ritus, ein Opfer zu begehen, das dem Götzen, dem sie dienen und vor dessen Altar sie abwechslungsweise Tänze aufführen, angenehm sei; so halten sie sich nicht für unglücklich und sind durchaus nicht verachtet. Die Hindu, selbst aus den höchsten Kasten, geloben oft in gefährlichen Lagen ihrem Götzen eine Tochter, und übergeben die so Geweihte in einem Alter von drei oder vier Jahren den Braminen; meistens aber sucht man sie aus einer besonderen Kaste, die der Göttin Kali, der indischen Venus, geweiht ist, aus.

Gegen fünf Uhr Abends fing ich an zu Fuß die erste Strebemauer des Ghatsgebirges zu ersteigen, und zwar auf einem so felsigen und glitschigen Fußpfade, daß ein Versuch zu Pferde sehr gefährlich gewesen wäre. Zuerst geht es durch eine traurige, öde Schlucht, wo jede Vegetation völlig verschwunden ist; dann erreicht man den ersten Gebirgskamm, steigt in ein zweites Felsenthal hinab und ersteigt danach den zweiten, höhern Rücken: man glaubt ein Meer zu sehen, das sich beim ärgsten Sturme plötzlich in Stein verwandelt hat; — nichts als Felsen und immer Felsen! Es ist der ermüdendste Anblick, eine wahre Wüste! Nirgends etwas Hervortretendes; nirgends, weder im Ganzen noch im Einzelnen, Größe oder Originalität! Da zum erstenmal fand ich mich in meiner Reiselust getäuscht und enttäuscht, und als ich mich Abends in dem kleinen Orte Kondatarpett, am östlichen Ende des Passes, auf mein Feldbett warf, dachte ich an die zwei Tauben in der Fabel und an die Süßigkeit eines ruhigen Lebens.

Den 24. Januar zu Royachetty (5 Stunden), ein Dorf von etwa hundert Hütten.

Dieselbe Gegend wie gestern. Die Kompagnie hat hier einen Bungalo, aber so zerfallen und verdorben, daß ich vorzog, im Karavanserai eine Unterkunft zu suchen. So nennt man ein kleines abgeschlossenes Quartier mitten in der offenen Stadt, oder einen geschlossenen Raum bei einem Dorf, wo alle eingeborenen Reisenden anhalten. Jeder zahlt etwas für Unterkunft und für sicheres Einstellen der Lastthiere und Pferde: vier Centimes (1⅛ kr.) für Person und Thier, wer aber mit zwei oder drei Dienern reist, zahlt 4 Anas (18 kr.). Ein Aufseher sorgt für gute Ordnung und einige Diener für Reinlichkeit.

Es ist ein niederdrückender, trauriger Anblick, den die wechselnde Bevölkerung dieser Karavanserai darbietet: meistens sind es Pilger, armselige Hausirer, deren ganze Habe von einem ausgehungerten Klepper getragen wird, oder noch bedauernswerthere Oumeidwars (Abenteurer), arme Teufel, die eine Lebensunterkunft suchen. Viele Frauen, kleine Kinder, abgemattete Greise, die ihre Reise nicht fortsetzen können, halten hier einige Tage, um ihre wunden Füße zu heilen. Die Trümmer dieses Dorfes scheinen so geordnet, um das vollkommene Bild der Zerstörung gleichförmig in allen Theilen, so verschieden diese sind, darzubieten: die Häuser sind zur Hälfte verlassen und öde; dem zerstörenden Einflusse der Jahreszeiten überlassen, zerfallen sie nach und nach, aber nicht so schnell, als man bei dem schlechten Material erwarten sollte. Das Dach senkt sich zuerst, während die Mauern stehen; dann vollenden die Schmarotzerpflanzen, welche überall ihre Wurzeln einsenken, die Zerstörung. Die Einwohner flüchten den wenigen Lebensvorrath, den sie noch haben, und mit dem sie bis zur Erndte ausreichen müssen. Sogar mit Geld kann man nichts erhalten, so daß meine Leute hungern mußten. Ich verlor endlich die Geduld, und machte mich um vier Uhr Nachmittags wieder auf den Weg, um Mahal zu erreichen, wo ich meine Reise-Vorräthe erneuern zu können hoffte. Die Bauern, welche ich über die Entfernung befragte, versicherten,

es sei nur fünf Koß. Unglücklicherweise ist dieses Maaß nach der Gegend sehr verschieden: in dem Gebiet der Kompagnie beträgt es gewöhnlich zwei englische Meilen oder drei Viertelstunden: dieß nennt man das Reschmikoß. Aber es gibt ein Sultanikoß, das anderthalb bis zwei Stunden enthält. Dann mißt jeder die Koß nach der Geschwindigkeit seiner Beine; fragt man einen Alten, so nennt er so und so viel Koß, sein Sohn aber sagt vielleicht die Hälfte. In der Aussicht auf einen Weg von etwa vier Stunden, nach dem am Morgen gemachten Marsch schon mehr als genug, unternahm ich, obgleich schon etwas ermüdet, die Weiterreise. Nichts ermüdet körperlich und geistig so sehr, als eine lange Reise zu Pferd, wenn man Schritt reitet: man rückt so wenig vor, die entfernteren Gegenstände kommen so langsam nahe! Dann ist die Gegend so einförmig, so ohne alles Interesse; man würde auf dem Sattel einschlafen, wenn man nicht wie gerädert wäre. Leicht bemerkt man, daß die frühere Gegend von einem europäischen Kollekteur, die jetzige aber von einem Erbpächter (Zemindar) verwaltet wird. Wir sind in dem Distrikt des Nuwab von Mahal; anstatt der abgesteckten Felder, der zahlreichen Gruppen von Fruchtbäumen, der vielen Abzugsgräben, der reichen Saaten, der lachenden Dörfer und der beinahe civilisirten Bevölkerung, die man zwischen Adony und Kuddapah antrifft, sieht man nun nur noch Moräste und Haiden; weite Flächen mit Binsen bedeckt, oder ausgedörrtes, steiniges, unfruchtbares Land, das hungriges Haidekraut trägt; hie und da einige bienenkorbartige Erdhütten, wo schwächliche, halbnackte Wesen mit dem Ungeziefer um ihre Existenz ringen; beinahe wilde Eingeborene, die bei dem Anblick eines Fremden fliehen und zu dumm oder zu boshaft sind, um ihm zu antworten und den rechten Weg zu zeigen. Hier ist das Elend auf seinem höchsten Gipfel. Wenn man die Wüste rings umher betrachtet, fragt man sich, wovon denn diese Leute leben, wenn nicht von der Milch der Thiere, da sie kein Fleisch essen. Der Vieh-

stand, in der ganzen Gegend nur aus Ochsen und Büffeln bestehend, ist sehr stark und seine Ernährung ein neues Räthsel. Diese liegen den ganzen Tag auf den Brachfeldern, wo kein Grashalm grünt, und käuen, ich weiß freilich nicht was, geduldig und ergeben wie ihre Wächter.

Nach einem vierstündigen Marsche traf ich endlich einen Seapoyen, der denselben Weg machte, und erfuhr von ihm, daß ich noch sechs Koß, also die größere Hälfte des Wegs zu machen habe, um Mahal zu erreichen: offenbar hatte er ein anderes Maaß, als die Einwohner dieser Gegend. Nachdem ich noch ungefähr zwei Stunden gemacht hatte, kam ich ganz ermüdet an einen kleinen Meierhof, Kurkurra genannt. Ich hatte zwar mein vorgestecktes Ziel nicht erreicht, aber es war finstere Nacht, alle meine Leute, sogar die Pferdeknechte waren weit zurück, der Marsch betrug seit Sonnenaufgang wenigstens elf Stunden: ich mußte anhalten. Ich stieg somit vom Pferde, nahm es am Zügel und bettelte von Thor zu Thor für mich und mein Pferd um eine gastfreundliche Aufnahme, die ich herzlich gerne bezahlt hätte. Nur diesesmal auf allen meinen Reisen fand ich keine Seele, die das Ourdou (die **Lingua franca** oder Umgangssprache zwischrn Eingeborenen und Fremden auf der ganzen Halbinsel) verstand. Ich war schon in dem Bereich der tamulischen Sprache (Malabar), so daß ich mit Geberden nur für mein Pferd einen Bund Heu und für mich einen elenden Fladen, (in Lothringen hätte man es einen Bleikuchen genannt), bekam. Es ist ein nur halb gebackener Teig von Gersten- oder Weizenmehl, worunter einige Hülsenfrüchte gemengt sind, auch ist die Kleie noch darin; dieß nennt das Volk seinen Braten, es ist seine einzige Nahrung, und gibt natürlich wenig Kraft.

Da ich nirgends ein Obdach für mich sah, band ich meinen geduldigen Araber an einen Palmbaum, an dessen Fuß ich einen kleinen Teppich, den ich immer unter dem Sattel hatte, ausbreitete;

nachdem das Pferd seine magere Mahlzeit geendet hatte, schlang ich den Zügel um meinen Arm und suchte neben ihm einzuschlafen. Nie hatte ich so lebhaft das Gefühl der Vereinzelung empfunden: es war das erstemal, daß ich so ganz allein, ohne ein Wesen, mit dem ich hätte meine Gedanken austauschen, dem ich wenigstens hätte einen Befehl geben können, im Freien die Nacht über kampirte. Ich sah wenige Schritte von mir im Schatten schwarze abscheuliche, stumme Gestalten sich bewegen, während Andere vor ihren Thüren in die weißen Musselinbinden, wie in Grabtücher eingehüllt, lagen. Eine Hyäne heulte in der Ferne, der Schakal strich in meiner Nähe herum; ich konnte in den Gebüschen das Rauschen der schrecklichen Klapperschlange hören, die einen schlafenden Vogel als Beute suchte. Diese düstere Wirklichkeit erweckte die düstersten Bilder meiner Phantasie und verscheuchte den Schlaf. Als letztes Hülfsmittel legte ich mich auf den Rücken, und betrachtete die Sterne. Der Orion mit seinem leuchtenden Gürtel war im Zenith; ich hatte ihn an derselben Stelle vom Mastkorbe meines Schiffes gesehen, als ich ein armer Schiffsjunge an Bord der Aurora war. Ich erkannte dankbar, wie sehr sich meine Lage seitdem gebessert hatte, und während ich Gott für seine Güte dankte, wirkte die nächtliche Kälte erstarrend auf meine Nerven und ich fiel in einen Halbschlaf. Ich erwachte erst, als mein Pferd beim Anblick der Reitknechte eine rasche Bewegung machte; ich war ganz steif: der Thau, welcher die ganze Küste entlang sehr stark ist, hätte alle meine Kleider durchdrungen: ich zitterte vor Frost. Eine Tasse Thee erquickte mich und ich ritt nach dem Frühstück bis Mahal, (anderthalb Stunden) mit der Absicht, dort zu rasten.

Zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Reiseberichts. — Der Zemindar von Mahal. Die Freimaurerei der Thugs.

Den 25sten Januar. Als ich in diese kleine Hauptstadt einritt, begegnete ich einem zahlreichen Aufzug mit einem Naobut: so nennt man eine Art Tam-tam, das ein Musikant taktmäßig an der Spitze von dem Gefolge einer vornehmen Person spielt; diese muß von königlichem Geschlecht, ein Fürst, ein Minister oder erster Würdeträger sein, um dieses Vorrecht zu genießen. Es war der Nuwab in eigener Person, von einigen reichgekleideten und ziemlich gut berittenen Kavalieren begleitet und von seiner Leibwache eskortirt, die mit nackten Füßen und Beinen, aber bis an die Zähne mit einer Unzahl von Waffenstücken bewehrt, vorauslief: Hellebarden, Luntenflinten, Piken, Lanzen, Pistolen, englische Jagdgewehre mit doppeltem Lauf; alle hatten außerdem Säbel, Dolch und Schild; jeder Mann war ein wanderndes Arsenal; seine Arme, seine Hände, sein Gürtel war so überladen, daß er einem flinken Gegner, der als Angriffswaffe nur einen Stock gehabt hätte, gewiß unterlegen wäre. Wenn sie sich so mit Waffen überladen, die sie nie zugleich gebrauchen können, so geschieht es, um sich selbst Muth einzuflößen, und einen Widerstand abzuwenden, den sie offen zu überwinden nicht im Stande wären. Es sind die wahren Statisten des Theaters, elende Kreaturen, an Geist und Körper gleich armselig und schwach.

Doch war der Nuwab unter der Gruppe ein hübsches Gesicht; er lenkte seinen prächtigen Araber mit Leichtigkeit. Er war in einen sehr langen Rock von Goldstoff und Seide gekleidet, der auf der Brust mit reichen Knopflöchern geschnürt war, trug einen hell-

rosafarbenen Turban und einen grünen Gürtel; am Sattel hingen zwei breite türkische Steigbügel von massivem Silber. Zwei Pferdeknechte, wovon einer den Schwanz des Pferdes hielt, der andere zur Seite ging, wehrten dem Thier die Mücken mit langen Roßhaarbüscheln ab. Das weiße, beinahe pfirsichfarbene Pferd (eine Lieblingsfarbe der Indier), war am Ende seines langen Schweifes roth bemalt und hatte darüber noch einen helleren Ring. Eine silberne Kette diente als Sprungriemen und schien es allein zu halten. Das Ganze zusammen hatte ein sehr nobles und würdevolles Ansehen, woneben mein mageres europäisches Kostüm, mein Strohhut, meine weiße Weste und meine ehemals weiß gewesenen Beinkleider freilich sonderbar abstachen.

Als ich vorbeiritt, verneigte ich mich und machte gegen den Nuwab mit der Hand den asiatischen Gruß, den er mir sehr höflich erwiederte, und alsbald schickte er mir einen seiner Kavaliere nach, um mich in seinen Palast einzuladen. Ich weigerte mich so lange als möglich, da ich zu lange aufgehalten zu werden fürchtete, und nicht gerne Aufmerksamkeiten annahm, die ich auf keine Weise erwiedern konnte. Aber ein Bote folgte auf den andern und die Aufforderungen wurden so dringend, daß ich nachgeben mußte und nun den Nuwab bis in seine Wohnung begleitete. Die Wohnung des Fürsten hatte ganz die Art eines indischen größern Wohnhauses: enge und gewundene Gänge führen zu einer Art von Kreuzgang um einen kleinen Hof, der ganz mit Blumen angefüllt ist, und auf welchen sich die vier Flügel öffnen; innen, wie immer, Luxus und Armseligkeit. Doch wollte mein Gastfreund durchaus mein ganzes Gefolge, meine Diener und Thiere bewirthen. Meine Pferde wurden mit Gerste vollgestopft und meine Diener mit Reis und zerlassenem Butter. Mir selbst wurde ein ungeheurer Pillau vorgesetzt, das ist ein Huhn in einer Pyramide von gesottenem Reis, der mit allen möglichen Ingredienzien und Gewürzen versetzt ist; neben dieser Platte, eines Gargantua würdig, erschienen andere

Gerichte, immer eines heißer und gewürzter als das andere. Der Nuwab erwies mir die Ehre, von meinem Teller zu essen, und unsere Finger, die als Gabeln und Löffel dienten, begegneten sich oft. Nach einer langen Reihe von ähnlichen Gerichten, die alle für den Magen eines Salamanders berechnet schienen, wurden sehr schöne Früchte aufgetragen: Orangen, Ananas, Bananen, und selbst dicke Aepfel wie Nüsse und von wenig Geschmack, aber wegen ihrer Seltenheit sehr geschätzt. Nach dem Essen und den Waschungen (einer durchaus nöthigen Ceremonie bei dieser alterthümlichen Art zu essen, die aber bei den höchsten Herrschaften im Gebrauch ist) brachte man uns das Hukah und der größte Theil des Tages verging mit Schlucken und Rauchen. Der Nuwab überließ sich dem letztern Genuß wie ein ächter Epikuräer; das heißt, er wechselte alle Augenblicke das Chillum oder den Inhalt der Pfeife. Er rauchte höchstens fünf oder sechs Züge, so lang der Rauch sein ganz frisches Aroma ohne öligen oder bittern Beigeschmack hatte. Bei der geringsten Abnahme desselben gab er das Rohr dem Diener, der mit einem Fächer hinter ihm stand. Bald bemerkte ich, daß Opium in dem Godouk, oder dem für uns zubereiteten Tabak war. Ich fragte den Nuwab, ob er dieses Narkotikum von Malwa oder Banares kommen lasse, aber er antwortete mir, indem er auf die Gartenbeete zeigte, die von verschiedenfarbigem Mohn ganz angefüllt waren, daß er es selbst bereite, und erklärte mir das gewöhnliche Verfahren.

Bei diesem Gespräch gebrauchten wir dieselbe Höflichkeitsformel, die der dritten Person, ganz wie im Italienischen; ich setzte von Zeit zu Zeit seinem Titel Nuwab alijah (erlauchter Nuwab) bei, eine Höflichkeit, die er allemal mit dem Titel Majestät erwiederte. Ich erfuhr von ihm, daß er der nächste Vetter von Typoo Sahib, dem letzten Sultan von Mysore, war, und also aus königlichem Blute stammte; bei dem Umsturz des Reiches von Mysore war sein Vater mit den Engländern befreundet, man hatte ihm

sein Jaghoer gelassen, und er lobte die Redlichkeit, welche die Regierung gegen ihn beobachtet habe, ungemein.

Wirklich sind alle diese kleinen, in Beziehung auf Civilverwaltung unabhängigen Fürstenthümer, diese Jaghoers und Zemindaris, die noch mitten im Gebiet der Kompagnie bestehen, ein Beweis von der strengen Rechtlichkeit, welche bis auf die letzte Zeit die Richtschnur dieser Verwaltung war. Dieses blieb nicht ohne lohnenden Erfolg: die rasche Vergrößerung beruhte unmittelbar darauf. Die Völker jenes Landes bewunderten die Treue in den Verabredungen und Verträgen, worin gerade die mahomedanischen und indischen Fürsten ihnen nie hatten zum Beispiel dienen können. Das Vertrauen, das ihnen diese Handlungsweise einflößte, bestimmte sie ohne Rückhalt die wenig vortheilhaften Verträge abzuschließen, da sie wußten, daß sie dann auf das wenigstens bauen können. Sollte es heute noch so sein? Seit jener Zeit, von der ich spreche, unter den beiden letzten Gouverneuren, ist die Regierung von diesem ehrenvollen Pfade abgewichen: sie hüte sich; diese Politik hat in Afghanistan schlimme Früchte getragen und könnte leicht noch schlimmere tragen.

Den 26sten Januar. Ich trennte mich, überhäuft mit Güte, von meinem Gastfreunde und kam, nachdem ich die halbe Breite seines Gebiets durchzogen hatte, nach Kolloor (neun Stunden), einem kleinen Dorfe von einigen Dutzend Feuerstellen, dem ersten auf englischem Gebiet, in dem Steuerdistrikt von Chittoor.

Den 27sten Januar. Um nach Damulchenor, der nächsten vier Stunden entfernten Station zu gelangen, mußten wir eine der schrecklichsten Schluchten durchwandern. Ich war in der Hälfte des Weges, als mehrere Raubvögel mit fürchterlichem Geschrei in der Luft schwebten, über uns Kreise beschrieben, und sich dann mit Gier auf etwas Schwarzes, seitwärts von der Straße liegendes stürzten, wo wir einen Leichnam fanden. Er war ganz mit Blut bedeckt und der Kopf beinahe vom Rumpf getrennt. Der Körper war

noch nicht ganz kalt und der Mord mußte vor wenigen Stunden erst geschehen sein: die Mörder waren daher vermuthlich noch in der Nähe. Mein Reitknecht, der mir, das Pferd am Zaume haltend, gefolgt war, stürzte auf die Kniee und schluchzte vor Angst. Er erkannte in dem Opfer den Seapoyen, den ich vor einigen Tagen auf dem Marsch um den Weg gefragt hatte. Dasselbe Schicksal erleiden jedoch sehr viele eingeborene Soldaten, wenn sie in Urlaub nach Hause gehen. Man weiß, daß sie nie von der Armee abgehen, ohne einiges Geld, ihre Ersparnisse oder wenigstens ihr Reisegeld bei sich zu haben; und wäre auch dieses nicht, so haben sie wenigstens einen Lota, ein kupfernes Trinkgeschirr, das unentbehrliche Reisegeräthe für jeden Hindu, das ungefähr drei Franken werth ist, und somit schon einen Diebstahl lohnt. Die Räuber nähern sich auf dem Wege und geben sich für ehemalige Seapoyen aus; man wird vertrauter, geht mit einander, und wenn der Ort, die Stunde und alle Umstände günstig sind, ergreift der Dieb das Gewand des Soldaten, in dessen Zipfel seine Habe eingewickelt ist, und entflieht, den Säbel in der Hand. Will der Seapoye sein Eigenthum wieder bekommen, so ist er verloren, denn diese Räuber sind äußerst gewandt. Die Gegenden um Vellore, Arkot und Chittoor, wo ich mich gerade befand, sind der Theil der Präsidentschaft Madras, welcher am meisten von diesen Banditen unsicher gemacht wird, und wo die häufigsten Opfer, namentlich von Seapoyen, fallen. Es gibt hier immer Reisende zu berauben und gerade diese Provinz liefert verhältnißmäßig die meisten Soldaten. So erwarten diese Räuber die Beute gleichsam beim Eintritt in die Heimath, in das eigene Lager. Die englische Regierung scheint sich wenig darum zu kümmern, so lange diese Burschen klug genug sind, keinen Europäer anzufallen; nur dann ist die Nachforschung kräftig und es erwartet sichere Strafe den Schuldigen: daher wird auch äußerst selten ein Europäer angegriffen.

Außer den Räubern, die um der Beute willen morden, gibt

es auch eine Klasse von Mördern, die eine organisirte Gesellschaft mit Oberhäuptern bilden, einen Geheimbund, eine Freimaurerei, eine Religion des Mordes, mit Fanatismus und Aufopferung, mit Agenten, Sendboten, Handlangern, mit Streitern und passiven Mitgliedern, die zum „Guten Werke" von ihrem Vermögen beilegen: der Bund des Thugs oder Phansegars (Betrüger oder Erdroßler, von thagna betrügen, und pansa erdrosseln), eine religiöse und industrielle Gesellschaft, welche das menschliche Geschlecht auszurotten strebt, und deren Ursprung sich in dem Dunkel der Zeiten verliert. Bis zum Jahr 1810 war ihre Existenz nicht nur den europäischen Eroberern, sondern auch den eingeborenen Regierungen unbekannt. Zwischen 1816 und 1830 wurden mehrere von der Bande auf der That ertappt und gestraft; aber bis zum letztgenannten Jahre schienen die Berichte, von erfahrenen Offizieren darüber erstattet, zu fabelhaft, um Aufmerksamkeit und allgemeinen Glauben zu verdienen; man legte sie als Träume einer fieberhaften Phantasie verächtlich bei Seite. Und doch hatte seit vielen Jahren, wenigstens seit einem halben Jahrhundert diese Eiterbeule der Gesellschaft die Bevölkerung furchtbar geschwächt; vom Fuß des Himalaya bis zum Kap Kamorin und von Kutsch bis Assam.

Es war im Jahr 1830, daß die Angaben eines berühmten Bundeshauptes, mit Namen Faringhea, dem man im Fall eines offenen Geständnisses das Leben zu lassen versprochen hatte, das ganze System enthüllten: die Grundlage dieses Thug-Bundes ist religiös, der Kultus der Bhowanie, einer gräßlich-düstern Gottheit, welche nur am Morden Gefallen findet und das menschliche Geschlecht haßt; ihre liebsten Opfer sind Menschenopfer; und je mehr einer ihrer Anbeter in diesem Leben schlachtet, um so mehr wird sie ihn im andern Leben mit allen sinnlichen und geistigen Freuden, mit immer schönen Frauen und immer neuen unzählichen Genüssen belohnen. Führt diese Laufbahn den Mörder endlich zum Schaffot, so stirbt er mit dem Enthusiasmus eines Märtyrers, dessen Palme

er erwartet. Um seiner göttlichen Herrscherin zu dienen und zu gehorchen, mordet er ohne Haß und ohne Bedauern den Greis, die Frau, das Kind; er ist gegen seine Glaubensbrüder liebevoll, menschlich, großmüthig, aufopfernd und mittheilend, da Alle Diener und Söhne der Bhowanie sind. Das Verderben seiner Mitmenschen, sobald sie nicht zum Bunde gehören, ist sein einziges Ziel: nicht um das Vermögen ist es zu thun: die Beute ist nur Nebensache, freilich eine nicht unangenehme Beigabe, aber doch von untergeordneter Bedeutung. Zerstörung ist sein Ziel, seine göttliche Bestimmung, sein Beruf; es ist eine Leidenschaft, deren Befriedigung den höchsten Genuß gewährt, die Jagd auf Menschen ist die anziehendste aller Jagden! „Ihr findet ein großes Vergnügen daran, „hörte ich einen Gefangenen aus dieser Gesellschaft sagen, das Wild „in seine Höhle zu verfolgen, den Eber, den Tiger anzugreifen, „weil man Gefahren bestehen, Energie, Muth zeigen muß. Bedenket nun, um wie viel anziehender es ist, einen Menschen zu bekämpfen, einen Menschen zu tödten. Anstatt nur eine Geisteskraft, „den Muth, zu üben, braucht man Muth, List, Feinheit, Vorsicht, „Beredtsamkeit, diplomatische Künste: welche Mittel werden in Bewegung gesetzt, welche Spannkraft äußert sich da. Mit allen Neigungen und Leidenschaften zu spielen, selbst die Saite der Freundschaft und Liebe anzuschlagen, um die Beute in das Netz zu bringen, das ist eine göttliche Jagd, das ist entzückend, berauschend!“ Wie schon oben gesagt, dieser Kultus hat seine Apostel, seine Prediger, seine Märtyrer. Man könnte meinen, die Hölle habe hier eine fürchterliche Parodie des Christenthums aufstellen wollen. Christus erkor einige arme Fischer, um Brüderschaft, Liebe, Gemeinschaft der Gläubigen zu predigen, den Frieden und Liebe dem Menschengeschlecht zu bringen. Bhowanie sendet ihre Fakire und Bettelmönche, um eine ähnliche Gemeinschaft zu gründen, verbunden durch dieselbe gegenseitige brüderliche Liebe, aber zum Untergang der übrigen Welt. Es ist derselbe glühende, proselitische Eifer: „Gehet

und rettet," sagt Gott; „gehet und zerstöret," sagt der höllische Geist. Man trifft bei den Märtyrern des einen und des andern Glaubens ungefähr die gleichen Ausdrücke: „Zerstört uns nur, sagen die Thugs, wir vermehren uns rund um euch her, wir erfüllen eure Städte und Dörfer, eure Heere, eure Moscheen und Pagoden, sogar eure Gerichtshöfe; wir lassen euch nur eure christlichen Kirchen." Ungefähr eben so sprachen die christlichen Helden zu den Tyrannen Roms: „Wir steigen wieder aus der Asche, wir erfüllen das Land, „die Stadt, das Heer; ihr findet uns auf dem Forum, auf dem „Kapitolium; wir lassen euch nur eure Tempel."

Wer in den Jahren 1831 und 1832 sich in Indien befand, wird sich des Erstaunens und Schreckens erinnern, wovon bei Enthüllung dieser ungeheuren Höllenmaschine Alles ergriffen war. Viele Beamte und Befehlshaber wollten gar nicht daran glauben, und konnten nicht fassen, daß ein so ungeheures Komplott still und ohne sich zu verrathen so lange Zeit an der Zerstörung der menschlichen Gesellschaft gearbeitet habe. Oberst Sleeman selbst, der diesen Erfund nach unzähligen, eifrigen Nachforschungen veröffentlichte, hatte lange Zeit dessen Wahrheit bestritten, wie aus nachfolgendem merkwürdigen Eingang zu seinem Werke zu ersehen ist.

„Während der Jahre 1822, 1823 und 1824, so lange ich die „Verwaltung des Destrikts von Nersingpour unter mir hatte, fiel „im Nerbuddah-Thale kein Mord, nicht der unbedeutendste Raub von „einem gewöhnlichen Banditen vor, den ich nicht unmittelbar „erfuhr; es gab keinen gefürchteten Outlaw, keinen noch so geringen „Galgenstrick, dessen Wohnsitz, Charakter und bisheriges Leben ich „nicht gekannt hätte, dem ich nicht auf Tritt und Schritt hätte folgen können. Wenn damals Jemand mir gesagt hätte, daß in dem „Dorfe Kundalie, ein paar hundert Schritte von meinem Gerichtshof, „eine Mörderbande hause; daß die wunderschönen Haine des Dorfes „Mundesoor, eine kleine Tagereise von meiner Wohnung auf der „Straße von Saugor und Bhopal gelegen, eine der schrecklichsten

„Mördergruben Indiens seien; daß hier zahlreiche Banden aus Hindostan und Dekan jährliche Zusammenkünfte halten, sich ganze „Wochen da versammeln, um ihren schrecklichen Beruf auf allen „Straßenrichtungen, die sich da kreuzen, auszuüben; daß die zwei „bedeutendsten Erbpächter, deren Vorfahren diese Haine angelegt „hatten, Mitwisser und Helfershelfer seien, ich würde denjenigen, der „mir solches gesagt hätte, für einen Narren oder Dummkopf gehalten haben, dem Ammenmährchen den Kopf verrückt hätten ....; „und doch ist nichts wahrer: hunderte von Reisenden wurden jährlich in den Hainen von Mundesoor verscharrt! Eine ganze Mörderbande lebte vor meinen Thoren, im Dorfe Kundelie, während ich „höchster Beamter der Provinz war, und ihre Verheerungen erstreckten „sich bis Poonah und Hyderabad." *)

Als obengenannter Faringhea dem Oberst Sleeman die ersten Eröffnungen machte, wollte dieser tüchtige Offizier denselben keinen Glauben beimessen: da ließ der Bundeshäuptling an dem Orte selbst, wo das Zelt des englischen Beamten stand, dreizehn Leichname, die dem Grad der Verwesung nach zu verschiedenen Zeiten ermordet sein mußten, aufscharren, und erbot sich, in dem ganzen Umkreise noch unzählige Gräber zu zeigen. Dieser Beweis kam dem erstaunten Sleeman wie ein Donnerschlag; jetzt glaubte er an die schauderhafte Geschichte, und entdeckte, von den Angaben Faringha's geleitet, zahlreiche Banden von Thugs, die sich in Rajputana gesammelt hatten, um ihren jährlichen Feldzug zu beginnen.

Ich selbst hatte Gelegenheit, in dem Gebiet von Hyderabad ein anderes Haupt der Bande zu treffen, der ebenfalls, um sein Leben zu retten, als öffentlicher Ankläger auftrat. Sein Geständniß wurde in der ganzen Kolonie veröffentlicht und findet sich in allen offiziellen Berichten: er hatte in seinem Leben die beinahe unglaubliche Zahl von 719 Personen erdolcht oder erdrosselt, und sagte oft mit

*) Bericht des Oberst Sleeman.

einem bedauernden Seufzer: „Ach, wenn ich nicht zehn Jahre im Gefängniß säße, hätte ich das Tausend gut voll gemacht!"

Wie konnte ein solches System, ein solcher Geheimbund eine so beträchtliche Entwicklung gewinnen, ohne daß seine Existenz von der Bevölkerung, unter welcher so viele Mitglieder und Verbündete ihr ganzes Leben in den nächsten innigsten Verhältnissen zubrachten, nur geahnt und vermuthet worden wäre? Dieß ist für einen Europäer, der die eigethümliche Einrichtung des orientalischen Lebens nicht kennt, schwer zu begreifen.

Asien, von den frühesten Zeiten her in viele Gebiete getrennt, despotischen, trägen und bestechlichen Regierungen unterworfen, die gegen einander feindlich oder wenigstens neidisch waren, konnte es nie zu einer Vereinbarung dieser Mächte bringen, um die öffentlichen Straßen zu sichern; und die Polizei einer noch so kräftigen Regierung hatte nie über die Landesgränzen hinaus irgend eine Gewalt. Wenn man bedenkt, daß es in Indien nie öffentliche Transport-Anstalten gab; daß sich denselben die Sitten und Gebräuche des Landes entgegenstellten; daß die weitesten Reiseu zu Fuß oder zu Pferd unternommen werden müssen; daß die einzelnen Reisenden, fremd unter einander, zu ihrer Sicherheit kleine Karavanen bilden; wenn man weiß, daß große Summen, um die Wechselkosten zu vermeiden, als Barren oder Geschmeide in dem Gepäcke des Reisenden von einem Handelsorte zum andern gebracht werden; daß es keine anderen Straßen gibt, als Fußpfade durch Wälder, Sümpfe und Wüsten; daß die Dörfer weit aus einander liegen, daß die Bevölkerung sehr dünn gesät ist, und daß man zwischen den weit entlegenen Dörfern nirgends einzelne Wohnungen trifft, wo man eine Ueberraschung und eine Strafe zu fürchten hätte, so wird man gestehen, daß sich alle möglichen Verhältnisse vereinigen, um zu Raub und Mord zu verlocken und denselben straflos zu machen: so haben auch diese Banden zu jeder Zeit, nur unter verschiedenen Namen,

Asien beunruhigt; aber keine war so zahlreich, so einig, so verschwiegen, keine wirkte so gefährlich und zerstörend, wie die der Thugs.

Die Reisenden im Orient verkehren sehr wenig mit den Städten und Dörfern, durch welche sie kommen; sie kaufen ihre Mundvorräthe, und das ist Alles. Sie halten sich nie auf, sondern schlagen ihr Nachtquartier unter freiem Himmel bei schönen Bäumen auf; man kann daher unmöglich die Route eines Reisenden von Ort zu Ort verfolgen, außer wenn er, durch Unwohlsein genöthigt, einen längern Aufenthalt in einem Karavanserai suchen muß; wenn er nun verschwindet, wo soll man ihn suchen, an wen sich halten?

Man hat seit dem Jahre 1830 in Erfahrung gebracht, daß in ganz Indien die Mehrzahl der Zemindaris oder Haupt-Pächter, der Jaghordars oder Grundbesitzer, und sogar die Dorfbehörden seit mehreren Generationen vom Vater auf den Sohn in direkter Verbindung mit jenem Geheimbund standen, ihnen Nachrichten, Gelegenheit, im Fall der Noth Unterstützung gaben, die geraubten Gegenstände verbargen und den Gewinn theilten; jede Stadt, jedes Dorf zählt seine verhältnißmäßige Anzahl Fakire, Einsiedler, Bettelmönche, die dem Thugbunde angehören und als Spione Dienste leisten. Ihre Wohnungen sind meist außerhalb der Stadt, immer mit dichtem Gebüsch umgeben und in Gestrüpp verborgen. Der Reisende, von der äußern Heiligkeit des Mannes getäuscht, der ihm eine angenehme malerische Ruhestätte, reines oder gar aus einem heiligen Quell geschöpftes Wasser (die größte Verlockung für einen Hindu von guter Kaste) anbietet, nimmt die Gastfreundschaft an, schläft ein und erwacht nie wieder.

Nachdem die Aufmerksamkeit der englischen Regierung so heftig in Anspruch genommen war, entwickelte sie auch eine Thätigkeit, die im Verhältniß zur Ausdehnung des Uebels stand. Der Generalgouvernenr, Lord William Bentinck, begann einen Kreuzzug, der mit Enthusiasmus von jedem Beamten der Kolonie nachgeahmt wurde. Er wählte unter den ersten Kapazitäten der Armee achtzehn Offi-

ziere, erfahren in den Sprachen und Sitten des Landes, die als ein Spezialgericht diese höllische Sekte von Provinz zu Provinz verfolgen sollten. Ihre Bemühungen wurden durch zahlreiche Entdeckungen gekrönt; aber es fehlt noch viel, daß alles erfüllt wäre; das Uebel ist zu sehr eingewurzelt, und bei der geringsten Schwäche der Regierung würde es mit neuer Wuth um sich greifen. Wenn man den Versicherungen der Verurtheilten glauben soll, die übrigens von den Gerichtsoffizieren selbst bestätigt werden, so macht diese Sekte jetzt noch, am Fuß der Schaffote, neue Proselyten.

Folgende Liste über diese Verbrecher ist ein Auszug aus dem Bericht des Kapitän Reynolds, des Präsidenten jenes Untersuchungsgerichts.

Nach Penang geführt	1,059
Gehängt	412
Zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt	87
Auf bestimmte Zeit zur Arbeit verurtheilt .	90
In dem Gefängniß gestorben	36
Aus dem Gefängniß entsprungen . . .	43
Als Denunzianten begnadigt	483
Zwischen Untersuchung und Urtheil . .	120
In der Untersuchung	936
Summa	3266

Kapitän Reynolds beurkundet am Schlusse des Berichts, daß das Untersuchungsgericht damals die Liste von wenigstens 1800 Bekennern und Aposteln des Thugimus besaß, die sich in freiem Zustande befanden, deren Namen man zwar kannte, die aber noch nicht hatten ergriffen werden können, ohne die entferntern Anhänger zu rechnen, deren Zahl nicht zu bestimmen ist. Wie gräßlich mußte die Bevölkerung Indiens vermindert werden, ehe man diesem wunderbaren Mordbetriebe auf die Spur kam. Wie viel tausend Familien mußten jährlich durch die regelmäßig organisirte Bande von mehr als 50,000 Mördern vernichtet werden, namentlich in einem

Lande, wo Pilgerfahrten, Aberglauben und Gebräuche den Menschen zu einem beinahe nomadischen Leben hinführen! Wenn man bedenkt, daß diese Sekte, während des Krieges mit den Mahratten und Pindaris, ganz ungehindert in ihren Bewegungen, schon die gegenwärtige Ausdehnung hatte, so darf man sich nicht mehr über die Einöden wundern, welche gegenwärtig eine Bevölkerung, die ganz außer allem Verhältniß zur Ausdehnung des Landes steht, trennen.

Den Namen Phansigars oder Erdroßler erhielten die Thugs von der eigenthümlichen Art und Weise, wie sie ihre Opfer, ohne Blut zu vergießen, morden. Die Methode besteht darin, daß sie den Reisenden, dessen Vertrauen sie gewonnen haben, einige Schritte vor sich hergehen lassen, und ihm dann ein Tuch, nach Art des Laço bei den Südamerikanern, um den Hals werfen; der wie bei einer Schleuder am Ende befestigte Stein fliegt um den Hals herum, und ein Druck der Faust reicht hin, dem Opfer das Genick zu brechen.

Wie die Freimaurer erkennen sich die Thugs aller Orten an bestimmten Zeichen, welche Andern nicht in die Augen fallen, und deren Kenntniß ein ganzes System ausmacht. Es ist unmöglich, sie zu bekehren, die Lust am Mord ist ihnen zur andern Natur geworden, und wenn sie Familie haben, so erziehen sie dieselbe in den gleichen Lehren und Gebräuchen. Man hat nur ein Mittel gegen sie, nämlich sie wie giftige Schlangen zu vertilgen. Die Ermordung eines Mitgeschöpfes scheint diesen Menschen so große Lust zu bereiten, die Leidenschaft wird so mächtig, daß nur ein immer bereites Schaffot oder die Stimme der öffentlichen Meinung Einhalt thun könnte. Leider existirt in Indien letzteres Mittel nicht, da ein Mord nicht als etwas Entehrendes, sondern der Hingerichtete als ein Märtyrer betrachtet wird: es bleibt also nichts übrig, als das erste walten zu lassen.

Den 28. Januar. Ich hatte noch 7 Stunden bis nach Chittoor,

der Hauptstadt des oberen Distrikts von Arkot, und ich sehnte mich recht, einmal wieder europäische Gesellschaft zu treffen. Mit Hülfe eines unterlegten Pferdes, das man mir entgegengeschickt hatte, eilte ich im Galopp vorwärts, aber schon der flüchtige Anblick genügte, um die Landschaft zu beurtheilen. Die Gegend ist, obgleich vortrefflich angebaut, doch höchst einförmig; die vielen Wasserbäche und die Fruchtbarkeit des Bodens machen es möglich, überall Reis zu pflanzen, so daß das Land reich, aber sehr ungesund ist; die Luft ist feucht und voll Miasmen. Das Gebiet von Arkot (in Ober- und Unterarkot getheilt) hat eine beträchtliche Ausdehnung und wird als Kornkammer von Madras und dem Karnatik betrachtet; von dem Ertrage seiner Reisfelder beruht der Wohlstand einer zahlreichen Bevölkerung. Dieser Wohlstand hängt somit von dem rechten Eintreffen der Moussons ab, die jährlich entweder Ueberfluß oder Hungersnoth mit sich bringen; denn der Reis erfordert mehr als jede andere Frucht das Eintreffen günstiger Witterung. Ist diese sehr ungünstig, so gibt es keine schlechte Erndte, sondern gar keine; die unglücklichen Einwohner leben dann gänzlich von groben Körnern, mit denen man sonst die Pferde und Ochsen füttert. Doch ist diese Auskunft bald erschöpft und dann stürzt sich die ganze Bevölkerung des platten Landes in die Städte, um dort Hülfe und Nahrung zu suchen, und bringt dafür eine schreckliche Sterblichkeit mit dorthin. Europa hat in hundert Jahren kein solches Elend gesehen wie eine indische Hungersnoth, die wenigstens alle zehn Jahre eintritt, und der Art in Madras 1837 und in Bengalen 1838 eine war.

Die europäische Station zu Chitoor besteht im Ganzen aus drei Personen: dem Präsidenten und Aktuar des Gerichts erster Instanz und einem Arzt, der jene beiden Beamten begleitet. Zu einem isolirten Leben verdammt, leben sie wenigstens so behaglich als möglich. Nichts Prächtigeres und Reizenderes als ihre eleganten Wohnungen! Man glaubt in einem englischen Park zu sein. Die

Bevölkerung von Chitoor, fünftausend Seelen stark, besteht meist aus Hindu, während in Arkot, der Hauptstadt, die Mahomedaner vorherrschen; in der Bauart trifft man nichts Bedeutendes oder Bemerkenswerthes.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Vellore; geschichtliche Bemerkungen. — Verschwörung unter den Seapoyen.

Den 30. Januar kam ich in die Stadt Vellore, nach einem Marsche von 7½ Stunden. Es ist ein bedeutender, militärischer Posten und einer der wenigen, welche die Kompagnie in gutem Vertheidigungsstand erhält. Es ist der Schlüssel zu den wichtigsten Engpässen in den Ostghats, und hier wurde die Familie Tippo's unmittelbar nach jener Eroberung eingeschlossen; aber man sah, bald ein, daß die Anwesenheit der jungen Prinzen so nahe bei dem Lande ihrer Ahnen zu viel Erinnerungen erweckte und eine gefährliche Gährung bewirkte. Eine Meuterei, die im Jahr 1807 unter den Truppen der Kompagnie selbst ausbrach, gab Veranlassung, daß man jene Gefangenen, obgleich sie nichts dafür gethan hatten, zuerst nach Madras und später nach Kalkutta brachte. Das Gebäude, das ihnen als Gefängniß diente, wird noch von einer sehr alten Wittwe Tippoo's bewohnt, welche nie die Schwelle ihrer Wohnung verläßt.

Die Lage von Vellore in dem wilden Flußthale des Palarra, die maurische Bauart, und die ungewöhnliche Gestalt seiner Wälle geben der Stadt einen sehr malerischen Anstrich: die schwarzen Mauern und Zinnen, obgleich von einem Glacis und von Böschungen, ganz nach den Anforderungen der jetzigen Befestigungskunst, gedeckt, erinnern vielmehr an die heroischen Zeiten des Mittelalters, an die

Kriege von Granada und die Kreuzzüge, als an die mathematischen Berechnungen der modernen Ingenieure. Was dem orientalischen Charakter noch ferner besonders entspricht, ist der breite Graben, oder vielmehr Flußarm, der die Stadt umgibt, und in dem man ungeheure Alligators unterhält. Da man diese Uugeheuer nicht jagen oder angreifen darf, so vermehren sie sich ungemein; man sieht sie oft zu hunderten auf den kleinen Inselu am Fuß der Wälle schlafen. Die benachbarten Anhöhen, welche die Stadt beherrschen, sind durch abgesonderte Werke vertheidigt. Man trifft auf diesen Bergen einige Pagoden, deren unterirdische Wände mit sehr interessanten tamulischen Inschriften bedeckt sind.

Vellore war der Schauplatz eines gräßlichen Aufstandes, der hinreichend bewiesen hätte, wenn es noch nöthig wäre, daß die Treue der eingebornen Truppen nicht probehaltig ist. Es war der 31. Januar 1807, da sich die zwei Seapoy-Regimenter, welche mit einem englischen Regimente die ganze Besatzung der Festung ausmachten, um Mitternacht in größter Stille sammelten, alle Posten besetzten, die Offiziere massakrirten und die Kanonen der Festung gegen die Kasernen richteten, wo die armen europäischen Soldaten ohne Munition eingeschlossen waren. Alle wurden niedergemetzelt, mit Ausnahme einer Patrouille von 25 Mann, die ein Feldwebel kommandirte, und zu der sich zwei Stabsärzte, die mitten aus der Verwirrung entwischt waren, gesellten. Diese verschanzten sich auf der gewölbten Plattform eines Stadtthores, und man sah sieben und zwanzig Europäer sich dreißig Stunden gegen wenigstens achtzehnhundert Seapoyen halten, die vollständig bewaffnet, disziplinirt und mit Artillerie versehen waren, während die Europäer keine Lebensmittel und selbst keine Munition hatten, als die sie den Leichnamen ihrer Feinde abnahmen, zu welchem Ende sie von Zeit zu Zeit einen Ausfall wagen mußten.

Als ich am 30. Januar, dem 27sten Jahrestage dieses Mordkampfes, die ganze Oertlichkeit, welche noch die unverwischten Spuren

davon an sich trägt, besichtigte, konnte ich nicht umhin, die sonst so überaus gerühmte Tapferkeit der Seapoyen in Zweifel zu ziehen. Oft hatte ich bei den Stabsoffizieren der eingebornen Regimenter und sogar an unserer Offizierstafel sagen hören, daß die nach europäischer Art exerzirten und disziplinirten Seapoy-Regimenter es mit den besten Truppen der Welt (natürlich die englischen Regimenter selbst ausgenommen) aufnehmen: und hier stehen achtzehnhundert Seapoyen in offener Empörung gegen die Regierung, haben nur Sieg oder schimpflichen Tod vor sich, und können in dreißig Stunden nicht den Muth finden, fünf und zwanzig verwundete Europäer Mann gegen Mann anzugreifen. Nur etwas ist mir noch unerklärlicher, nämlich, wie man die Unverschämtheit haben kann, sie auch nur den schlechtesten Truppen Europas an die Seite zu stellen. Dieß ist eine von den Lügen, welche nur der englische Patriotismus erfinden und nur die englische Leichtgläubigkeit und Eitelkeit nachsprechen kann.

Was mag man noch von der Dankbarkeit und Anhänglichkeit dieser Truppen sagen; von ihrem numa hulali (ihrer Treue gegen das Salzfaß) nach dem persischen Sprachgebrauch? Ach! wenn es nur edle Vaterlands- und Freiheitsliebe gewesen wäre, was sie bewaffnete; wenn nur eine loyale Anhänglichkeit an das alte Fürstenhaus zu Gunsten der jungen Fürsten diese Empörung veranlaßt hätte! Nein, kein edler, kein vernünftiger Gedanke war bei dieser tollen Verschwörung; es ist sogar zweifelhaft, ob sie während jener dreißig Stunden auch nur an die gefangenen Prinzen dachten; diese wenigstens verließen ihr Gefängniß nicht. Die deutliche Ursache des Aufstandes war ein neues Kriegs-Reglement des Generals Kradock, wonach die Seapoyen bei der Parade mit rasirtem Kinn, und kurz geschorenem Schurrbarte erscheinen, ferner keine Ohrenringe und keine Kastenauszeichnungen tragen sollten, so lange sie in Uniform seien; endlich (und dieß war das ärgste) hätte er ein neues Turbanmustet vorgeschrieben, das gegen ihre

Vorurtheile anstieß. Aber eine wenigstens ebenso wesentliche Ursache war die Schönheit einiger Offiziersfrauen, wodurch die Begierden gewisser eingeborener Offiziere gereizt wurden. Die Scenen, welche dem eintägigen Siege folgten, waren schauderhaft: vierzehn europäische Offiziere fand man in einem Badesaal, wohin man sie theils schwer verwundet, theils schon todt geschleppt hatte, und wo nun Feuer angelegt wurde; ihre unglücklichen Frauen alle, mit Ausnahme einer Einzigen, starben unter den brutalen Mißhandlungen jener Wollüstlinge, in Gegenwart ihrer ermordeten Männer und Kinder.

Nicht weiter will ich mich bei diesen Schauderscenen aufhalten, sondern zum Schluß der Tragödie eilen. Eine Tagreise von Vellore, zu Arkot, liegt gewöhnlich eine Kavallerie-Brigade, welche damals unter dem Befehl des berühmten „Gillespie," des heldenmüthigen Anführers des 22. Dragonerregiments (das schreckliche genannt) stand. Dieser war gerade mit der Musterung seines Regiments beschäftigt, als die Nachricht von dem Aufstand zu Vellore auf den Exerzirplatz gelangte. Nachdem schnell Munition ausgetheilt und eine Kanone bespannt war, setzte man sich in Trab. Bald konnte Gillespie seine Ungeduld nicht mehr zügeln; er ließ sein Regiment in gehöriger Schnelligkeit nachrücken, flog aber selbst wie ein Pfeil nach Vellore. Allein dort angekommen, bemerkt er an den Flintenschüssen den Ort, wo jene Tapfern sich noch halten; er schwimmt mitten durch die Krokodile, läßt sich an einem Riemen auf die Mauer ziehen, und erfrischt aufs neue den Muth jener Handvoll Europäer; er übernimmt den Befehl und feuert an ihrer Seite Schuß für Schuß. Endlich ertönt Freudengeschrei, die Dragoner sinds! Sie rücken im Galopp mit ihrer Kanone heran, in einem Nu ist diese gegen das massive Thor gerichtet, über welchem sich die kleine Heldenschaar vertheidigt. Der erste Schuß schmettert die Thorflügel aus einander, die Reiter stürzen sich, den Säbel in der Faust, in die Straßen; sogleich verlieren die tapfern Seapoyen

allen Muth und thun keinen Schuß mehr. Eine Festung wird im Sturm von sechshundert Reitern genommen, und diese metzeln ohne allen eigenen Verlust auf dem Exerzirplatz die Hälfte der Besatzung nieder. Umsonst bitten diese um Pardon, man erwürgt alle, die man findet; bei sechshundert fliehen wie gescheuchte Schafe in den Hof des Ballhauses, wo man sie sämmtlich mit Kartätschen niederschmettert, ohne daß sie sich zu vertheidigen gewagt hätten.

Ich wandte einen ganzen Tag dazu an, den Schauplatz dieser Ereignisse, deren Spuren noch so frisch wie von gestern her sind, zu besichtigen. Ich besuchte namentlich das berühmte Ballhaus und die zierliche Pagode daneben, wo die Mauern ganz von Kugeln zerrieben sind; da diese Pagode jetzt als Arsenal dient, hatte man die Absicht, die schönen in ihr befindlichen Skulpturen nach England zu schicken; aber die Transportkosten waren zu groß, und man verzichtete darauf.

Vellore scheint noch über jene Schreckenstage zu trauern: die jetzige Garnison besteht aus zwei eingeborenen Regimentern, welche nur die verschiedenen Posten besetzen, und außerhalb der Stadt in Erdhütten wohnen. Die Kasernen sind öde und ein nicht zahlreicher Generalstab scheint sich in diesen Mauern beinahe zu verlieren. Nicht einmal eine Abtheilung Artillerie ist da, um die Stücke auf den Wällen zu bedienen; so daß die Stadt den Anschein der Verlassenheit und Trauer darbietet.

Auch der Kirchhof ist sehenswerth und die einfachen, rührenden Grabschriften, welche den Tod jener schönen, edlen Opfer berichten, müssen jedes fühlende Herz zur Trauer und zum Mitgefühl bewegen.

Den 1ten Februar — ein langer Marsch von 7 Stunden bis nach Arnee. Diese Station dient als Kantonnirung für ein europäisches Regiment, von dessen Gegenwart seine ganze Existenz abhängt. Bei meiner ersten Ankunft dort war das Regiment als Verstärkung nach Madras berufen und die prächtigen Kasernen

standen leer, der Bazar war ohne Menschen und die verlassenen Häuser drohten dem Einsturz. Als ich die verlassenen Straßen durchwanderte, erhob ein halbverhungerter Paria-Hund ein klägliches Geheul, und einige ärmliche Kinder flüchteten sich bei meinem Anblick hinter das Gemäuer. Heutzutage hat es Ueberfluß an europäischen Soldaten, es ist wieder eine militärische Station, seine hübschen Straßen sind bevölkert, und überall sieht man lebendige Gesichter aller Art. Im großen Kasernenhof steht ein hübscher Obelisk zum Andenken des Obersten Harvey-Ashton, der im Duell von dem Major seines Regiments getödtet wurde. Man erzählt, er sei ein toller Raufer gewesen, und habe damals seinen Tod vorausgesagt, weil er zum erstenmal Recht im Streit habe. Außerdem aber müssen ihn seine Kameraden, wenigstens dem Denkmal nach zu urtheilen, gern gehabt haben.

Den 2. und 3. Februar setzte ich meine Reise über Chittapet, Tallar und Teindevanum fort, jede Etape zu 5 Stunden Entfernung. Das Land ist nun waldig und daher nicht mehr einförmig. Eine rauhe und wilde Gegend, die kahl ist, hat in meinen Augen nichts Schönes und nichts Imponirendes. Der Wald ist die Kopfbedeckung der Erde und zugleich ihr schönster Schmuck. Gewiß ist ihr Schatten nirgends angenehmer und wohlthätiger, als in Asien und doch nimmt man beim Anbau keine Rücksicht auf sie. Weder die Verwaltung noch Privatleute legen solche an, sondern zerstören sie im Gegentheil. Da jede Familie und jeder Reisende sich seine Mahlzeit abgesondert kocht, muß nothwendig ein starker Verbrauch von Brennmaterial statt finden; nirgends wird die nöthige Vorsorge getroffen, und so entsteht häufig Mangel, namentlich längs der Straße, die ich von Bellary über Ghouty und Kuddapah reiste. Die einzigen Bäume, die man dort trifft, sind Fruchtbäume, daher man meistens jene obenbeschriebenen Mistkuchen als Brennmaterial benützt, welches eine sehr starke Hitze gibt.

Nahe bei dem Dorf Teindevanum, nicht weit von dem Bun-

galo, liegt eine zierliche Villa, Lieblingssitz des Generals Doveton, sein „Steckenpferd" (Doveton's folly) genannt. Mitten in einem schönen Garten, an einem kleinen See, in einem parkähnlichen Thale, erheben sich die leichten Kolonnaden, die chinesischen Kiosks, rund herum die orientalischen Veranden mit Holzschnitzwerk. Es ist eine Vereinigung aller Arten von ländlichem Baustyl, eine ächte Erzählung aus „Tausend und einer Nacht," ein kleines Paradies, wo der alte Krieger sich seiner Schlachten und seiner Liebesabenteuer erinnert.

Den 4. Februar — zu Valdaour, sieben Stunden. — Rings um dieses Dorf trifft man Spuren früherer vulkanischer Ausbrüche, die aber schon sehr lange geruht haben müssen. Diese vulkanische Thätigkeit erstreckt sich über den ganzen südlichen Theil der Halbinsel und bietet einige Meilen von da, bei dem Flecken Trevikarey ein merkwürdiges mineralogisches Phenomen dar. In einem kreisförmigen Becken trifft man einige Fuß unter dem Boden, doch auch oft hart an der Oberfläche einen ganzen versteinerten Wald von ungeheuren Bäumen, hauptsächlich Tamarinden, Banianen, Palmen und Datteln, welche aber in dieser neuen Form die ursprüngliche Ordnung, Symmetrie und Farbe der Fasern erhalten haben. Einige dieser Baumstämme haben einen Umfang von 6 — 8 Fuß. Man bemerkt, daß sie theilweise der Einwirkung des Feuers ausgesetzt waren, denn ein Theil der Wurzeln ist verkohlt; man holt täglich solche versteinerte Stücke, die eine sehr feine Politur annehmen, und einen Handelsartikel ausmachen, da man sie zu Hals- und Armbändern sehr hübsch verarbeiten kann.

Am 5ten Februar bei Tagesanbeuch durcheilte ich wiederum den schattigen dreifachen Gürtel von Feigenbäumen, Mimosen nnd Palmen, welche die freundliche Umgebung von Pondichery bilden. Bei diesen edlen Laubgewölben, den prächtigen Alleen, glaubt man sich in der Nähe einer Hauptstadt. Ist es Versailles, an die Küste von Koromandel hingezaubert? Nein! diese flüchtigen Schwärme

von Krähen, Papageien und indischen Staaren, welche ihre rauhen und schrillen Stimmen in dem Gebüsche ertönen lassen; die leichtgeformten Kokosbäume, welche herabgebeugt ihre Früchte selbst darbieten; das entfernte Rauschen der Wogen, diese Seeluft, welche eine wohlthuende Frische über alle Glieder ausgießt, die Farbenpracht des Himmels, des Wassers, die Wonne meines Herzens, alles sagt mir, dieß ist Pondichery! Pondichery, die liebliche, die schöne, der herrlichgrüne Smaragd zwischen dem Blau des Himmels und dem Blau des Meeres. Doch will ich den Leser nicht noch einmal bei einem Orte aufhalten, der trotz der herrlichen Erinnerung an einen Labourdonnaye, einen Dupleix, heutzutage wenig Interesse und Sympathie erweckt. Leider ist es gewiß, daß Frankreich beim ersten Anstoß mit seinen überseeischen Nachbarn für immer jene letzte Perle am Ufer Asiens verlieren wird; aber seine Sprache, seine Gesittung, die Anhänglichkeit an seine Einrichtungen und an seine Nationalität wird bestehen wie auf der Insel St. Mauritius, St. Lucie, wie in Kanada und Louisiana. Der Satz, die Franzosen seien unfähig, Kolonien zu gründen, ist gegenwärtig sehr geläufig nnd gleichsam in der Mode. — Es ist wahr, ihre Versuche darin waren häufig unglücklich; man kann ihnen mit Recht Mangel an Consequenz und Beharrlichkeit vorwerfen; man sagt, das Feuer ihres Enthusiasmus erlösche bald, sie verlieren schnell den Muth und seien überhaupt zu leichtfertigen Charakters.... Und doch, der Samen, den Frankreich ausstreut, ist fruchtbar; überall, wohin die Winde ihn verwehen, hat er kräftige und dauernde Wurzeln geschlagen. Pondichery hat die Sprache, die Religion, den Geschmack, die Fröhlichkeit, die Furchtlosigkeit seines Mutterlandes treu bewahrt. Möge es eben so unter der brennenden Sonne Afrikas sein! Möchten wir noch erleben, daß Friede, Christenthum, Bildung und Glück dort auf dem klassischen Boden sich unter der dreifarbigen Fahne entwickle und festsetze! Mag dann auch ein unglücklicher Krieg kommen, mag die

Kolonie auch eine Zeit lang die Beute der Feinde werden; sie wird wieder kommen: die Stärke der Blutesverwandtschaft und eine natürliche Abneigung gegen die Feinde des Mutterlandes wird Afrika wieder in unsre Arme werfen. Möge Frankreich nicht müde werden, die Ausdauer nicht verlieren: pflanzet, säet, später oder früher müsset ihr erndten!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Erste Kriegsnachricht. Rückreise zum Regiment; Ankunft im Lager.

Es war der 13. März 1834: eine glänzende Gesellschaft füllte die Salons des Oberintendanten; meine ganze Familie, die hier in Pondichery sich ein Rendezvous gab, war anwesend. Unser liebenswürdiger, trefflicher Gouverneur, der gereiche Contreadmiral Melay belebte noch durch seine voltair'sche Unterhaltungsgabe diese Kreise. Nie hatte ich mich so glücklich, so zufrieden, so sorglos gefühlt. Nur als ich mit einiger Eitelkeit meine prächtige Uniform im Spiegel betrachtete und mit dem Griff meines Degens spielte, konnte ich mich eines leichten Seufzers darüber nicht enthalten, daß dieser gut vergoldete Stahl noch so jungfräulich war. Mein guter oder böser Wunsch, (wie soll ich ihn nennen?) sollte alsbald erhört werden. Ein Diener übergab mir einen Brief vom Adjutanten meines Regimentes: dieser schrieb im Auftrag des Obersten, daß der Krieg gegen den Rajah von Coorg erklärt und mein Regiment bestimmt sei, an der Expedition Theil zu nehmen, und daß es sich schon auf dem Eilmarsch gegen die westliche Gränze von Mysore befinde. Nebst vielen Grüßen meldete mir nun der Adjutant, daß ich sobald als möglich beim Regiment eintreffen, und welchen Weg ich nehmen sollte.

Ich weiß heute wahrhaftig nicht, warum mich diese Nachricht damals in eine so tolle Freude versetzte; denn die Hauptleute und Subalternoffiziere der englischen Armee wagen ohne alle Hoffnung auf Belohnung oder Ersatz ihr Leben in dem schrecklichen Spiel, das man Krieg nennt, wo sie nur verlieren können, ihr Leben, Gesundheit, Zukunft und Vermögen einsetzen, wo es aber weder Ehre noch Beförderung für sie gibt. Wie tapfer sie auf dem Schlachtfelde kämpfen mögen, kein Orden, kein Kreuz schmückt ihre Brust. In diesem aristokratischen Dienst bestrahlt der Ruhm nur die goldbordirten Hüte, und steigt nie zu den Subalternen herab; dieses neckische Irrlicht wird nur von den dicken Epauletten, und den goldenen Sporen eines Obersten oder Kommandanten angezogen. Aber so nichtig das Phantom seyn mag, mit zwanzig Jahren ist der Ruhm die erste Geliebte, und ihre Ungunst verursacht uns den ersten dauernden Schmerz. Ich appellire an Euch, alte Schnurbärte des Kaiserreichs, an Euch, hoffnungsvolle, muthige Jugend des Jahrs 1814, die ihr Königreiche und Marschallstäbe träumtet, und an Euch, arme Schüler, die Ihr unaufhörlich eure Köpfe an dem eisernen Gitter der polytechnischen Schule zerstoßet! Auch ich hatte meinen Traum, glänzend aber kurz, wie gewöhnlich. Meine Vorbereitungen waren schnell gemacht: den andern Tag saß ich im Sattel, und wollte lieber Roß und Diener verlieren, als bei dem ersten, so sehnsüchtig erwarteten Flintenschuß fehlen.

Am 18. März war ich auf der Straße nach Bangalore, dem damaligen Hauptquartier der Armee, wo ich daher neue Nachrichten über den Marsch des Expeditionsheeres treffen mußte; auch war dieß die kürzeste Straße an die Gränze.

Am 19. gelangte ich in das Dorf Pallikondah, wo nichts Sehenswürdiges zu bemerken ist. Auffallend waren mir nur die vielen Oelpflanzen, die der Straße entlang auf den Feldern gebaut werden. Nach dem Reis ist dieß die Haupterndte, und unter den

Bedürfnissen der Bevölkerung eines des ersten: auch wird namentlich viel Kokos- und Rizinus-Oel nach der Hauptstadt ausgeführt.

Den 20. kam ich nach Lallpett, einem hübschen Städtchen am Fuß des romantischen Engpasses von Nackenairy. Es ist der Stoff der schönsten maurischen Vignette oder eines orientalischen Albums; das Muster eines indisch-mahomedanischen Baustiles. Nichts kann hübscher sein als die Moschee, welche leider mit reißenden Schritten dem Verderben entgegengeht, da die Umgebung zwar höchst malerisch, aber für ein Gebäude sehr verderblich ist: der Pipol nämlich hat zwischen dem Minaret und der benachbarten Mauer Wurzel geschlagen. Dieses Schmarotzergewächse ist die Geißel aller indischen Gebäude; es ist ein mächtiger Bundesgenosse der Zeit, deren Zahn hier schneller zu zerstören scheint, als irgendwo. Er nistet sich überall ein, alle Lagen scheinen ihm zu passen; ist ihm aber ein Platz besonders günstig, so gedeiht und wächst er mit ungemeiner Kraft, und tödtet, erschöpft, zerstört alle Bäume und Gebäude, über welche er sich hinrankt. Er bedeckt die ausgedehntesten Mauern und Dächer, und verbirgt unter seinen mächtigen Zweigen ein ganzes Haus, das kurz zuvor verlassen werden mußte.

Hinter der Moschee liegt ein Mausoleum, ein ächtes Muster dieser Art; ein Achteck mit halbkugelförmigem Dach, auf beiden Seiten zwei kleine Minarete, welche wahre Kleinodien sind. Eine offene, gewölbte Gallerie geht ringsherum, innen aber erheben sich viele Gräber, alle ganz einfach und ohne Inschriften. Eines davon ist das des Stifters, die andere gehören seiner Familie. Die Mauern haben zierliche Arabesken von Stein.

Lallpett ist in ganz Indien wegen seiner vortrefflichen Orangen bekannt, und viele derselben werden weit verführt. Die Engländer wollten die Orange von Cintra hieher verpflanzen, sie arten aber aus. Auch ein geschichtliches Interesse hat dieses kleine Städtchen: hier starb auf einem Kriegszug Hyder Ali an einer Art Aussatz, welcher durch Unruhe und Aerger tödtlich wurde.

Noch denselben Abend überschritt ich die Höhe von Nackenairy auf der großen Heer- und Handels-Straße, welche die Hochebene von Mysore mit dem Küstenlande verbindet. Hier haben sich die englischen Ingenieure kein Lob verdient, weder was die Richtung der Straße, noch deren Ausführung betrifft. Diese Herren studieren die Lokalitäten im Palankin, betrachten sie von Ferne durch den Tubus, und halten sich meist an den Fußpfad, dem ihre Träger oder die Bewohner der Gegend den Vorzug gegeben haben. Immer ist man in Gefahr des Lebens, und ich sah mit Ochsen bespannte Wagen, so klein und wenig beladen sie waren, herabrollen, und ihr Gespann und ihre Führer mit sich fortreißen, ohne daß deren Anstrengung, den zu raschen Lauf aufzuhalten, etwas fruchtete. Man wundert sich, wenn nicht Alles zerbrochen und zertrümmert ist. Uebrigens ist der Weg sehr malerisch und für einen Reiter brauchbar: man glaubt im Hochgebirge der Schweiz zu sein. Jeden Augenblick sieht man sich zwischen steilen Felsen und senkrechten Abgründen; dichte, düstere Wälder bedecken die Abhänge und vermehren die Großartigkeit der Ansicht. Auf dem Gipfel des Engpasses, da wo er auf die Hocheben von Mysore mündet, entdeckt man links ein hübsches Amphitheater von waldigen Gebirgen, an deren Fuß das Dörfchen Nackenairy sich im blauen Kristall eines kleinen, künstlichen Sees spiegelt. Die Landschaft ist nicht mehr erhaben, sondern von einfach rührender Anmuth; es ist eine Ansicht aus den Vogesen.

Die sonstige Einsamkeit dieses kleinen Thales war verschwunden: lange Reihen von Zelten erstreckten sich in weißen, parallelen Linien an den Ufern des Sees, nicht weit vom Dorfe. Zwanzig Elephanten, drei bis vierhundert Kameele lagen schlafend oder wiederkäuend im Freien; die Ochsen, Pferde, die unzähligen Saumthiere wieherten, blöckten, bewegten ihre Glöckchen; tausende von Feuern glänzten aller Orten; man sah schwarze, halbnackte Figuren sich zwischen den Flammen bewegen oder im Rauche niederge-

kauert; lustige, schallende Stimmen erklangen aus diesen Gruppen: es war ein europäisches Regiment und sein Bazar; die Ordnung und Regelmäßigkeit einer Kaserne neben einem Zigeunerlager. Es war das 57ste königliche Regiment, unter dem Oberst Allan, das sich nach Bangalore begab, um dort die Reserve der Expeditionsarmee zu bilden. Schon früher, am Fuß jenes Engpasses, war ich an dem eingeborenen Infanterieregiment Nro. 27, das dieselbe Bestimmung hatte, vorbeigekommen.

Als ich mit den Offizieren zu Nacht aß, bekam ich solche Nachrichten, daß ich die Schnelligkeit meiner Reise zu verdoppeln beschloß. Die Nähe des Mousson machte es dringend nothwendig, die Feindseligkeiten so schnell als möglich zu beendigen, so daß man die Eröffnung des Krieges in den ersten Tagen des April erwartete. Wir hatten den 21. März und ich hatte noch mehr als 100 Stunden Wegs vor mir und nur zwei Pferde; aber ich hatte guten Muth und alle jungen Offiziere beneideten mich um das Glück, an der Expedition Theil nehmen zu dürfen.

Als ich das Zelt des Obersten Allan verließ, um nach dem für Reisende bestimmten Bungalo zu gehen, mußte ich durch das Quartier der Lastthiere. Kaum war das Lager seit 24 Stunden aufgeschlagen, und schon stiegen giftige Miesmen aus dieser Gegend auf. Dieß ist das Unangenehme beim Kameel: dieses Thier scheint von seiner Geburt bis an seinen Tod mit einer Art Ruhr behaftet, beschmutzt jeden Ort, wo es hält, und kann in wenigen Tagen, namentlich wenn Regenwetter eintritt, die ärgsten Seuchen in einem Lager erzeugen. Es ist bekannt, daß die besondere Eintheilung seines Magens in mehrere Zellen ihm erlaubt, das Wasser ganz klar dort aufzubewahren; weniger bekannt aber ist, daß der Höcker, den man gewöhnlich für eine monströse Verunstaltung hält, durch die weise Vorsicht der Natur ihm gegeben ist, und ihn von allen Klassen der Wiederkäuer unterscheidet. Wenn das Kameel nämlich keine Nahrung hat, so dient das Fett jenes Höckers durch Absorption als

nährende Substanz, und es kann somit mehrere Tage hungern, ohne an Kraft noch an Fleisch zu verlieren. Der Höcker allein vermindert sich, wächst aber auch wieder, sobald das Thier Nahrung bekommt.*) Eine andere Eigenthümlichkeit dieses Thieres ist, daß wenn es auf feuchtem Boden stürzt, der Fall tödtlich ist; es verletzt sich im Fallen und die Verrenkung seiner Glieder ist so stark, daß es sich nicht mehr erheben kann. Man tödtet es sogleich, um wenigstens die Haut zu bekommen, und auch das Fleisch wird von manchen arabischen Stämmen für einen Leckerbißen gehalten.

Trotz manchem Aehnlichen, das dieses Thier mit dem Schaf gemein hat, besitzt es doch nicht dessen Sanftmuth. Das Kameel ist äußerst rachsüchtig; es scheint aber, sobald es sich gerächt hat, auch die Beleidigung wieder zu vergessen. So habe ich gesehen, wie ein Kameel, das von seinem Sarwan (Führer) mißhandelt worden war, ihn verfolgte, und da jener seinen Mantel hinwarf, diesen mit seinen Zähnen zerriß und unter die Füße trat, was äußerst komisch anzusehen war. Nachdem so der Rachedurst gesättigt war, kehrte es zur gewöhnlichen Ruhe und Folgsamkeit zurück.

Den 24. März. Nach nur dreistündiger Ruhe machte ich mich bei Untergang des Mondes auf den Marsch. Bald verschwand er vollends hinter den Bergen, aber sein lebhaftes Licht wurde durch den sanften Schimmer der Sterne ersetzt, welcher in Indien hinreicht, dem Wanderer den Weg zu zeigen und mit ihrer Hülfe kam ich in das Dorf Betmungalum nach einem zehnstündigen Ritt durch den Wald.

Von Nackenairy an verlieren die Wälder ihr Ansehen und arten zu armseligem Gestrüpp aus, das nicht einmal Schutz gegen die Stürme bietet, welche unaufhörlich über diese weiten Ebenen hinsausen. Sobald der Reisende die offene Hochebene (1500′ über dem Meere) von Mysore betritt, empfängt ihn ein heftiger, kalter Wind,

---

*) Oriental Annual.

der um so weher thut, je größer der Kontrast gegen die kurz vorher verlassene Temperatur ist. Den Abend vorher war man noch der Glühhitze ausgesetzt, und kommt nun ohne Uebergang von der Küste Koromandel, wo die Sonnenstrahlen auf dem sandigen, flachen Ufer eine erstickende Hitze verbreiten, auf einmal in ein beinahe europäisches Klima. Die gewöhnliche Folge dieser jähen Abwechslung ist ein heftiger Anfall von Ruhr, wenn man nicht erfahrungsgemäße Vorsichtsmaßregeln ergreift; sonst aber ist ein solcher Krankheitsanfall schwer zu heilen.

Meine Leute erreichten mich erst spät, und erklärten mir die Unmöglichkeit, an demselben Tage noch weiter zu gehen. Ich mußte mich daher entschließen, in Betmungolum zu übernachten. Der Kotwal, oder Polizei-Lieutenant des Ortes, sagte mir, daß die Gegend von Räubern beunruhigt werde und überredete mich, zwei Tschokidars oder Berkandaz als Nachtwachen anzunehmen. Diese Schelme hielten mich die ganze Nacht durch ihr Schreien und ihre unaufhörlichen Schüsse wach, womit sie, nach ihrer Angabe, die Räuber verscheuchten; dennoch kam zweien meiner Leute ein Turban und ein Gürtel und mir eine Jagdflinte weg. Wir hatten wahrscheinlich die Wölfe selbst in den Schafstall eingeschlossen, und diese Tscholidars selbst waren die Räuber, welche die Beute mit dem Kotwal theilten.

Den 22. März, Kolar (7 Stunden). Diese ganze Gegend von Mysore ist wie von den Winden gekehrt, und traurig wie eine Wüste. Unter dem gräßlichen Sonnenbrand, der euch niederdrückt, fühlt ihr einen eisigen Schauder, und das Fieber folgt dem Windstoß auf dem Fuße. Der Reisende sucht vergebens eine Unterkunft auf diesen, von Vegetation entblößten Ebenen, mitten in diesen Dschungeln, wo hie und da eine Truppe flüchtiger Antilopen die einzige Abwechslung darbietet. Endlich zeigt sich ein Baum in weiter Entfernung, und ich hoffe, unter seinem Schatten meine Leute erwarten zu können, deren Langsamkeit mich zur Verzweiflung bringt.

Der Anblick dieses Baumes ist ganz sonderbar: es ist der Tschattah oder Hirtenbaum; seine Gestalt stellt einen Sonnenschirm dar, der oben auf dem geraden, beinahe nackten Stamm befestigt ist. „Bei Einzelnen ahmt deren Gestalt so vollkommen jene Form nach, daß man glauben könnte, die Natur habe sich darin gefallen, das Wachsthum nach bestimmten, enggezogenen Gränzen zu zeichnen. Die Krone besteht aus Zweigen, mit eng zusammengedrängten Nadeln, so daß diese ein für die Sonnenstrahlen undurchdringliches Dach bilden. Die ganze davon beschattete Bodenfläche ist aber immer mit einer solchen Menge von Nadeln überdeckt, daß man den Platz kehren muß, ehe man sich setzt, und bei der geringsten Bewegung der Zweige durch Regen von solchen Nadeln überschüttet wird." *)

Doch trifft man in bedeutenden Entfernungen, mitten in dieser trostlosen Wüste, hübsche Teiche, an deren Ufer sich die Bevölkerung und der Anbau geflüchtet hat. Die Städte zeichnen sich durch Befestigungswerke von getrockneter Erde aus, welche den unruhigen Geist der früheren Generationen kund thun, und liegen immer am Ufer dieser Wasserbehälter, welche hier die laufenden Gewässer ersetzen. So Kolar, eine große, sehr bevölkerte Stadt, mit beträchtlichem Handelsverkehr. Auch sie hat ein gut erhaltenes Fort von getrockneter Erde, und könnte einige tausend Mann Besatzung fassen. Außerhalb der Stadt besuchte ich die Grabmäler der Familie von Hyder-Aly. Eine ziemlich kleine und einfache Moschee, von Blumen und Gesträuchen umgeben, unterscheidet die königliche Gruft. Die Grabsteine, fünfzehn an der Zahl, sind ohne Inschriften und ohne Zierrathen, und auch von wenig Interesse, da sie jung gestorbenen Kindern, unberühmten Verwandten und Frauen von Hyder-Ali angehören. Er selbst ruhte hier einige Zeit, nachdem der Leichnam von Lallpett hergeführt worden war; später aber wurde er nach Seringapatam, in das prächtige Mausoleum gebracht, welches

---

*) Oriental Annual.

ihm sein Sohn erbaut hatte, und wo sie jetzt beide neben einander ruhen.

Bei Kolar fand ich das achte reguläre Reiter-Regiment von Madras gelagert, das zum Reservekorps nach Bangalore marschirte. Durch einen Empfehlungsbrief, den ich an Herr Makdonald, Lieutenant bei diesem Regiment, hatte, genoß ich eine sehr freundliche Aufnahme; ich brachte die Nacht unter seinem Zelte zu, und wir beschlossen, den andern Tag zusammen einen forcirten Ritt nach Bangalore zu machen. Die Entfernung betrug 16 Wegstunden; aber mein Gefährte hatte ein zweites Pferd ungefähr auf der Hälfte des Weges, und ich vertraute meinem guten Renner. Wirklich waren wir den 23. Morgens zwei Stunden vor Sonnenaufgang auf dem Marsch. Nach fünfstündigem Ritt kamen wir durch das Städtchen Doskottah, wo die Kompagnie ein Gestüte für Remontepferde unterhält. Man kreuzt hier das arabische Blut mit englischen oder Kap-Stuten, was eine vortreffliche Raçe abgibt. Nachdem wir später noch einmal ein wenig gerastet hatten, kamen wir Abends 7 Uhr nach Bangalore.

Diese Stadt ist die beträchtlichste unter den beständigen Kantonnirungsplätzen im Innern der Halbinsel. Folgendes ist der genaue Plan derselben nach Montholon de Semonville (**Revue de deux Mondes**): „Prächtige Kasernen liegen in einer Linie vor einem vortrefflich gelegenen Exerzirplatz, dessen eine Seite sie bilden; die andere Front ist von der englischen Kirche, angenehmen Wohnungen für die obersten Beamten und Offiziere und von einem Konzertsaal eingenommen, wo zur Promenadezeit Musik gemacht wird. An einem Ende des großen Platzes, der eine Stunde in der Länge hat, trifft man, wie bei allen solchen englischen Kantonnirungen, eine hübsche Einrichtung für die Pferderennen, welche sehr häufig sind. Das andere Ende führt nach der schwarzen, das heißt indischen Stadt (in der Landessprache Pettah genannt. Ihre zahlreiche Bevölkerung, ihr Bazar, bilden eine Welt für sich und stehen

in keiner Verbindung mit der europäischen Ansiedlung. Die Engländer dehnen sich außerhalb der Mauern aus, und verleihen den Umgebungen einer Stadt das Ansehen eines ungeheuren Lagers. Auf der anderen Seite von der Pettah, einige Stunden vom Lager entfernt, liegt das Fort, dessen steinerne Wälle nur mittelmäßige Vertheidigung gewähren würden. Dagegen wäre es leicht, die breiten Gräben der Stadt, über die nur wenige enge Straßen führen, als Befestigungswerke zu gebrauchen; Bambus, Kaktus und eine Menge anderen undurchdringlichen Gebüsches füllen diese Gräben und erheben sich zu solcher Höhe, daß die Stadt dahinter verschwindet. Jede Kugel, auch vom gröbsten Geschütz, muß in diesem dichten Gestrüpp ihre Kraft verlieren, und auch das Feuer würde bei solchen Pflanzen keine Ausdehnung gewinnen.

Unter anderen hübschen Gebäuden hat Bangalore einen von Tippoo erbauten Palast, zu den Gärten gab er selbst den Plan an, welcher von außergewöhnlichem Geschmack zeugt. Da das Klima von Bangalore dem Gartenbau sehr zusagt, so beschäftigt man sich viel damit; jedes Jahr ist eine Früchte-Ausstellung und dieselbe enthält viel Merkwürdiges. Trauben, Aepfel, Pfirschen und Kaffee werden mit Erfolg gezogen. Namentlich der letztere gibt einen schönen Ertrag und soll im Geschmack der Mokkabohne gleichen. Die Bevölkerung betrug im Jahr 1834 44,000 Seelen.

Bangalore ist das Hauptquartier für die Militärdivision in Mysore. Diese Division besteht jetzt (nicht 1834) aus folgenden Theilen:

Generalstab.	Truppen in Bangalore.	Zahl der Kombattanten.
1 Generalmajor.	1 Kompagnie Artillerie zu Pferd (Europäer) . .	150
1 General=Adjutant.	1 königliches Regiment Dragoner (Europäer) . .	750
1 General=Quartiermeister.	1 Inf.=Regiment (Europäer)	1000
1 Aide de camp.	1 Kompagnie reitender Artillerie (Eingeborene) . .	150
1 Stabsarzt.	1 Reiter=Regiment von Madras (Eingeborene) . .	750
1 Stabs=Zahlmeister.	1 Kompagnie Fußartillerie Eingeborene	150
	4 Inf.=Regimenter (Eingeborene)	4400
	Summe	7350
	Bei Seringapatam:	
	1 Infanterie=Regiment (Eingeborene)	1100
	1 Abtheilung Fußartillerie .	50
	Alles zusammen	8500

Zu dieser Division gehört noch die Brigade von Malabar und von Kanara, welche unabhängig von zwei Stabsoffizieren, einem Obersten und einem Brigademajor kommandirt werden. Diese Brigaden haben folgende Zusammensetzung:

Hauptquartier zu Kananore.

Zwei Drittheile der Fußartillerie (Eingeborene) .	100
1 Regiment europäischer Infanterie	1000
2 Regimenter eingeborener Infanterie	2200
Zu Mongalore.	
Ein Drittheil der eingeborenen Fußartillerie . .	50
2 Regimenter Seapoy=Infanterie	2200
Totalsumme	5550

Zur Zeit von Tippoo's Tod zählte das mahomedanische Kaiserreich Mysore nur eine Reihe von zwei Regierungen oder eine Dauer von 50 Jahren. Hyder-Ali, ein einfacher Abenteurer, der Enkel eines Fakir, welcher vom Pendjap hergepilgert war, hatte dieses Reich aus der Unbedeutendheit hervorgezogen und sich, wie Herr von Montholon sagt, ein Volk nach seinem Schnitt geschaffen. „Den benachbarten Mächten unbekannt, von schwachen indischen Fürsten regiert, niedergebeugt unter der Last seiner alten Gebräuche und Vorurtheile, spielte Mysore zuerst im Jahr 1752 eine Rolle. Bei der Belagerung von Trichinopoli, in den blutigen Kämpfen um die Nachfolge in Karnatik, hört man das erstemal von jener mysorischen Hülfsarmee reden. Damals fing Hyder-Ali, welcher als einfacher Soldat ausgerückt war, seine Grade zu ersteigen an. Er hob sich reißend schnell und mit ihm erschien auf dem politischen Schauplatz ein ganz neues Reich, welches ein halbes Jahrhundert lang unter den mächtigsten Staaten Indiens ein bedeutendes Gewicht haben sollte."

Herrlich gelegen auf einer Hochebene, welche die zwei Meere beherrschte, eine ungeheure von den Ghatsgebirgen vertheidigte Festung, die nur wenige, schmale Zugänge von der Koromandel- und Malabar-Küste hat, ist Mysore der ausgesuchteste Ausgangspunkt für einen Eroberer. Wie eine Lawine stürzte sich Hyder-Ali jedes Jahr von seiner Anhöhe herab, um alle die benachbarten Abhänge und Ebenen seiner Herrschaft zu unterwerfen. Ganz Kanara, ein beträchtlicher Theil von Malabar erkannte ihn als seinen Herrn und zuletzt bereicherte er sein Land mit einem Küstenstrich von 80 Stunden Länge, in einer sehr fruchtbaren und reichbewässerten Gegend.

Ich werde mich bei der wohlbekannten Geschichte jener zwei Regierungen und der Unternehmungen von Hyder-Ali und Typpoo, auch nicht bei der Katastrophe, welche den Untergang des Letzteren herbeiführte, länger verweilen. Ich brauche nur zu erinnern, daß im Jahr 1799, nachdem die Alliirten (der Nizam von Hyderabad

und die Mahratten) d. vorangegangenen Uebereinkunft gemäß mit der Kompagnie getheilt hatten, die Sorge, in dem auf die alten Gränzen beschränkten Mysore den Frieden aufrecht zu erhalten, den Engländern blieb, und daß diese fest entschlossen, auf immer jenes usurpatorische Geschlecht, das mit so viel Tapferkeit und Haß gegen England unterlegen war, vom Thron auszuschließen, endlich einen dreijährigen Sprößling des alten indischen Regentenstammes auffanden, dem sie scheinbar das Scepter seiner Ahnen wieder in die Hände gaben.

Doch fühlte dieser Raja Kistna Raji Woudiour, je älter er wurde, die Vormundschaft Englands immer mehr wie eine eiserne Kette auf sich liegen, und ihm jede Machtentwicklung verschließen. Man nahm ihm nach und nach alle Attribute des Königthums; er hat weder Armee noch Minister; er selbst hat nicht den mindesten Einfluß im Staate. Die wirkliche Regierung ist ganz und allein in den Händen einer Verwaltungskommission, die aus englischen Offizieren, an deren Spitze ein einfacher Oberst steht, zusammengesetzt ist; diese entscheiden über Alles, ohne den Raja zu fragen und bedürfen nur der Genehmigung des Generalgouverneurs von Indien. In der Stadt Mysore selbst ist ein zweiter Oberst, mit dem Titel eines politischen Residenten, welcher die spezielle stündliche Aufsicht über die Person und die Umgebung bes Fürsten, sogar über dessen Privatleben, führt. Er hat zwar noch das Scheinbild eines Thrones, als Theaterdekoration zu betrachten; er besitzt eine Schwadron schlechter Reiterei und einige hundert Leibgarden, mit Lanzen und Luntenflinten bewaffnet; einen Harem, den er selten verläßt, und wo er sein Leben vergeudet; endlich eine Hauptstadt, eine Art Sackgasse, an keiner Straße gelegen, selten von Reisenden besucht, von der Welt vergessen, wo er als ein Kind von 50 Jahren lebt, vergnügt mit dem Spielzeug, das ihm die englische Politik gelassen hat.

Meine Leute erreichten mich zu Bangalore am 24. März, aber so erschöpft von der Anstrengung, und mit so verwundeten Fü-

ßen, daß ich meine ganze Dienerschaft beurlauben mußte: eine große Unannehmlichkeit für mich, da es in Bangalore keine englische Lokalpolizei gab, bei der ich hätte Hülfe suchen können, um sichere Diener und Träger zu bekommen. Die Kompagnie hat zwar die obere Verwaltung an sich gerissen, aber das untere Räderwerk nicht verändert. Daher kam es, daß ich meine kleine Equipage nur nach den größten Schwierigkeiten und mit bedeutenden Unkosten einrichten konnte. Nach jedem Zugeständniß erhoben sich neue Hindernisse und doch ist die einzige Politik, ihrer Unredlichkeit gewonnenes Spiel zu geben, und alle ihre Forderungen zu erfüllen. Trotz dem hatte ich das seltene Glück, in dieser Noth einen obersten Bedienten oder Khansaman, Namens Abdel-Kader zu bekommen, einen Mahomedaner von guter Kaste, der durchaus treu und einsichtsvoll war. Durch seine Klugheit und persönlichen Einfluß konnte ich den 26. früh abreisen, und kam an selbigem Abend in die kleine Stadt Soulourpet, die etwa 12 Stunden von Bangalore entfernt ist.

Schon glaubte ich mich am Ende meiner Mühseligkeiten, da fingen sie erst recht an; zwei meiner cowrycoulys (Korbträger) benützten die folgende Nacht, um mit ihrem schon empfangenen Handgelde durchzugehen. Ich mußte sie am 27. durch zwei Begaries (fremde Bettler, die man in einer Stadt unterhält, wofür sie den Reisenden die nöthigen Frohndienste leisten müssen) ersetzen. Diese armen Teufel wurden auf öffentlichem Platze durch den Cotwal, der sich mein Draufgeld selbst zueignete, gepreßt. Kaum eine Stunde im Marsch, legen sie plötzlich die Körbe nieder, und suchen zu entspringen. Ich verfolgte den einen über das Feld, und da ich ihn vom Pferd aus nicht zu halten vermochte, drohte ich, den Säbel in der Hand, ihn zu erstechen; auf dieses fällt er nieder und bittet um Gnade; mein Khansaman erwischt den andern. Jetzt erfuhren wir, daß diese Armen für ihren Frohndienst nichts empfangen hatten, und auch nichts bekommen würden, da der Cotwal den Lohn eingesteckt hatte. Ich erbot mich, ihnen die bestimmte Summe

noch einmal baar in ihre eigene Tasche zu bezahlen, wonach sie gerne ihre Körbe wieder auf die Schultern nahmen. Auf jeder Etape erneuerte sich dieselbe doppelte Bezahlung für die Ortsbehörde und für die Träger. Außerdem aber hatte jener Vorfall für mich noch besonders unangenehme Folgen: da ich auf der Verfolgung des Begarie über einen Graben setzte, verstauchte mein Pferd einen Fuß. Nach meiner Ankunft zu Koangol, der zweiten Station, zwanzig Stunden von Bangalore, mußte ich es dorthin zurückschicken, um es bei einem meiner Freunde kuriren zu lassen. So schienen sich die Hindernisse immer mehr aufzuthürmen, und die Geschwindigkeit meiner Reise wurde je mehr und mehr gehemmt.

Den 28. eilte ich bis nach Ballour (12 Wegstunden), einem Städchen von etwa 200 Stroh-Hütten, die von hübschen Pflanzungen umgeben sind. Ich fand hier die Kokosbäume der Seeküste und in einzelnstehenden Garben die prächtigsten Bambus der Westghats. Die Dörfer dieses Theils von Mysore, wahre Oasen, sind sehr bevölkert, aber in großer Entfernung von einander. Der Zugang ist meist ein gewundener Weg mit Kaktushecken, welche eine grüne Mauer von 7—8 Fuß Höhe bilden; dieß ist schon ein etwas gefährlicher Engpaß. Die Einwohner, meistens Mahomedaner, ehren das Andenken ihrer alten Herrn und verwünschen die engliche Nation; daher erhält hier kein Europäer eine Hülfeleistung, als gegen Geld, durch persönlichen Einfluß seiner Leute oder aus Furcht vor einer militärischen Begleitung.

Ich bemerkte, daß beinahe jede Familie hier eine Ruthe Landes mit Tabak anbaut, dessen Blätter unter den Hanf gemischt werden, der fast überall wächst. Noch ein wenig Opium dazu gemischt, so entsteht eine der abscheulichsten Mischungen, die bei dem Raucher eine noch gräßlichere Wirkung hervorbringen, als das Opium selbst. So zubereitet, reicht ein Chillum für mehrere Personen hin, die das Hukah in die Runde gehen lassen. Sie bei dieser Beschäftigung zu sehen, ist ein sehr ergötzliches Schauspiel. Jedes

schluckt eine Wolke des herbsten und dicksten Rauches, schneidet ein fürchtliches Gesicht, nießt, hustet, erstickt beinahe, und wartet bis die Reihe wieder an ihn kommt.

Den 29. Chinroypatam (9 Wegstunden), eine früher bedeutende Stadt, jetzt aber auf 500 Häuser zusammengeschmolzen; man zieht hier eine große Menge Seideraupen von zweierlei Gattung: die italienische Art und eine andere, deren braungelber Schmetterling ungeheuer groß ist. Die Seide davon ist viel stärker, aber auch viel dicker und gröber, und wird hauptsächlich im Lande verbraucht; man macht bengalische Halstücher, und besonders Mustikairs (Fliegennetze) und andere Netze daraus.

Am 30. Abends in Hassan (10 Wegstunden). Da der Kotwal von Chinroypatam sich geweigert hatte, mir Korbträger anzuschaffen, mußte ich meine Reise mit den gleichen Begaries, die mich seit Ballour begleitet hatten, fortsetzen. Die Armen waren erschöpft und baten um Gnade. Seit einem Monat hatten sie unaufhörlich als Lastthiere gedient, da bei den Bewegungen der Armee die Passage sehr stark war. Ihre Füße waren gräßlich zerschunden, und jeder Schritt mußte ihnen einen Seufzer erzwingen, und doch murrten und klagten sie nur selten; ja ich brachte sie zum Lächeln, da ich ihnen ein Bukra, das ist einen Hammel, zum Abendbrod versprach. Wenn ich den Tag über anhielt, streckten sie sich neben ihrem Gepäcke nieder, und schliefen sogleich. Cervantes läßt den guten Sancho sagen: Gelobt sey der Erfinder des Schlafes! Die mitleidige Vorsehung hat dem Indier die Fähigkeit verliehen, so oft und so lange sich diesem Genuß hinzugeben, als er will. Ich glaube, er könnte 18 Stunden des Tags schlafen. Wenn das Leben nur eine Reihe von Empfindungen ist, so mag es bei diesen Armen gränzenlos starr und stumpf seyn, und es ist nicht zu verwundern, daß sie ruhiger und furchtloser als wir sterben. Das ärmliche und einförmliche Leben des armen Indiers hat, außer der Arbeit, viel Aehnlichkeit mit dem Todesschlaf. Er kennt nur physische Genüsse, und

diese sind durch das Elend so geschmälert und verringert, daß Vergessen und Ruhe für ihn die höchsten Güter sind. Das Eine und das Andere hofft er in der Vernichtung durch den Tod zu finden. Ebenso ist es bei dem Reichen; die Genüsse sind immer dieselben, nur daß hier der Mißbrauch die Gränze setzt und oft die Quelle derselben ganz versiegen macht; auch dann ist der einzige Wunsch — Schlaf und Vergessenheit.

Mein einziges Pferd kam so erschöpft und krank nach Hassan, daß ich es hier nebst meinen Leuten und meinem Gepäcke zurücklassen mußte. Ich hatte noch acht Wegstunden vor mir, um mein Armeekorps zu treffen, und übermorgen, den ersten April, sollten die Kriegsoperationen beginnen. Aber nirgends war ein Pferd, kein Maulesel, nicht einmal ein Tattoo zu kaufen oder zu miethen; die Truppen hatten alle für ihre Bagage in Beschlag genommen. So ohne alle Transportmittel, und selbst zu erschöpft, um den Weg zu Fuße zurückzulegen, kam ich auf den Gedanken, mir eine Sänfte aus Bambus zu machen. Der Schmied des Dorfes arbeitete die ganze Nacht daran; nach meinen Angaben machte er eine Art Hühnerstall, in welchem gegen eine beträchtliche Entschädigung mich zwanzig Bauern bis ins Hauptquartier tragen sollten. Wirklich setze ich mich am 31., Nachmittags 2 Uhr, in die unbequeme Maschine, wo ich nur mit gekreuzten Beinen wie ein Schneider sitzen und nichts als meine Waffen und meinen Mantel mit mir nehmen kann. Ich nehme Abschied von meinen Leuten, werfe einen letzten Blick auf mein Pferd und meine Koffer, die mein ganzes, kleines Eigenthum ausmachen, und die ich wiederzusehen sehr wenig Hoffnung hatte; denn kaum kannte ich meine Diener dem Namen nach und hatte ihren Charakter und ihre Treue noch nicht erproben können. Der ganze Abend und die ganze Nacht verging mit einem Marsch auf den abscheulichsten Straßen; mehreremal verfehlten wir den Weg. Gerädert, zerschlagen, von der Anstrengung ganz erschöpft, wollte ich schon den Muth verlieren, als ich plötzlich eine Linie von Wach-

feuern auf einem Hügel schimmern sah, an dessen Fuße der heilige Cavery hinrauschte. Meine Träger schrieen in demselben Augenblicke: Lashkar! Lashkar! (Die Armee!) Ich war wirklich am Ziel meiner Mühen; noch ein Augenblick, und ich durcheilte die ganze Zeltstadt, und erkannte am Ende des Hauptganges, vor dem Zelt des Obersten an der Schildwache die Fahnen des 55sten Regiments. Ich suchte die Zelte der Lieutnants: befreundete Stimmen antworteten der meinigen: Bayly, Havilland, Robertson, ein ganzer Trupp froher Jünglinge sprang halb angezogen aus dem Feldbette empor, um mich zu begrüßen. Es war ein wahres Familienfest, und Alle wünschten mir Glück, daß ich so zur rechten Zeit gekommen; denn es war schon zwei Uhr Morgens; eine Stunde später hörten wir den Morgenschuß und um vier Uhr mußte unser Armeekorps den Cavery überschreiten, um in das feindliche Gebiet vorzudringen, während jede Kommunikation im Rücken aufhörte. „Drei Stunden später, sagten meine Freunde, und wir hätten uns ohne Sie geschlagen; Sie hätten den ganzen Feldzug verloren!"

Man konnte mir nicht genug zu meinem Glücke gratuliren.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Krieg gegen Coorg. — Beschreibung der Ghats. — Erste Annehmlichkeiten des militärischen Dienstes in Indien. — Die Masse im Felde.

Ehe ich auf die Einzelnheiten dieses kurzen Feldzuges eingehe, wo trotz aller Fehler, die man beging, das gewohnte Glück die englischen Waffen begleitete, und die Kompagnie reiche Früchte einerntete, muß ich vorher die Lage der Verhältnisse in der Präsidentschaft Madras genauer erwägen, so wie die Ursachen des Kriegs und die dazu verwendeten Streitkräfte näher entwickeln.

Wir haben schon oben gesagt, daß ein immer thätiger Gährungsstoff, ein unauslöschlicher Haß gegen die fremden Gewalthaber und eine unzerstörbare Anhänglichkeit an das vertriebene Königsgeschlecht in Mysore und den dazu gehörenden Gebieten vorhanden war. Diese Stimmung herrschte vornämlich in dem Theil des Königreichs, welcher längs der Westghatskette hinzieht. Wir haben gesehen, daß durch diese Abneigung, die sich schon zu Kuddapah bei der Ermordung des Collekteurs kund gegeben hatte, im Jahr 1833, also nur ein Jahr vor unserer Zeit, sogar ein Theil der eingeborenen Truppen zu der Verschwörung von Bangalore sich hinreißen ließ, einer Verschwörung, die erst im Augenblick des Ausbruchs entdeckt wurde. Leicht konnte man die Häupter derselben fassen und zum warnenden Beispiel bestrafen, da sie sich in der Armee befanden und keinen Zufluchtsort hatten. Aber eine Menge vereinzelter Aufwiegler, die unter tausend Gestalten im Verborgenen ihr Werk trieben, fanden bei ihrer Kenntniß der Lokalitäten, wenn sie nach einem vereitelten Versuch zu lebhaft verfolgt wurden, eine sichere Zuflucht in jenen undurchdringlichen Schluchten und unberührten Wäldern der langen Gebirgskette, die längs der Küste Malabar vom Kap Kamorin bis an den Nerbuddah hinzieht. Einige Theile davon gehörten zwar, wenigstens dem Namen nach, der Kompagnie; aber die Handhabung der Polizei, immer schwierig in Betracht der Beschaffenheit des Landes und der Abneigung der Einwohner, wurde unmöglich, so wie die Kette durch fremdes Eigenthum unterbrochen war. Es war somit für die Sicherheit der Regierung nothwendig, die ganze Gebirgslinie in ihre unmittelbare Gewalt zu bringen, damit kein Hinderniß ihre Aufsicht hemme und schwäche. Darin aber sah sich die Kompagnie durch das Bestehen eines kleinen, unabhängigen Staates gehindert, gegen welchen sie sich durch ältere Dienste gebunden fühlte, und der, in der Breite von Mangalore und Kananore gelegen, gerade die höchste Erhebung des

Gebirges einnahm. Dieses kleine *) Königreich von Coorg hatte eine sehr bedeutende Rolle in der letzten Katastrophe von Mysore gespielt. Der Rajah dieses Landes, ein Vasall von Tippoo, hatte seinen Oberherrn in der größten Noth verrathen nnd sich mit den Engländern verbunden, um so auf das Unglück des Sultan seine Unabhängigkeit zu gründen; er öffnete seine Engpässe der Armee von Bombay unter dem Befehl des General Stuart, der sich hier in Hinterhalt legte, um Tippoo jeden Rückzug in seine Seeprovinzen abzuschneiden. Durch diesen Verrath sah sich jener unglückliche Fürst auf die offene Hochebene von Mysore zurückgeworfen, und hatte keine andere Wahl, als sich unter den Trümmern von Seringapatam zu begraben.

Der Rajah empfing die gehoffte Belohnung, nämlich die Unabhängigkeit seines Reiches, die Strafe aber fiel, wie gewöhnlich, auf seinen Nachfolger. Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter: der Sohn war der gesetzliche und natürliche Erbe des Thrones, und bestieg denselben auch ohne Hinderniß; aber die Tochter an einen bedeutenden Mann des Landes vermählt, entfloh bald auf das Gebiet der Kompagnie, und fing bei der Regierung eine Reihe von Ränken an zu spielen, um jenen zu ihren Gunsten des Thrones zu berauben. Unter andern Anschuldigungen behauptete diese, er verfolge sie mit blutschänderischer Liebe. Die Moralität der Kompagnie empörte sich darüber; man schickte ihm Ermahnungen, welche jener mit Verachtung zurückwies. Nun erinnerte man sich ernsthaft der Vortheile, welche der Besitz seines Landes mit sich brächte, und des großen Schatzes, den man bei ihm vermuthete; man brauchte nicht lange nach einem Vorwande zu suchen. Unterdessen erhob sich plötzlich ein Streit zwischen dem Minister des Rajah und dem eng=

*) Es hat 60 See=Meilen in der Länge, und beinahe eben so viel in der Breite, und eine Ausdehnung von 2165 Quadrat=Meilen.

lischen Geschäftsträger in Mysore über einige politische Flüchtlinge, namentlich den berühmten Coungol-Naig, den Polygar von Terry-Terry, weil dieser in Coorg eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Der englische Resident verlangte die Auslieferung jenes Verbrechers; aber die Gesetze der Ehre sind in dieser Beziehung bei den Indiern sehr streng, und ein Fürst, welcher so sehr das Recht der Gastfreundschaft verletzen würde, verlöre unfehlbar sein ganzes Ansehen und die Achtung bei seinen Unterthanen. So kam natürlich eine abschlägige Antwort von dem Rajah und seinem Minister. Dieß wurde als eine Auflehnung gegen die Oberhoheit Englands betrachtet und der Krieg war erklärt.

Uebrigens war der Moment nicht klug gewählt: man war schon am Ende des Februars und der Mousson, das heißt die Regenzeit, beginnt auf der ganzen Küste Malabar mit dem 15. Mai. Von dem ersten Gewitter an, welches sein Herannahen anzeigt, ist jeder Truppenmarsch, jede militärische Bewegung unmöglich. Es ist keiner jener wohlthätigen Regen, wie sie unser grauer Himmel herabschickt, es ist ein Katarakt der neuen Welt, begleitet von den schauerlichsten Blitzen und von einem Donnergebrüll, das Stunden, ja Tage lang dauert. Durch die Schluchten, die einzigen Straßen, welche Erdbeben oder die Gewalt der Gewässer durch die dichten Urwälder gezogen haben, wälzen sich wüthende Waldströme herab, welche alles mit sich fortreißen. Die Kraft, der Muth, die geübte Klugheit des Menschen wird dann ein Spiel der Elemente: er ist nur wie ein schwaches Insekt, das einen Augenblick ohne Erfolg, ohne Hoffnung ankämpft, dann aber von den Fluthen neben ein welkes Baumblatt hingeworfen wird. Sogar in der besten Jahrszeit ist es ein schwieriges und gefahrvolles Unternehmen, jene rauhe Gebirgskette zu übersteigen, die plötzlich auf 7000 Fuß über der Ebene, die ihm zur Grundfläche dient, emporsteigt, und eine Breite von 15 bis zwanzig Stunden, so wie eine Längenausdehnung von 125 Meilen hat. Nur in den Betten jener Waldbäche kann man

diese düstern, waldbedeckten Gegenden durchdringen, wo selten ein kleines Thal nach langem Zwischenraum die Sonne durch das dichte Gebüsche durchscheinen läßt. Kein Lüftchen kann diese engen Pfade, wo nur ein einzelner Mensch vorwärts zu gehen vermag, berühren, und die verdorbene Luft wird hier nie gereinigt. Die übermäßige Vegetation erstickt in den undurchdringlichen Gebüschen, während stehende, faule Gewässer, von dürren Zweigen und abgefallenen Blättern bedeckt und versperrt, allerwärts eine Pestluft und mephitische Miasmen ausdünsten. Hier ist der Heerd, hier das Laboratorium aller der fieberartigen Seuchen, welche das Menschengeschlecht dezimiren. Um nun ein so gefährliches Land anzugreifen, es zu erobern und auch wieder zu räumen, hatte man nur zwei Monate; ich sage mit Absicht es wieder zu räumen; denn wenn man die Thorheit hätte, dort zu bleiben, so würde der Regen allein ohne Beihülfe eines Feindes im Stande sein, die ganze Armee aufzureiben.

Man hat als Grund für die Eilfertigkeit, mit der Lord W. Bentinck den Befehl zum Feldzug gab, angeführt, daß ein Aufschub von sechs Monaten, um die Regenzeit vorüber gehen zu lassen, die Zahl unserer Feinde zu sehr vergrößert haben würde: wirklich machten sich bei der ersten Nachricht von einem Bruch alle Unzufriedenen, 50 Meilen in der Runde, auf, um die Armee des Rajah zu verstärken. Wenn man aber bedenkt, daß das Gebiet, welches bei der Besetzung eigentlich in Betracht kam, nur 28 Stunden lang und 6 Stunden breit ist, und kaum für seine nicht sehr dichte Bevölkerung genug Subsistenzmittel darbietet, so ist augenscheinlich, daß die wahrscheinliche Vermehrung der Anzahl der Feinde die Schwierigkeiten, welche hauptsächlich in der Natur und Lage des Landes bestanden, nicht besonders vergrößert haben würde. Im Gegentheil, sobald die Witterung uns günstig war, so war auch unser Sieg gewiß, während man bei solcher Uebereilung Gefahr lief, mehrere Armeekorps vernichtet zu sehen, ein Unglück, dessen Folgen nicht zu berechnen gewesen wären. Wie aber dem sein

mag, das Glück begünstigte die Regierung, welche eine wahrhaft erstaunenswerthe Thätigkeit entwickelte. Vier Armeekorps machten sich zugleich auf den Marsch, um von vier Seiten zumal die Bergregion anzugreifen. Sie hatten Befehl, unabhängig von einander in das Land einzudringen, und nach einem Ziele, der Hauptstadt Merkara oder Madikara, als dem Vereinigungspunkt vorzurücken.

Die Hauptkolonne, die östliche genannt, marschirte von Bangalore aus. Sie wurde von Oberst Lindsay, dem Kommandanten des 39sten königlichen Regiments, als Generalmajor befehligt, und bestand aus jenem Regiment, zwei Seapoyregimentern, zwei Kompagnien der Elitekarabiniers und einem starken Genie- und Artillerie-Korps.

Die zweite, nördliche Kolonne ging von Bellary aus; ihr Kommandant war der Oberst Waugh, ein Mann ohne alle militärische Erfahrung, der sein ganzes Leben in den Schreibstuben der Verwaltung zugebracht hatte. Diese Kolonne bestand aus der Hälfte des 55sten Regiments (350 Kombattanten,) zwei Seapoyregimentern, einer Elitekompagnie Karabiniers, einer schwachen Abtheilung Artillerie mit zwei Sechspfündern und einer Berghaubitze, und einer noch schwächern Abtheilung Pionniers vom Geniekorps. Diese beiden letzten Waffengattungen hatten nur je einen Offizier.

Die dritte, südliche Kolonne bestand aus einem Halbregiment (das 48ste königliche) zwei Seapoyregimentern, einer Kompagnie Karabiniers, und aus einer Pionniers- und Artillerie-Abtheilung. Sie marschirte von Kananore aus und wurde von Oberst Steward Mackenzie befehligt.

Die vierte, westliche endlich, unter dem Kommando des Obersten George Jackson, hatte dieselbe Zusammensetzung wie die dritte, und ging von Mangalore aus.

Begreiflicherweise kann es nicht meine Absicht sein, in diesem Werke eine geschichtliche Darstellung jenes an sich sehr unbedeutenden Krieges zu geben; mein Vorsatz ist, wie bisher, die Sitten In-

diens zu beschreiben und namentlich durch die Thatsachen, deren Augenzeuge ich war, zu einer gerechten Schätzung des kriegerischen Werthes der eingeborenen Truppen Stoff zu geben; ich werde diese oft besprochene Streitfrage zu erledigen und später durch Zusammenstellung aller Feldzüge seit 1834 bis heute, zu einem völligen Abschluß zu bringen suchen. Vorerst aber will ich nur den kriegerischen Ereignissen bei der nördlichen Kolonne, wovon mein Regiment einen Theil ausmachte, folgen. Ihre Aufgabe war die schwierigste, denn sie hatte die rauhesten Engpässe und die furchtbarsten Vertheidigungslinien des Landes zu forciren.

Am 1sten April 1834 vier Uhr Morgens ertönten am Hauptquartier drei leichte Trommelschläge und wurden nach und nach auf der ganzen Linie wiederholt. Ich war schon angekleidet und verließ, die Degenkuppel festbindend, das Zelt, um meine Kompagnie aufzusuchen. Noch war keine Morgenröthe zu sehen, die Ausdünstungen der Berge verdüsterten den Glanz der Sterne, so daß es finstere Nacht war. Die Luft war stechend kalt und voll Thau, und ich richtete meine Schritte auf Gerathewohl gegen ein entferntes Feuer, als ich in der Dunkelheit auf Jemand stieß, den ich sogleich an der Stimme als meinen Obersten, Charles Mill, erkannte. Ich meldete ihm sogleich meine Ankunft und werde nie den freundlichen und väterlichen Empfang vergessen, mit dem der alte Soldat mich begrüßte. Man sah, daß er gerührt und über den Diensteifer erfreut war, mit dem ich seiner Aufforderung genügt und keine Anstrengung gescheut hatte, zur rechten Zeit bei der Fahne des Regiments zu erscheinen. Mein lieber Sohn, sagte er, mir die Hand drückend, ich hatte kaum gehofft, daß Sie uns noch erreichen könnten; und doch werden wir unsern Dolmetscher bei all' den Schwarzhäuten (er meinte die eingeborenen Truppen unserer Kolonne) wohl nöthig haben. Es ist wohl gut, ist recht gut, und ich will Ihnen Gelegenheit geben, sich auszuzeichnen, wobei ich mich für Sie verbürge. Er führte mich nun auf den Sammlungsplatz, wo schon

das Regiment zusammentrat. Als ich an meine Kompagnie kam, war es noch Nacht, und ich wurde nicht sogleich erkannt. Die Unteroffiziere visitirten die Gewehre und vertheilten die Patronen. Als dieß beendigt war, erhob ich plötzlich meine Stimme zum Kommandoruf und ließ die Reihen antreten. Ein schmeichelhaftes Gemurmel war der Ausdruck ihres Erstaunens, und hier zum erstenmal ließ ich der Liebe und Ergebenheit, die der englische Soldat gegen seine Vorgesetzten hat, Gerechtigkeit widerfahren. Ich hatte keinen besondern Anspruch auf ihre Anhänglichkeit; ich war immer so streng als gerecht gewesen, hatte aber nie im Zorn gestraft; auch war mein Grundsatz, daß ein bestraftes Vergehen auch ein vergessenes sein soll. Vielleicht verdankte ich meine Beliebtheit dem Mangel an Hochmuth, obgleich ich jede Vertraulichkeit weislich unterließ. Wie dem sei, diese Anhänglichkeit des englischen Soldaten, der gewöhnlich ein ausgemachter Taugenichts, und im gewöhnlichen Verkehr mit seinen Kameraden roh und brutal ist, aber gegen seinen Offizier, welcher ihm so wenig Mitgefühl erweist, volle Anhänglichkeit zeigt, ist beinahe unerklärlich; es ist die Zuneigung eines Hundes zu seinem Herrn, obgleich dieser ihn öfters züchtigt. Diese Anhänglichkeit ist um so schöner, da sie gänzlich ohne Hoffnung auf Erwiederung ist. Er betrachtet seinen Offizier als einen Gentleman, als ein seiner Natur nach verschiedenes, viel edleres und feineres Wesen, das man achten, lieben und vertheidigen muß. Während des ganzen Feldzugs hatten sie die größte Achtsamkeit für mich, wie eine Schaar Riesen, denen man ein delikates und leicht zerstörbares Geschöpf, einen kostbaren Schatz anvertraut hat, den sie mit aller Sorgfalt schützen müssen. Es war die Achtung eines wohlwollenden Gönners, doch ohne den Respekt im geringsten zu verletzen und zu schmälern. Diese Soldaten, welche unter einer so strengen Kriegszucht stehen, und oft wie Kinder oder Sklaven gezüchtigt werden, sind tapfer, gegen ihre Offiziere sanft, und gelehrig, wie keine in der Welt. Dieser Charakter

ist besonders dem irischen Soldaten eigen, welcher die halbe Anzahl der königlichen Truppen in Indien ausmacht. Er ist der Leithammel, er drückt der Masse sein Gepräge auf, er theilt ihnen seine Denkungs- und Redeart, seine Unterwürfigkeit, seine sorglose Gutherzigkeit mit. Er findet leicht ein Echo in dem Geist des achtbaren schottischen Hochländers. Der egoistischste, der wenigst liebenswürdige, der wenigst ritterliche ist der eigentliche Engländer, welcher aber glücklicherweise nur in geringem Verhältniß zur Zusammensetzung der indischen Armee beisteuert. In England dagegen, und in den Kolonien, wo der Dienst weniger mühsam und ungesund ist, herrscht das englische Element vor. In der ganzen englischen Armee ist das Verhältniß jener drei Nationen folgendes: Engländer 45,000, Irländer 40,000, Schotten 15,000; zusammen 100,000 Mann.

Der Tag brach an, als die Brigade sich zur Marschkolonne formirte. Der Marsch sollte in folgender Ordnung vor sich gehen: ein Vortrab, sechzig Mann von jedem Infanterieregiment und ein Sechspfünder; zusammen 220 Kombattanten, worunter 80 Europäer. Dann kam, dreihundert Schritte rückwärts, die Hauptarmee (2,000 Mann) nebst der Bagage, der Ambulanz und dem Bazar. Endlich, dreihundert Schritte weiter rückwärts, ein Nachtrab von 250 Mann, wo auch alle Abtheilungen der Armee vertreten waren. Die ganze Kolonne zählte somit nur 2,470 Kombattanten.

Um die Unzahl der Bedienten zu verringern, hatte der General befohlen, daß zwei Drittheile des Gepäckes in Kensum-Oskottah zurückbleiben sollten; drei Offiziere sollten sich zusammen mit einem Unterlieutenantszelte begnügen, und die Soldaten mit vier Zelten auf jede Kompagnie. Trotz dieser Vorsorge stieg die Zahl der Nonkombattanten bis auf 2,500 Menschen und das Transportvieh immer noch auf 1,038 Lastthiere *), ohne das Schlachtvieh zu

*)	Elephanten	8
	Kameele	200

rechnen. Unter der ersten Zahl begreife ich auch die vierzig Doulies, das heißt Krankenpalankine, wobei 240 Träger angestellt waren. Nie begibt sich ein Heer in Indien mit geringeren Mitteln auf den Marsch, woraus man abnehmen kann, wie bequem eingerichtet eine solche Armee ist, und welche Sorgfalt man auf die Soldaten verschwendet. Nicht Wohlwollen allein ist es, was die indische Armee mit solchem Wohlstand und solcher Behaglichkeit umgibt; es ist auch eine wohlverstandene Sparsamkeit. Der kostbarste Theil des Kriegsmaterials ist der europäische Soldat. Für seine immer freiwillige Anwerbung, für seine wenigstens ein Jahr lange Exerzirzeit, für seine Herreise rechnet man einen Aufwand von etwa 1,200 fl. So oft also eine Krankheit, oder zu starke Anstrengungen, oder Mangel an Sorgfalt einen Soldaten dem Dienst raubt, ist es ein Verlust von jener Summe für die indische Staatskasse. Man braucht nicht weiter nach der Ursache für jene Einrichtung à la Xerxes zu suchen.

Mit dem hellen Tage kamen wir an den Cavery, den wir fünfmal in einer Ausdehnung von 3 Wegstunden zu überschreiten hatten. Dieser Fluß macht dort, bei seinem Ursprung in jenen Gebirgen, sehr viele Krümmungen; er durchläuft später Mysore, Koimbetour, Karnatik, und ergießt sich endlich durch mehrere Mündungen in den bengalischen Meerbusen. Er ist der heiligste unter allen Flüssen des Dekan; die Anbeter des Wischnu verehren ihn wie den Ganges, und feiern jährlich die Vermählung eines ihrer Götter mit der Cavery-Flußgöttin. Unsere eingeborenen Truppen begrüßten ihn mit lautem Willkomm! Sobald man diesen Fluß überschritten hat, fühlt man sich in einer viel größeren, edleren Natur, als die einförmige Ebene war, die man verließ. Die ganze

---

Uebertrag	208
Offizierspferde	130
Ochsen, Esel und Maulthiere	700
	1,038.

Vegetation hat einen ungemein kräftigen Charakter. Es ist ein jungfräuliches Land, das noch ganz sein ihm vom Schöpfer verliehenes Gewand bewahrt hat. An der Abdachung, auf der Spitze dieser Berge zeichnet ein ewiges Grün, eine majestätische Haltung, ein hoher Stamm, ein ausgebreitetes Schattendach jene großen, dem Klima eigenthümlichen Bäume aus, neben denen die Könige unserer Wälder wie niedrige Vasallen sich ausnehmen würden. Der Teakbaum, welcher die Eiche durch seine unzerstörbare Eigenschaft, wie durch seine Schönheit übertrifft, und jetzt beim Schiffbau statt dieser angewendet wird, ist der Hauptbaum dieser Urwälder; neben ihm steht der Sandelbaum, dessen Holz die orientalischen Paläste mit seinem Wohlgeruch erfüllt, die Sykomore, der Eisenholzbaum. Ganze Garben von Bambus erheben sich zu unermeßlicher Höhe. Am Fuße dieser Riesenbäume bieten die Gesträuche und Kräuter Blumen und Früchte von den verschiedensten und sonderbarsten Gestaltungen, den lebhaftesten Farben, dem ausgesuchtesten Geschmack und Geruch dar. Der Ingwer, die Kardamome, der Pfeffer, der kriechende Betel ranken an jungen Stämmen hinauf, oder blühen unter dem Schatten jener hundertjährigen Aeste. Hier erscheinen die Lianen in ihrer ganzen Herrlichkeit; nirgends trifft man sie so abenteuerlich, so keck, so riesenmäßig. Namentlich in den Wäldern gegen die Malabarküste hin trifft man jenen Reichthum von rankenden Gesträuchen, welche Jacquemont **bauhinia racemosa** nennt und also beschreibt: „Ihre Strünke, biegsamen Kabeltauen ähnlich, „schlingen sich an den Bäumen empor, ziehen von einem zum an„dern, ranken sich um die Aeste und geben oft einem verdorrten „Stamm den Anschein des regsten Lebens und der blühendsten „Frische. Am Saum der Wälder sieht man überall ihre wunder„baren Gehänge.“ Jeden Augenblick muß man mit dem Mahomedaner ausrufen: Allah akbar! Gott ist groß!

Der Fluß war zu jener Jahreszeit nicht tief; doch mußten unsere Leute mehrmals die Schuhe und Strümpfe ausziehen, um

über die Fuhrten hinüber zu kommen. Dieß ging ohne Verwirrung und ohne einen feindlichen Widerstand von Statten. Am andern Ufer aufgestellt, drangen wir nun mit einem Male in jene Laubgewölbe des Urwaldes ein. Nie werde ich das Gefühl vergessen, als sich endlich die heißersehnte kriegerische Laufbahn vor mir öffnete, die mir ein hinreißendes Bild von Ruhm, Glück und Beförderung vor die Augen spiegelte. Ich empfand eine so tolle Freude, daß ich meinen ganzen Verstand zusammennehmen mußte, um nicht durch zu lebhafte Freudenbezeugungen lächerlich zu erscheinen; ich betete zum Himmel, der Feind möchte doch den Kampf nicht ausschlagen, sondern seine Hauptmacht gegen uns wenden. Der alte Soldat mag vielleicht über diese Thorheit eines jungen Menschen lächeln, aber er wird sie begreiflich finden. Ich hatte aber auch eine vortreffliche Stellung, um all' das Wunderbare, all' diese wilde Schönheit um mich her zu betrachten: ich war zwar nicht bei dem Vortrab, aber da man dorthin die Voltigeurs beordert hatte, so bildete meine Kompagnie, die siebente des 55sten Regiments, die vordere Spitze der Kolonne. Der schmale Weg nöthigte uns fast immer Einer nach dem Andern zu marschiren; ich ging daher als der erste Kombattant der Armee, mit Auge und Ohr aufmerksam, zitternd vor Neugier und Interesse. Außer den Angriffen der Feinde hatten wir noch alle die Thiere der Wälder, den Tiger, den Elephanten, die sich oft um die Oberherrschaft streiten, zu fürchten. Bei dem Geräusch unserer Schritte erhoben sich die Damhirsche, die Pfauen, die Auerhahnen; ein ungeheurer Eber eilte über den Weg und stürzte mit Geräusch in das dichte Gebüsch. Zahlreiche Banden von Affen begleiteten uns, indem sie mit einer vogelähnlichen Gewandtheit von Zweig zu Zweig hüpften, Gesichter schnitten und plapperten. Mehr als Einer hätte auf sie geschossen, um ihren Muthwillen und Spott zu bestrafen, wenn nicht alles Schießen streng untersagt gewesen wäre; oft auch täuschte ihre Anzahl, ihr Geschrei und ihr Geräusch uns so, daß wir den Feind in der Nähe

glaubten. Bei dieser fast mährchenartigen Thiermenge um uns her hätte man sich beinahe im Paradies oder bei der Arche Noäh glauben können; die ganze großartige und jungfräuliche Natur, die uns umgab, erhöhte die Illusion. Hie und da bewies ein alter Teakbaum, ganz weiß durch die Länge der Jahre, entlaubt und ohne Aeste, nur vom gänzlichen Umsturz durch die umstehenden Bäume gehalten, daß noch nie eine Axt in diese wilde Gegend gedrungen war. Oft konnten wir uns nur mit Mühe und mit zerrissenen Kleidern durch das Gestrüppe und die dichten Garben des Bambus durcharbeiten.

Wenn nach langem Zwischenraum sich eine Lichtung oder das angebaute Becken eines Waldbaches darbot, kamen wir gewöhnlich an einem elenden mit Palissaden versehenen Dorf vorüber, oder noch öfter an einer Anzahl Hütten, welche zwischen den Zweigen in der Höhe erbaut waren, um von da aus die Felder zu bewachen und vor den wilden Thieren zu schützen. Alles das war aber jetzt verlassen, und wir fingen schon an zu zweifeln, ob nur das Land bewohnt sei, als plötzlich einige deutliche Flintenschüsse von dem Vortrab her sich hören ließen, wonach bald der Donner der Kanonen ertönte. Wir rückten gerade in eine Lichtung heraus, an deren Ende man ein Dorf wahrnahm. Der Adjukant vom Dienst, der Lieutenant Heriot von meinem Regiment, sprengte sofort herbei, um mir den Befehl des Generals zu überbringen, daß ich mit meiner Kompagnie die linke Seite des Dorfes im Sturmschritt umgehen sollte. Wir eilten wie eine Meute dahin und kamen gerade noch recht, um einige nutzlose Schüsse auf den fliehenden Feind zu thun.

Morgens war ein Reiterei-Kontingent von der Armee des Rajah von Mysore zu uns gestoßen, um Antheil an dem Feldzug zu nehmen; es war dieß das einzige Korps von jener Armee bei der Kolonne. Sie erhielten im günstigsten Augenblick den Befehl zum Angriff und der Hauptmann und Kriegsintendant Le Hardy

stellte sich an ihre Spitze, um sie anzuführen. Sie folgten ihm einige Schritte, aber karakolirend, so daß sie nicht vorwärts kamen, und bald sah er sich allein mitten unter den Feinden; er mußte zurückreiten und überhäufte sie nun mit Vorwürfen. Eines ihrer Pferde hatte aber dennoch eine schwere Wunde bekommen, — sein eigener Reiter hatte ihm in der Herzensangst den Kopf mit der Lanze durchstoßen. Der General, voll Unwillen, schickte diese ganze Kanaille nach Kensuma-Ooskottah zur Bewachung der Bagage, eine Maßregel, deren Klugheit in Berechnung der ungeprüften Treue derselben noch sehr zweifelhaft war. In Folge dieses ersten Scharmützels hatten wir einen Todten beim 55sten Regiment und einige leicht verwundete Soldaten und Pferde. Der Feind ließ sich den Tag über nicht mehr sehen, und wir übernachteten nach einem Marsch von ungefähr 4 Wegstunden auf einer offenen Fläche bei dem Dorfe Ellumgod.

Den 2. April befand ich mich bei dem Vortrab mit meinem Freund Havilland und der zweiten Kompagnie meines Regiments. Um jeden Ueberfall zu vermeiden, waren die beiden Flanken durch die Elitenkarabiniers des 24sten Seapoy-Regiments gedeckt. Es waren dieß versuchte Soldaten, deren Muth eine lange Erfahrung im Gebirgskrieg gestählt und in ihrem Dienst vervollkommnet hatte. Oft rutschten sie wie Schlangen auf den Knien oder auf dem Bauche vorwärts; obgleich wie alle Indier zu einem Handgemenge unbrauchbar, besaßen sie Kaltblütigkeit und standen gut im Feuer. Ihr Betragen war damals und bei allen Gelegenheiten untadelhaft. Dieß kann ich durchaus nicht von allen Andern unserer Truppe sagen. Gegen 7 Uhr Morgens verursachte ein einziger Flintenschuß, an der Spitze der Kolonne abgefeuert, eine solche Verwirrung unter den Eingeborenen, die bei dem Vortrabe waren, daß sie ohne alle Ordnung ein Rottenfeuer rechts und links auf unsere eigenen Plänkler gaben. Mit äußerster Mühe konnten wir dieses Feuern zum Aufhören bringen, bei dem die Seapoyen in ihrem Schrecken

in den dichten Wald schoßen, ohne irgend einen Gegenstand wahrzunehmen.

Dieser kleine Vorfall, und die Gewißheit eines baldigen Zusammentreffens mit dem Feinde ließen uns die bisherige Anordnung ändern. Die Karabinier- (Schützen-) Kompagnie, welche Ruhe und Kaltblütigkeit bewiesen hatte, wurde zurück beordert, um die Bagage, welche so eben lebhaft angegriffen wurde, zu beschützen. Ich wurde mit fünfzehn Unteroffizieren und Soldaten meines Regiments auf die linke Flanke geschickt, wobei mich Hauptmann Longworth mit einer halben Kompagnie des 9ten Seapoy-Regiments begleitete. Eine ähnliche Anordnung wurde auf der rechten Flanke getroffen und man verstärkte den Vortrab selbst mit einer Kompagnie des 55sten Regiments, welche bisher bei der Hauptkolonne gewesen war. So vermehrte man an den Orten, wo es sich um einen eigentlichen Kampf handelte, die Zahl der Europäer, auch wenn der ganze Kern nur, wie hier, 380 Mann betrug, während man die Zahl der Eingeborenen verminderte. Eine gewisse, verhältnißmäßige Anzahl Europäer ist für die Spitze einer jeden Kolonne nöthig, um die Eingeborenen ins Feuer zu führen.

Als das ganze Armeekorps sich gesammelt und in Ordnung gestellt hatte, setzten wir uns gegen Mittag wieder in Marsch. Ein Spion benachrichtigte den General, daß wir nicht mehr weit von einem Verhau entfernt seien, das der Feind quer über den Weg gemacht hatte, um den Engpaß von Kassan-Ali zu versperren. Ich erhielt nun vom Generaladjutanten Derville den Befehl, in der linken Diagonale vorzurücken, die Anhöhe zu ersteigen und hinter der Redoute mich dem Engpaß wieder zu nähern. Die Abtheilung auf der rechten Flanke sollte eine ähnliche Bewegung ausführen, während der übrige Theil des Vortrabs und die Hauptkolonne einen Frontangriff versuchen wollten. Aber man muß bedenken, daß der Generalstab keine irgend genaue Karte von der Gegend hatte, daß man die Richtung der Straße gar nicht kannte, und daß der Ge-

neral es nicht einmal für nöthig hielt, vorher eine Rekognoscirung vorzunehmen. Er hatte irgendwo gelesen, daß man im Kriege die Hindernisse umgehen müsse, aber er meinte, dieß könne immer geschehen, sogar im Angesicht des Feindes, unter der Eingebung des Augenblicks ohne irgend vorausgehende Erkundung der Lokalität. Alle Verluste dieses und des folgenden Tages waren die Folge von diesem unvorsichtigen Eigendünkel.

Mit unserer kleinen Truppe, die ungefähr 60 Mann betragen mochte, stürzten wir uns, Hauptmann Longworth und ich, dem empfangenen Befehl gemäß, blindlings in das schwierige Terrain. Es war ein langer, harter Kampf mit der Natur; während 2 Stunden kamen wir kaum vorwärts, Einer hinter dem Andern, indem wir uns mit dem Säbel und mit der Axt Bahn brachen; unaufhörlich fielen aus den Hütten, die 40 Fuß über dem Boden in den Zweigen der Bäume erbaut waren, Schüsse auf uns, die wir nicht erwiedern konnten, und die uns bei einiger Geschicklichkeit der Schützen, bald gänzlich aufgerieben hätten. Erschöpft, außer Athem, fingen wir an uns in diesem Labyrinth von Bäumen und Bambusrohr gänzlich zu verlieren und zu verwirren, als der Donner der Kanonen und ein lebhaftes Gewehrfeuer uns den Weg zeigte. Neu belebt und elektrisirt wandten wir uns dem Kampfplatze zu, indem wir aber unsere linke Richtung beizubehalten glaubten. Aber als wir aus dem Gehölz heraustraten, fanden wir uns auf der Straße, die wir rechts gelassen zu haben wähnten, gerade hinter dem Vortrab, und unmittelbar dem Engpaß und dem feindlichen Verhau gegenüber. Die rechts abgeschickte Abtheilung war um nichts glücklicher, und war noch nicht einmal angekommen. Man hatte somit nur die Wahl, nochmals rückwärts zu gehen, wenn man die Verschanzung umgehen wollte, oder sie sogleich anzugreifen, um sie vielleicht im Sturm zu nehmen.

Die Stellung des Feindes war eine einfache Verschanzung, ein Glacis, eine Brustwehr und ein bedeckter Weg, die von einem

Gebirgskamm zum andern quer über den Weg gelegt waren. Die Brustmauer, an der schwachen Seite vor der Straße sehr hoch aufgeführt und überdieß von zwei Kanonen vertheidigt, erschien an den Böschungen der anliegenden Berge niederer. Der Glacis war beinahe in seiner ganzen Breite unterminirt; an manchen Stellen hatte man tiefe Gruben gemacht, welche, mit Zweigen und Rasen bedeckt, vollkommen dem Boden gleich sahen.

So war ganz einfach die Lage der Dinge bei unserer Ankunft. Unser Oberanführer, General Waugh, hatte sich im vollen Vertrauen auf seine weisen Befehle, weit weg zur Bagage begeben und kümmerte sich um nichts. Der erste Offizier vom Dienst bei dem Vortrab hatte diesen Grad durch Anciennität ohne alles Verdienst erlangt, war völlig unfähig, und ließ seine Leute im Feuer, dem er sich selbst unnöthig aussetzte, stehen, ohne einen Befehl zu geben oder einen Entschluß fassen zu können. Als ich um mich sah, erblickte ich den Hauptmann (jetzt Oberstlieutenant) Warren vom 55sten Regiment mit der 5ten Kompagnie, die als Plänkler aufgelöst war, in dem Niederholz zur rechten Seite der Straße. Unsere Grenadiere, auf den Knieen liegend, unterhielten ein ganz nutzloses Gewehrfeuer, und verloren viele Leute; ebenso war im Gebüsche links Kapitän Mak Lean mit etwa 50 Soldaten von unserm Regiment. Ich suchte die Seapoyen, sie waren nirgends zu sehen, während die Handvoll Europäer überall war. Wo waren sie denn? Nicht weit ohne Zweifel, denn sie erschienen sogleich nach dem Treffen. Doch, ich habe etwas vergessen! Zwei von ihnen hatten uns den ganzen Tag nicht verlassen; wie zwei treue Hunde folgten sie dem tapfern Hauptmann Longworth, aber nicht aus Tapferkeit: es war eine persönliche Anhänglichkeit und Treue, sonst nichts.

Jetzt ergriff Kapitän Warren, von der Unfähigkeit des Stabsoffiziers überzeugt, das Kommando. Da er die Schwäche der linken Flanke sah, schickte er mich zur Verstärkung und begab sich

selbst auf Rekognoszirung. Wie ich den Meinigen voraussteig, trat ich auf den falschen Rasboden, welcher eine jener Gruben bedeckte, und nun unter mir wich. In den Boden der Grube waren Lanzen und spanische Reiter eingesteckt, die mich getödtet oder wenigstens schwer verwundet haben würden. Kapitän Warren faßte mich glücklicherweise noch am Arm und zog mich mit Hülfe jener beiden Seapoyen heraus. In demselben Moment wurde einer der Letzteren durch einen Dreipfünder in den Unterleib tödtlich getroffen, was dem Seapoy-Regiment Nro. 9, das den andern Tag mit Verwunderung von seinen Thaten sprechen hörte, eine lange Lobrede eintrug. Durch die Rekognoszirung auf der linken Flanke erkundete man das Terrain vollkommen, und war nun gewiß, welcher Weg eingeschlagen werden müßte, um die Stellung wegzunehmen. Wirklich gab auch Kapitän Warren den Befehl, auf beiden Seiten zugleich die Böschungen anzugreifen, da wo die Brustwehr nicht so hoch und gar kein Glacis war. Wir beantworteten diesen Befehl mit dem englischen Hurrah, und stürzten uns im Sturmschritt, den Säbel und das Bayonnet in der Faust gegen die Brustwehr, die wir überstiegen. Die englischen Grenadiere stiegen, um nicht die Letzten zu sein, an den Schießscharten hinauf und hielten sich an den Kanonenmündungen. Diese entscheidende Bewegung, welche das Gefecht endete, kostete nicht einen Mann. Der Feind, welcher unser Feuer mit Kaltblütigkeit ausgehalten hatte, entfloh bei unserm Sturmangriff. Es ist eine unbegreiflich magische Wirkung, welche der Anmarsch einer Linie Europäer mit blitzenden Augen und dröhnendem Schritt verursacht. Die tapfersten Asiaten konnten seit Alexander bis heute nicht davor Stand halten, nnd werden es nie können. Es ist, wie man von der Schlange sagt, sie umstricke die Vögel mit ihrem Zauber; ihre Herzen werden zu Eis, ihre Knie wanken, sie fliehen, und wäre es in die Arme des Todes. Ein einziger Kanonier ließ sich bei seinem Geschütz tödten. Das 55ste Regiment hatte mehrere schwer Verwundete, einen Lieutenant

und 18 Soldaten; von den Eingeborenen war nur jener einzige Verlust zu beklagen, von dem ich oben gesprochen habe.

Nachdem wir die beiden feindlichen Kanonen vernagelt und die Verschanzung zerstört hatten, rückten wir noch eine Meile vor und schlugen unser Lager bei dem Dorfe Kassan-Ali, auf einem Reisfelde.

Gegen Abend brachte eine Streifwache mehrere Gefangene herbei, die man in dem Gebüsche erwischt hatte. Sie trugen die charakteristische Kleidung der Gebirgsbewohner. Diese Kleidung besteht in einem weitärmeligen Rock, der kaum bis auf die Knie reicht, und um den Leib mit einem Gürtel von weißem Mousselin befestigt wird. Dieß Tunika ist meist braun oder blau und mit einem helleren Stoff gefüttert und gut wattirt. Darunter tragen sie Hosen, welche oben weit, unten eng sind; Turbane haben sie von allen Farben. Die Männer dieser Gegend tragen beinahe alle auf dem nackten Arm ein Amulet; dieß ist ein Stückchen Papier oder ein Palmblatt, worauf ein Priester einige Worte in Sanskrit geschrieben hat, und das sorgfältig in ein kleines Schächtelchen von Holz oder Horn eingefaßt ist. Dieselbe Sitte ist auch in der Ebene, wo die Braminen, wie es sich versteht, das Monopol haben.

Was ihre Waffen betrifft, so trug einer eine sechs Fuß lange Luntenflinte; der Lauf dieses Gewehrs ist ziemlich eng, aber sehr schwer und mit Palmried an den Schaft befestigt. Eine solche Waffe ist nicht geschickt zum Tragen, aber aufgelegt schießt sie gut. Anstatt unseres Stein- oder Piston-Schlosses hat diese Flinte nur eine einfache Pfanne, um einige Körnchen groben Pulvers im Augenblick des Abschießens darauf zu legen, welche durch eine brennende Lunte angesteckt werden. Diese Lunte ist um die Lenden des Soldaten befestigt und schon oft ist ein solcher, der bei einer Verwundung die Lunte nicht mehr abstreifen konnte, lebendig verbrannt. Der andere Indier hatte einen Bogen, Köcher und Pfeile; Beide trugen als Säbel eine ungeheure Hippe, Koukrie genannt,

mit sehr kurzem, hölzernem Handgriff, aber sehr (in der Mitte 4 Zoll) breiter Klinge. Ich kenne kein furchtbareres Instrument; man kann seinen Hieb nicht pariren, und ein Schlag reicht hin, den Kopf abzuhauen. Bei den engen Fußpfaden des Waldes, wo man mit einer ungemein kräftigen Vegetation, die sich fortwährend erneuert, zu kämpfen hat, ist dieß eines der bequemsten Instrumente: es dient zum Hausgebrauch und zur Waffe.

Da ich den Auftrag hatte, diese Gefangenen zum General zu führen, so war ich von einer Scene Zeuge, welche der europäischen Civilisation wenig Ehre machte; man forderte von ihnen, sie sollten uns als Führer dienen, und, da sie die Verschanzungen auf dem Wege kennen müßten, uns in den Rücken derselben bringen. Für diese Verrätherei bot man ihnen eine beträchtliche Summe. Sie verwarfen den Antrag mit einer Art von Indignation, die nicht ohne edlen Anschein war, indem sie versicherten, sie würden lieber sterben. Der General ließ ihnen nun die Wahl: entweder Verrath oder den Galgen, und man befestigte an einen Ast schon den Strick, dessen Schlinge dem anscheinend Klügsten um den Hals gelegt ward. Als der Knoten sich zu schließen begann, schien sich der Mann zu bedenken; er machte ein Zeichen, daß er jenen Vorschlag annehme und sagte wenige Worte in einem uns unverständlichen Dialekt zu seinem Kameraden, der seine Zustimmung ebenfalls gab. Wir erfuhren nun, daß wir nur noch zwei Stunden von der berühmten Position von Bakh entfernt waren, wo eine Abtheilung von der Armee Typpoo's zernichtet wurde, als sie in das Land einzudringen versuchte; daß fortlaufende, furchtbare Verschanzungen eine Schlucht, deren natürliche Schwierigkeiten schon beinahe unübersteiglich waren, versperrten und daß endlich diese Verschanzung von einer ausgesuchten Mannschaft, unter der Anführung jenes berühmten Poligaren, Coungol-Naik, vertheidigt werde. Der Vater und zwei seiner Brüder waren theils auf dem Schaffot, theils im Kampfe gegen England umgekommen; er hatte geschworen, daß wir nur über seinen

Leichnam vorbringen sollten und daß er hoffe, hier an uns seine Familie zu rächen. Diese Erzählung, welche vortrefflich mit dem zusammenstimmte, was der General von seinen Spionen erfahren hatte, überzeugte diesen von der Wahrhaftigkeit und Treue der Gefangenen, und er glaubte, man könne sich ihnen mit vollem Vertrauen als Führern überlassen. Wenn ich ihre düstere, entschiedene, und bis zum wilden Trotz ernste Physiognomie betrachtete, so urtheilte ich ganz anders. Ihre Stirne war zu erhaben, ihr Gang zu stolz, ihr Blick zu durchdringend, als daß sie ihr Vaterland hätten verrathen können. Sie versprachen uns an die Verschanzung zu führen; ich hatte das Vorgefühl, daß sie uns zur Schlachtbank führen würden. Ich bin heute noch überzeugt, daß sie sich nur deßhalb hatten fangen lassen.

Wie dem sei, ich übergab meine Gefangene der Hauptwache und eilte zu meinem Regiment zurück. Alle meine Kameraden waren schon in dem prächtigen Zelte versammelt, das uns als Salon und Speisesaal diente. Bei unserm Anblick hätte gewiß Niemand geglaubt, daß wir im Feld, mitten in einem feindlichen Land, am Abend eines Gefechts und am Vorabend einer Schlacht uns befänden. Ein Halbdutzend Diener bereitete um den Mast, der unsern ungeheuern Pavillon trug, einen Akajou-Tisch für vierzehn Personen; dieß war die Anzahl der Offiziere vom 55sten Regiment, welche bei dem Feldzuge anwesend waren. Die Zahl hätte doppelt so groß sein sollen, aber die Lücken, welche durch die Cholera und andere Unfälle gemacht worden waren, hatten noch nicht ersetzt werden können. Ein damaszirtes Tischtuch bedeckte die polirte Oberfläche der Tische, um wiederum unter dem reichen, wunderschönen Silberzeug, dem Porzellain von Birmingham, den Gedecken von London, den kostbaren Kristallen, den feinen Weinen aller Länder, den massiven silbernen Leuchtern zu verschwinden; man hätte es für ein petit souper von jungen Sybariten halten sollen, so ausgesucht, elegant und reizend war Alles. In dem

andern Theil des Zeltes, welcher als Salon diente, lagen Londner Zeitungen, Revüen, Landkarten; es schien ein bequemes Lesekabinet. In einiger Entfernung sah man zwei andere Zelte, schwarz, aber hell erleuchtet, wie die Werkstätte des Vulkan: es waren die Zelte des Haushofmeisters und des Kochs. Ein Dutzend Feuer prasselten zugleich, während die Küchejungen arbeiteten, hin und her liefen und am ganzen Körper vor Geschäft und Hitze schwitzten. Man brauchte einen Elephanten, um dieses gemeinschaftliche Zelt (the mess tent) zu tragen, vier Kameele für die Küche, das Mobiliar und die Weine. Um 7 Uhr saßen wir im hell erleuchteten Saal an einer Mahlzeit von 3 Gängen: nicht viele Gerichte, aber eines Lukullus würdig. Zum erstenmal war unsere Unterhaltung matt, oder vielmehr unterbrochen und abgerissen. Nach der Suppe (Molligatowny), einer Art gewürzter Fleischbrühe, besprach man die Erzählungen der Gefangenen und die Wahrscheinlichkeit eines blutigen Kampfes am nächsten Tage; man ließ den verflossenen Tag, die Ungeschicklichkeit des Oberbefehlshabers nicht unberührt, und vermuthete daraus Unglück für den kommenden Tag. Der Oberst allein, zurückhaltender als wir, äußerte keinen Tadel und legte uns öfters Stillschweigen auf, indem er unsere strengen Urtheile schalt, offenbar selbst aber dieselbe Ansicht hatte. Unwillkürlich wandte sich das Gespräch immer wieder darauf und wurde jedesmal durch eine ungeduldige Pause unterbrochen, als ein Unteroffizier vom Dienst mit dem Befehlbuche eintrat: es enthielt die Anordnungen für den nächsten Tag und die Namen der Offiziere, welche bei dem Vortrabe Dienst thun sollten. Zum erstenmal erweckte diese Lektüre kein ganz freudiges Gefühl: es war, wie immer, feuriger Eifer und ein ungeheuchelter Wunsch, unter der kleinen Anzahl derer zu sein, die den Ehrenposten hatten; aber diese Empfindung machte bald einem brüderlichen und rührenden Mitgefühl für die Platz, welche der Generaladjutant besonders zu dem gefährlichen Tagewerk auserlesen hatte. Händedrücke und

stumme Wünsche wurden gewechselt und die liebenswürdige englische Phrase: god bless you! (Gott schütze und segne Euch!) ertönte über die Tafel hin. Jeder näherte sich seinem befreundetsten Waffengefährten und es entstanden leise Zwiegespräche, wo von Testamenten und letzten Abschieden an die Heimath die Rede war. Eine sanfte, aber enthusiastische Melancholie, tief und voll von Träumen der Zukunft, verbreitete sich über die ganze Versammlung. Gegen neun Uhr trank man den letzten Toast auf die Ehre unserer Fahne und einen glücklichen Kampf, und trennte sich, nachdem unser Oberst uns noch in einer kurzen Anrede zu der günstigen Gelegenheit, uns auszuzeichnen, Glück gewünscht hatte.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Warren, Édouard <<de>>,

Das englische Indien im Jahr 1843 von Ed. von Warren. Uebers. von C. A. Schmitt

Bd.: 1

Stuttgart 1846

H.as. 4603-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10434125-5